This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

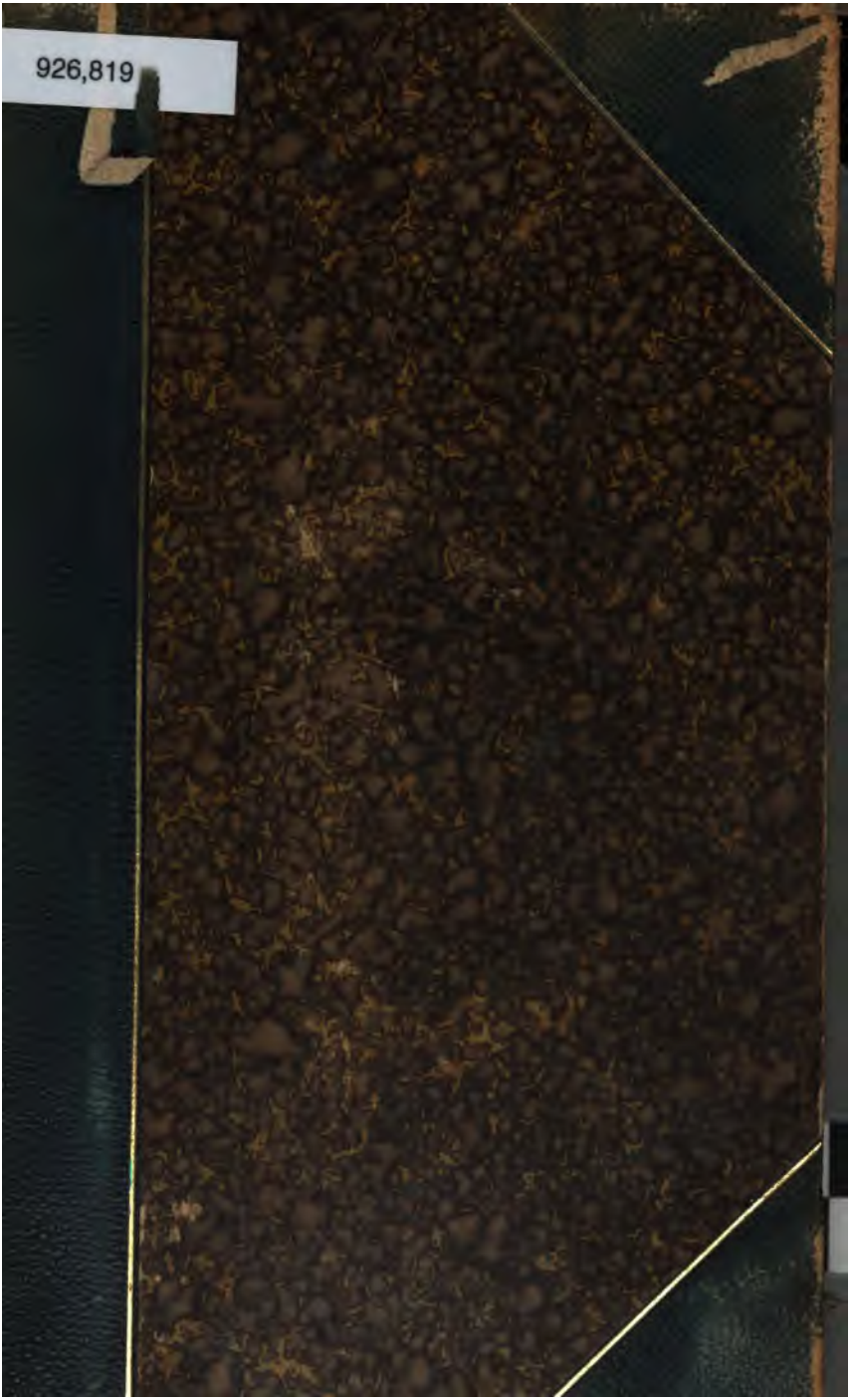
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

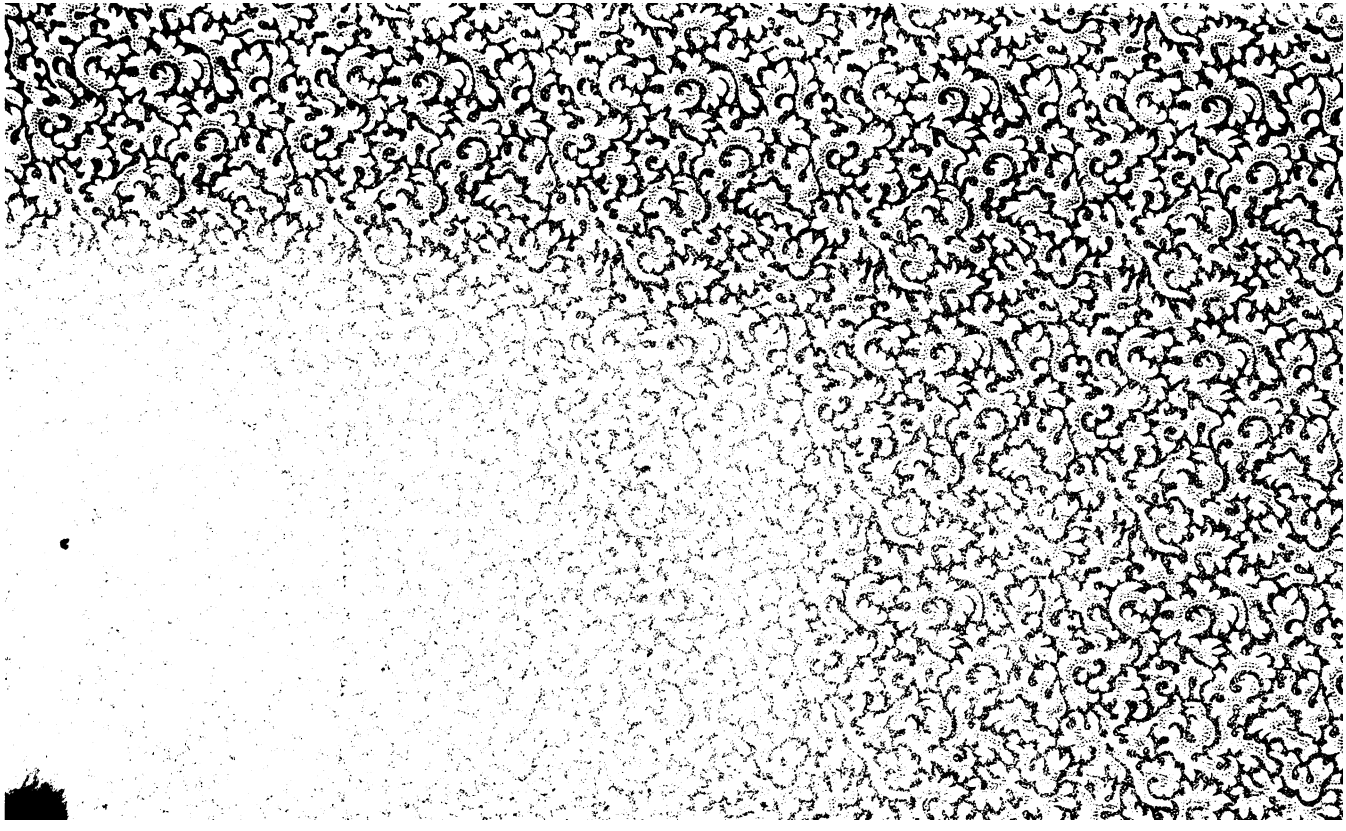
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

926,819



The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



838
G6
G4
1885
v.13

Gespräche mit Goethe.

Dritter Theil.

27718

Gespräche mit Johann Wolfgang von Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen

von

Heinrich Düntzer.

In drei Theilen.

Nebst neuem Register.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1885.

Vorrede des Verfassers

zum dritten Theile.

Indem ich endlich diesen längst versprochenen dritten Theil meiner „Gespräche mit Goethe“ abgeschlossen vor mir sehe, beglückt mich das freudige Gefühl überwundener großer Hindernisse.

Mein Fall war sehr schwierig. Er glich dem eines Schiffers, der nicht mit dem Winde segeln kann, der heute weht, sondern mit großer Geduld oft wochen- und monatelang einen Fahrwind erwarten muß, wie er vor Jahren geweht hat. Als ich so glücklich war die beiden ersten Theile zu schreiben, konnte ich gewissermaßen mit gutem Winde gehen, weil mir damals das frischgesprochene Wort noch in den Ohren klang und der lebendige Verkehr mit jenem wunderbaren Manne mich in dem Element einer Begeisterung erhielt, wodurch ich mich zum Ziele getragen fühlte wie auf Flügeln.

Jetzt aber, wo jene Stimme schon seit vielen Jahren

verſtummt iſt und das Glück jener perſönlichen Berührungen ſo weit hinter mir liegt, konnte ich die ſo nöthige Begeiſterung nur in ſolchen Stunden erlangen, wo es mir vergönnt war in mein eigenes Inneres zu gehen und in ungeſtörter Vertiefung das Vergangene wieder zu friſchen Farben zu beleben, wo es denn anfing ſich zu regen, und ich große Gedanken und große Charakterzüge vor mir liegen ſah, gleich Gebirgen, fernen zwar, aber deutlich und wie von der Sonne des wirklichen Tages beſchienen.

So kam mir denn die Begeiſterung aus der Freude am Großen; das Einzelne des Ideengangs und mündlichen Ausdrucks ward wieder friſch, als ob ich es geſtern erlebt hätte. Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den beſondern lieben Klang ſeiner Stimme, die mit keines andern zu vergleichen. Ich ſah ihn wieder abends in ſchwarzem Frack und Stern bei heller Erleuchtung ſeiner Zimmer im geſelligen Kreiſe ſcherzen und lachen und heiteres Geſpräch führen. Dann andern Tags bei ſchönem Wetter war er im Wagen neben mir, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über ſeine Knie gelegt. Seine Geſichtsfarbe braun-geſund wie die friſche Luft; ſein Geſpräch geiſtreich in die freie Welt hinein, das Geräuſch des Wagens übertönend. Oder ich ſah mich abends bei ſtillem Kerzenlicht wieder in ſein Studirzimmer verſetzt, wo er im weißen flanellenen Schlafrock am Tiſche mir gegenüberſaß, milde wie die Stimmung eines gut verlebten Tags. Wir ſprachen über große und gute Dinge,

er kehrte das Edelſte, was in ſeiner Natur lag, mir entgegen; mein Geiſt entzündete ſich an dem ſeinigen. Es war zwiſchen uns die innigſte Harmonie; er reichte mir über den Tiſch herüber ſeine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wol ein neben mir ſtehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu ſagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in ſeinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugeſellt, und ſeine Worte klangen wieder wie ehemals.

Aber wie es auch ſonſt im Leben zu gehen pflegt, daß wir wol eines geliebten Todten gedenken, doch bei dem Geräuſch des fordernden Tags oft wochen- und monatelang nur flüchtig, und daß die ſtillen Augenblicke einer ſolchen Vertiefung, wo wir ein vor uns dahingegangenes Geliebtes in der ganzen Friſche des Lebens wieder zu beſitzen glauben, zu den ſeltenen ſchönen Stunden gehören, ſo erging es mir auch mit Goethe.

Es vergingen oft Monate, wo meine Seele, durch Berührungen des täglichen Lebens hingenommen, für ihn todt war und er meinem Geiſte mit keinem Worte zuſprach. Und wiederum traten andere Wochen und Monate unfruchtbarer Stimmung ein, wo in meinem Gemüthe nichts keimen und nichts blühen wollte. Solche nichtige Zeiten mußte ich mit großer Geduld nutzlos vorübergehen laſſen, denn das in ſolchen Zuſtänden Geſchriebene wäre nichts werth geweſen. Ich mußte vom guten Glücke die Wiederkehr von Stunden erwarten, wo das Vergangene mir in voller Lebendigkeit gegenwärtig und mein Inneres an geiſtiger Kraft und ſinnlichem Behagen auf

einer Höhe ſtand, um zur Einkehr Goethe'ſcher Gedanken und Empfindungen eine würdige Behauſung zu ſein. Denn ich hatte es mit einem Helden zu thun, den ich nicht durfte ſinken laſſen. In der ganzen Milde der Geſinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geiſtes und in der gewohnten Würde einer hohen Perſönlichkeit mußte er erſcheinen, um wahr zu ſein — und das war keineswegs etwas Geringes!

Mein Verhältniß zu ihm war eigenthümlicher Art und ſehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meiſter, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungsbedürftigen zum Bildungsreichen. Er zog mich in ſeine Kreiſe und ließ mich an den geiſtigen und leiblichen Genüſſen eines höhern Daſeins theilnehmen. Oft ſah ich ihn nur alle acht Tage, wo ich ihn in den Abendſtunden beſuchte; oft auch jeden Tag, wo ich mittags mit ihm bald in größerer Geſellſchaft, bald tête-à-tête zu Tiſche zu ſein das Glück hatte.

Seine Unterhaltung war mannichfaltig wie ſeine Werke. Er war immer derſelbige und immer ein anderer. Bald occupirte ihn irgendeine große Idee, und ſeine Worte quollen reich und unerſchöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo alles in Blüte ſtand und man, von dem allgemeinen Glanze geblendet, nicht daran dachte, ſich einen Strauß zu pflücken. Zu andern Zeiten dagegen fand man ihn ſtumm und einſilbig, als lagerte ein Nebel auf ſeiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war als wäre er voll eiſiger Kälte und als ſtriche ein ſcharfer Wind über Reif- und Schneefelder. Und

wiederum wenn man ihn ſah, war er wieder wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büſchen und Hecken entgegenjubeln, der Kukuk durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieſelt. Dann war es eine Luſt, ihn zu hören; ſeine Nähe war dann beſeligend, und das Herz erweiterte ſich bei ſeinen Worten.

Winter und Sommer, Alter und Jugend ſchienen bei ihm im ewigen Kampfe und Wechſel zu ſein; doch war es an ihm, dem Siebzig- bis Achtzigjährigen, wol zu bewundern, daß die Jugend immer wieder obenauf war und jene angedeuteten Herbſt- und Wintertage zu ſeltenen Ausnahmen gehörten.

Seine Selbſtbeherrſchung war groß, ja ſie bildete eine hervorragende Eigenthümlichkeit ſeines Weſens. Sie war eine Schweſter jener hohen Beſonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr ſeines Stoffs zu ſein und ſeinen einzelnen Werken diejenige Kunſtvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenſchaft aber ward er, ſo wie in manchen ſeiner Schriften, ſo auch in manchen mündlichen Aeußerungen, oft gebunden und voller Rückſicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbſtbeherrſchung ihn verließ, dann ward ſein Geſpräch jugendlich dahinbrauſend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergſtrome. In ſolchen Augenblicken ſagte er das Größte und Beſte, was in ſeiner reichen Natur lag, und von ſolchen Augenblicken iſt es wol zu verſtehen, wenn ſeine frühern Freunde über ihn geäußert,

daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes. So sagte Marmontel von Diderot, daß wer diesen nur aus seinen Schriften gekannt, ihn nur halb gekannt, daß er aber, sobald er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft geworden, einzig und hinreißend gewesen.

Darf ich nun hoffen, daß von jenen glücklichen Momenten in diesen Gesprächen manches festzuhalten mir gelungen, so mag es diesem Bande nicht weniger zugute kommen, daß darin eine doppelte Spiegelung von Goethe's Persönlichkeit stattfindet, einmal nämlich gegen mich und dann gegen einen jungen Freund.

Herr Soret aus Genf, als freisinniger Republikaner zur Leitung der Erziehung Sr. königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs im Jahre 1822 nach Weimar berufen, hatte von gedachtem Jahre bis zu Goethe's Tode zu ihm gleichfalls ein sehr nahes Verhältniß. Er war in Goethe's Hause ein häufiger Tischgenosse, auch in seinen Abendgesellschaften ein oft und gern gesehener Gast. Außerdem boten seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse vielfache Berührungspunkte zu einem dauernden Umgange. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethe's Krystalle, sowie seine Kenntnisse der Botanik ihn fähig machten, Goethe's „Metamorphose der Pflanze" ins Französische zu übersetzen und dadurch jener wichtigen Schrift eine größere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe ferner führte ihn gleichfalls oft in Goethe's Nähe, indem

er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs und Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin ihm zu Besuchen bei Goethe Veranlassung gaben.

Von solchen persönlichen Berührungen hat nun Herr Soret in seinen Tagebüchern häufig Notiz genommen und vor einigen Jahren die Güte gehabt, ein daraus zusammengestelltes kleines Manuscript mir in dem Sinne zu übergeben, daß es mir gestattet sein solle, das Beste und Interessanteste in meinen dritten Band chronologisch zu verweben.

Diese in französischer Sprache abgefaßten Notizen waren bald ausführlich, bald aber nur flüchtig und lückenhaft, so wie die eiligen, oft sehr geschäftsreichen Tage des Verfassers es ihm hatten erlauben wollen. Da jedoch in dem ganzen Manuscript kein Gegenstand vorgekommen, der nicht zwischen Goethe und mir wiederholt und ausführlich wäre besprochen worden, so waren meine eigenen Tagebücher ganz geeignet, das von Soret Geschriebene zu ergänzen, dort gelassene Lücken auszufüllen und das oft nur Angedeutete in hinlänglicher Entwickelung darzustellen. Alle Gespräche jedoch, bei denen das Manuscript von Soret zu Grunde liegt oder stark benutzt worden, wie es besonders in den beiden ersten Jahren der Fall, sind oben am Datum mit einem * bezeichnet, um sie von denen, die blos von mir sind, und welche bis auf weniges die Jahre von 1824 bis 1829 und einen großen Theil von 1830, 1831 und 1832 ausmachen, zu unterscheiden.

Und so wüßte ich nun weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich diesem lange und mit Liebe gehegten dritten Bande dieselbe gute Aufnahme wünsche, wie sie in so reichlichem Maße den beiden ersten zutheil geworden.

Weimar, den 21. December 1847.

Johann Peter Eckermann.

1822.

Sonnabend den 21. September 1822.*

Diesen Abend bei Goethe mit Hofrath Meyer. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Mineralogie, Chemie und Physik. Die Phänomene der Polarisation des Lichts schienen ihn besonders zu interessiren. Er zeigte mir verschiedene Vorrichtungen, größtentheils nach seinen eigenen Angaben construirt, und äußerte den Wunsch, mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Gesprächs immer freier und mittheilender. Ich blieb länger als eine Stunde, und er sagte mir beim Abschiede viel Gutes.

Seine Gestalt ist noch schön zu nennen, seine Stirn und Augen sind besonders majestätisch. Er ist groß und wohlgebaut und von so rüstigem Ansehen, daß man nicht wohl begreift, wie er sich schon seit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Gesellschaft und an Hof zu gehen.

Dienstag den 24. September 1822.*

Den Abend bei Goethe zugebracht mit Meyer, Goethe's Sohn, Frau von Goethe und seinem Arzt Hofrath Rehbein. Goethe war heute besonders lebhaft. Er zeigte mir prächtige Lithographien aus Stuttgart, etwas so Vollkommenes in dieser Art wie ich noch nicht gesehen. Darauf sprachen wir über wissenschaftliche Dinge, besonders über die Fortschritte der Chemie. Das Jod und das Chlor beschäftigten Goethe vorzugsweise; er sprach über diese Substanzen mit einem Erstaunen, als ob ihn die neuen Entdeckungen der Chemie

ganz unvermuthet überraſcht hätten. Er ließ ſich etwas Jod hereinbringen und verflüchtigte es vor unſern Augen an der Flamme einer Wachskerze, wobei er nicht verfehlte uns den violetten Dunſt bewundern zu laſſen, als freudige Beſtätigung eines Geſetzes ſeiner Theorie der Farben.

Dienstag den 1. October 1822.*

Bei Goethe zu einer Abendgeſellſchaft. Ich fand unter den Anweſenden auch Herrn Kanzler von Müller, Präſidenten Peucer, Dr. Stephan Schütze und Regierungsrath Schmidt, welcher letztere einige Sonaten von Beethoven mit einer ſeltenen Vollkommenheit vortrug. Hohen Genuß gewährte mir auch die Unterhaltung Goethe's und ſeiner Schwiegertochter, die, jugendlich heiter, mit einem liebenswürdigen Naturell unendlich viel Geiſt verbindet.

Donnerstag den 10. October 1822.*

In einer Abendgeſellſchaft bei Goethe mit dem berühmten Blumenbach aus Göttingen. Blumenbach iſt alt, aber von lebhaftem und heiterm Ausdruck; er hat ſich die ganze Beweglichkeit der Jugend zu bewahren gewußt. Sein Benehmen iſt der Art, daß man nicht denkt daß man einen Gelehrten vor ſich habe. Seine Herzlichkeit iſt frei und froh; er macht keine Umſtände, und man iſt bald mit ihm auf einem ſehr bequemen Fuß. Seine Bekanntſchaft war mir ſo intereſſant wie angenehm.

Dienstag den 5. November 1822.*

Abendgeſellſchaft bei Goethe. Unter den Anweſenden befand ſich auch der Maler Kolbe. Man zeigte uns von ihm ein trefflich ausgeführtes Gemälde, eine Copie der Venus von Tizian der dresdener Galerie.

Auch Herrn von Eschwege und den berühmten Hummel fand ich diesen Abend bei Goethe. Hummel improvisirte fast eine Stunde lang auf dem Piano, mit einer Kraft und einem Talent, wovon es unmöglich ist sich einen Begriff zu machen, wenn man ihn nicht gehört hat. Ich fand seine Unterhaltung einfach und natürlich und ihn selbst, für einen Virtuosen von so großer Berühmtheit, auffallend bescheiden.

Dienstag den 3. December 1822.*

Bei Goethe in einer Abendgesellschaft. Die Herren Riemer, Coudray, Meyer, Goethe's Sohn und Frau von Goethe waren unter den Anwesenden.

Die Studenten in Jena sind in Aufstand begriffen; man hat eine Compagnie Artillerie hingeschickt, um sie zu beruhigen. Riemer las eine Sammlung von Liedern, die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte gegeben. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talents, das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir zur ruhigen Durchsicht.

Nachdem wir darauf eine Zeit lang Kupferstiche und kostbare Bücher betrachtet hatten, machte Goethe uns die Freude, das Gedicht „Charon" zu lesen. Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Declamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme, abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde! Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen.

Goethe sprach darauf über Literatur und seine Werke, sowie über Frau von Staël und Verwandtes. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit der Uebersetzung und Zusammenstellung der Fragmente vom „Phaëthon" des Euripides. Er hat diese Arbeit bereits vor einem Jahre angefangen und in diesen Tagen wieder vorgenommen.

Donnerstag den 5. December 1822.*

Diesen Abend bei Goethe hörte ich die Probe des ersten Acts einer im Entstehen begriffenen Oper: „Der Graf von Gleichen", von Eberwein. Seit Goethe die Direction des Theaters niedergelegt, sei dies das erste mal, sagte man mir, daß er ein so großes Personal der Oper bei sich sehe. Herr Eberwein dirigirte den Gesang. Bei den Chören assistirten auch einige Damen aus der Bekanntschaft Goethe's, während die Solopartien durch Mitglieder der Oper gesungen wurden. Einige Stücke erschienen mir sehr merkwürdig, besonders ein Kanon zu vier Stimmen.

Dienstag den 17. December 1822.*

Abends bei Goethe. Er war sehr heiter und behandelte das Thema, daß die Thorheiten der Väter für ihre Kinder verloren seien, mit vielem Geist. Die Nachforschungen, die man jetzt zur Entdeckung von Salzquellen anstellt, interessirten ihn sichtbar. Er schalt auf die Dummheit gewisser Unternehmer, welche die äußern Spuren und die Lage und Folge der Schichten, unter denen Steinsalz liegt und durch die der Bohrer gehen muß, ganz außer Acht lassen, und die, ohne den rechten Fleck zu wissen und zu finden, immer ein einziges Bohrloch an einer und derselben Stelle aufs gerathewohl hartnäckig verfolgen.

1823.

Montag den 9. Februar 1823.*

Abends bei Goethe, den ich allein fand in Gesprächen mit Meyer. Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften, wie z. B. von Luther, Erasmus, Mosheim und andern. Der letztere hatte in lateinischer Sprache folgendes merkwürdige Wort geschrieben:

Der Ruhm eine Quelle von Mühe und Leiden; die Dunkelheit eine Quelle des Glücks.

Montag den 23. Februar 1823.*

Goethe ist seit einigen Tagen gefährlich krank geworden; gestern lag er ohne Hoffnung. Doch hat sich heute eine Krisis eingestellt, wodurch er gerettet zu werden scheint. Noch diesen Morgen äußerte er, daß er sich für verloren halte; später, mittags, schöpfte er Hoffnung, daß er es überwinden werde; und wieder abends meinte er, wenn er davonkomme, so müsse man gestehen daß er für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt.

Dienstag den 24. Februar 1823.*

Der heutige Tag war in Bezug auf Goethe noch sehr beunruhigend, indem diesen Mittag die Besserung nicht erfolgte wie gestern. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“

Doch hatte der Kranke am Abend sein volles geistiges Bewußtsein und zeigte schon wieder einigen scherzhaften Uebermuth. „Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln", sagte er zu Rehbein, „Ihr schont mich zu sehr! Wenn man einen Kranken vor sich hat wie ich es bin, so muß man ein wenig napoleonisch mit ihm zu Werke gehen." Er trank darauf eine Tasse eines Decocts von Arnica, welche gestern, im gefährlichsten Moment von Huschke angewendet, die glückliche Krisis bewirkt hatte. Goethe machte eine graziöse Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. Man sagte ihm, daß die Aerzte nicht hätten zugeben wollen daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog", rief Goethe, „so würde ich viel gefragt und mich viel um euch bekümmert haben!"

In einem Augenblick wo er sich besser befand und wo seine Brust freier zu sein schien, sprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiste, worauf Rehbein einem der Naheſtehenden ins Ohr flüsterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen." Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!"

Goethe saß aufrecht in seinem Bette der offenen Thür seines Arbeitszimmers gegenüber, wo seine nähern Freunde versammelt waren, ohne daß er es wußte. Seine Züge erschienen mir wenig verändert; seine Stimme war rein und deutlich, doch war darin ein feierlicher Ton wie der eines Sterbenden. „Ihr scheint zu glauben", sagte er zu seinen Kindern, „daß ich besser bin; aber ihr betrügt euch." Man suchte ihm jedoch seine Apprehensionen scherzend auszureden, welches er sich denn auch gefallen zu lassen schien. Es waren indessen immer noch mehr Personen in das Zimmer hereingetreten, welches ich keineswegs für gut finden konnte, indem die Gegenwart so vieler Menschen unnöthigerweise die Luft verschlechterte und der Bedienung des Kranken im Wege war. Ich konnte nicht unterlassen, mich darüber auszusprechen, und ging hinab in das untere Zimmer, von wo aus ich meine Bulletins der kaiserlichen Hoheit zuschickte.

Mittwoch den 25. Februar 1823.*

Goethe hat sich Rechenschaft ablegen lassen über das Verfahren, das man bisher mit ihm beobachtet; auch hat er die Listen der Personen gelesen, die sich bisher nach seinem Befinden erkundigt und deren Zahl täglich sehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und schien später von dem Besuch nicht angegriffen. In seinem Arbeitszimmer fand ich heute weniger Personen, woraus ich zu meiner Freude schloß, daß meine gestrige Bemerkung etwas gefruchtet hatte.

Nun aber, da die Krankheit gehoben ist, scheint man die Folgen zu fürchten. Seine linke Hand ist geschwollen, und es zeigen sich drohende Vorboten der Wassersucht. Erst in einigen Tagen wird man wissen, was man von dem endlichen Ausgang der Krankheit zu halten hat. Goethe hat heute das erste mal nach einem seiner Freunde verlangt, nämlich nach seinem ältesten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine seltene Medaille zeigen, die er aus Böhmen erhalten hat und worüber er entzückt ist.

Ich kam um zwölf Uhr, und da Goethe hörte daß ich dort war, ließ er mich in seine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand, indem er mir sagte: „Sie sehen in mir einen vom Tode Erstandenen.“ Er beauftragte mich sodann, Ihrer kaiserlichen Hoheit für die Theilnahme zu danken, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen. „Meine Genesung wird sehr langsam sein“, fügte er darauf hinzu, „aber den Herren Aerzten bleibt doch nichtsdestoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir gethan zu haben.“

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe ist gut, allein er ist sehr abgemagert und athmet noch mit einiger Beschwerde. Es kam mir vor als würde ihm das Sprechen schwieriger als gestern. Die Geschwulst des linken Armes ist sehr sichtbar; er hält die Augen geschlossen und öffnet sie nur, wenn er spricht.

Montag den 2. März 1823.*

Dieſen Abend bei Goethe, den ich in mehrern Tagen nicht geſehen. Er ſaß in ſeinem Lehnſtuhl und hatte ſeine Schwiegertochter und Riemer bei ſich. Er war auffallend beſſer. Seine Stimme hatte wieder ihren natürlichen Klang, ſein Athemholen war frei, ſeine Hand nicht mehr geſchwollen, ſein Ausſehen wieder wie in geſundem Zuſtande, und ſeine Unterhaltung leicht. Er ſtand auf und ging ohne Umſtände in ſein Schlafzimmer und wieder zurück. Man trank den Thee bei ihm, und da es heute wieder das erſte mal war, ſo machte ich Frau von Goethe ſcherzhaft Vorwürfe, daß ſie vergeſſen habe, einen Blumenſtrauß auf das Theebret zu ſtellen. Frau von Goethe nahm ſogleich ein farbiges Band von ihrem Hut und band es an die Theemaſchine. Dieſer Scherz ſchien Goethe viel Vergnügen zu machen.

Wir betrachteten darauf eine Sammlung nachgemachter Edelſteine, die der Großherzog hatte von Paris kommen laſſen.

Sonnabend den 22. März 1823.*

Man hat heute im Theater Goethe's „Taſſo" zur Feier ſeiner Geneſung gegeben, mit einem Prolog von Riemer, den Frau von Heigendorf geſprochen. Seine Büſte ward unter lautem Beifall der gerührten Zuſchauer mit einem Lorberkranze geſchmückt. Nach beendigter Vorſtellung ging Frau von Heigendorf zu Goethe. Sie war noch im Coſtüm der Leonore und überreichte ihm den Kranz des Taſſo, den Goethe nahm, um damit die Büſte der Großfürſtin Alexandra zu ſchmücken.

Mittwoch den 1. April 1823.*

Ich brachte Goethe von ſeiten Ihrer kaiſerlichen Hoheit eine Nummer des franzöſiſchen Modejournals, worin von einer Ueberſetzung ſeiner Werke die Rede war. Wir ſprachen bei dieſer Gelegenheit über „Rameau's Neffen", wovon das Original lange verloren geweſen. Verſchiedene Deutſche

glauben, daß jenes Original nie existirt habe und daß alles Goethe's eigene Erfindung sei. Goethe aber versichert, daß es ihm durchaus unmöglich gewesen sein würde, Diderot's geistreiche Darstellung und Schreibart nachzuahmen, und daß der deutsche „Rameau" nichts weiter sei als eine sehr treue Uebersetzung.

Freitag den 3. April 1823.*

Einen Theil des Abends bei Goethe zugebracht in Gesellschaft des Herrn Oberbaudirectors Coudray. Wir sprachen über das Theater und die Verbesserungen, die dabei seit einiger Zeit eingetreten sind. „Ich bemerke es ohne hinzugehen", sagte Goethe lachend. „Noch vor zwei Monaten kamen meine Kinder des Abends immer misvergnügt nach Hause; sie waren nie mit dem Plaisir zufrieden, das man ihnen hatte bereiten wollen. Aber jetzt hat sich das Blatt gewendet; sie kommen mit freudeglänzenden Gesichtern, weil sie doch einmal sich recht hätten satt weinen können. Gestern haben sie diese «Wonne der Thränen» einem Drama von Kotzebue zu verdanken gehabt."

Montag den 13. April 1823.*

Abends mit Goethe allein. Wir sprachen über Literatur, Lord Byron, dessen „Sardanapal" und „Werner". Sodann kamen wir auf den „Faust", über den Goethe oft und gern redet. Er möchte daß man ihn ins Französische übersetzte, und zwar im Charakter der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle, aus der Byron die Stimmung zu seinem „Manfred" geschöpft. Goethe findet, daß Byron in seinen beiden letzten Tragödien entschiedene Fortschritte gemacht, indem er darin weniger düster und misanthropisch erscheint. Wir sprachen sodann über den Text der „Zauberflöte", wovon Goethe die Fortsetzung gemacht, aber noch keinen Componisten gefunden hat um den Gegenstand gehörig zu behandeln. Er gibt zu, daß der bekannte erste Theil voller

Unwahrscheinlichkeiten und Späße sei, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse; aber man müsse doch auf alle Fälle dem Autor zugestehen, daß er im hohen Grade die Kunst verstanden habe, durch Contraste zu wirken und große theatralische Effecte herbeizuführen.

Mittwoch den 15. April 1823.*

Abends bei Goethe mit Gräfin Karoline Egloffstein. Goethe scherzte über die deutschen Almanache und andere periodische Erscheinungen, alle von einer lächerlichen Sentimentalität durchdrungen, die an der Ordnung des Tages zu sein scheine. Die Gräfin bemerkte, daß die deutschen Romanschreiber den Anfang gemacht, den Geschmack ihrer zahlreichen Leser zu verderben, und daß nun wiederum die Leser die Romanschreiber verdürben, die, um für ihre Manuscripte einen Verleger zu finden, sich jetzt ihrerseits dem herrschenden schlechten Geschmack des Publikums bequemen müßten.

Sonntag den 26. April 1823.*

Ich fand Coudray und Meyer bei Goethe. Man sprach über verschiedene Dinge. „Die großherzogliche Bibliothek", sagte Goethe unter anderm, „besitzt einen Globus, der unter der Regierung Karl's V. von einem Spanier verfertigt worden. Es finden sich auf ihm einige merkwürdige Inschriften, wie z. B. die folgende: «Die Chinesen sind ein Volk, das sehr viele Aehnlichkeit mit den Deutschen hat.» In ältern Zeiten", fuhr Goethe fort, „waren auf den Landkarten die afrikanischen Wüsten mit Abbildungen wilder Thiere bezeichnet. Heutzutage aber thut man dergleichen nicht; vielmehr ziehen die Geographen vor, uns carte blanche zu lassen."

Mittwoch den 6. Mai 1823.*

Abends bei Goethe. Er ſuchte mir einen Begriff ſeiner Farbenlehre zu geben. Das Licht, ſagte er, ſei keineswegs eine Zuſammenſetzung verſchiedener Farben; auch könne das Licht allein keine Farben hervorbringen, vielmehr gehöre immer dazu eine gewiſſe Modification und Miſchung von Licht und Schatten.

Dienstag den 13. Mai 1823.*

Ich fand Goethe beſchäftigt, ſeine kleinen Gedichtchen und Blättchen an Perſonen zuſammenzuſuchen. „In frühern Zeiten", ſagte er, „wo ich leichtſinniger mit meinen Sachen umging und Abſchriften zu nehmen unterließ, ſind Hunderte ſolcher Gedichte verloren gegangen."

Montag den 2. Juni 1823.*

Der Kanzler, Riemer und Meyer waren bei Goethe. Man ſprach über die Gedichte von Béranger, und Goethe commentirte und paraphraſirte einige derſelben mit großer Originalität und guter Laune.

Sodann war von Phyſik und Meteorologie die Rede. Goethe iſt im Begriff die Theorie einer Witterungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballs und deſſen Anziehung und Entlaſſung der Atmoſphäre zuſchreiben wird.

„Die Herren Gelehrten und namentlich die Herren Mathematiker", fuhr Goethe fort, „werden nicht verfehlen meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch ſie werden noch beſſer thun, ſie werden ſie vornehmerweiſe völlig ignoriren. Wiſſen Sie aber warum? Weil ſie ſagen, ich ſei kein Mann vom Fache."

„Der Kaſtengeiſt der Gelehrten", erwiderte ich, „wäre wol zu verzeihen. Wenn ſich in ihre Theorien einige Irrthümer eingeſchlichen haben und darin fortgeſchleppt werden, ſo muß man die Urſache darin ſuchen, daß ſie dergleichen

zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben, wo ſie ſelber noch auf den Schulbänken ſaßen."

„Das iſt's eben!" rief Goethe. „Euere Gelehrten machen es wie unſere weimariſchen Buchbinder. Das Meiſterſtück, das man von ihnen verlangt um in die Gilde aufgenommen zu werden, iſt keineswegs ein hübſcher Einband nach dem neueſten Geſchmack. Nein, weit entfernt; es muß noch immer eine dicke Bibel in Folio geliefert werden, ganz wie ſie vor zwei bis drei Jahrhunderten Mode war, mit plumpen Deckeln und in ſtarkem Leder. Die Aufgabe iſt eine Abſurdität. Aber es würde dem armen Handwerker ſchlecht gehen, wenn er behaupten wollte, ſeine Examinatoren wären dumme Leute."

Freitag den 24. October 1823.*

Abends bei Goethe. Madame Szymanowska, deren Bekanntſchaft er dieſen Sommer in Marienbad gemacht, phantaſirte auf dem Flügel. Goethe, im Anhören verloren, ſchien mitunter ſehr ergriffen und bewegt.

Dienstag den 11. November 1823.*

Kleine Abendgeſellſchaft bei Goethe, der ſeit längerer Zeit wieder leidend iſt. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt, die ihn ſeit dem Feldzuge in der Champagne überallhin begleitet. Bei Gelegenheit dieſer Decke erzählte er uns eine Anekdote aus dem Jahre 1806, wo die Franzoſen Jena occupirt hatten und der Kaplan eines franzöſiſchen Regiments Behänge zum Schmuck ſeines Altars requirirte. „Man hatte ihm ein Stück glänzend karmoiſinrothes Zeug geliefert", ſagte Goethe, „das ihm aber noch nicht gut genug war. Er beſchwerte ſich darüber bei mir. Schicken Sie mir jenes Zeug, antwortete ich ihm, ich will ſehen, ob ich Ihnen etwas Beſſeres verſchaffen kann. Indeſſen hatten wir auf unſerm Theater ein neues Stück zu geben, und ich benutzte den prächtigen rothen Stoff, um damit meine Schau-

ſpieler herauszuputzen. Was aber meinen Kaplan betraf, ſo erhielt er weiter nichts; er ward vergeſſen, und er hat ſehen müſſen wie er ſich ſelber half."

Sonntag den 16. November 1823.*

Goethe iſt immer noch nicht beſſer. Die Frau Großfürſtin ſchickte ihm dieſen Abend durch mich einige ſehr ſchöne Medaillen, deren Betrachtung ihm vielleicht einige Zerſtreuung und Aufheiterung gewähren möchte. Goethe war über dieſe zarte Aufmerkſamkeit ſeiner hohen Fürſtin ſichtbar erfreut. Er klagte mir darauf, daß er denſelbigen Schmerz an der Seite des Herzens fühle, wie er ſeiner ſchweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen. „Ich kann nicht arbeiten", ſagte er, „ich kann nicht leſen, und ſelbſt das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleichterung."

Montag den 17. November 1823.

Humboldt iſt hier. Ich war heute einen Augenblick bei Goethe, wo es mir ſchien, als ob die Gegenwart und die Unterhaltung Humboldt's einen günſtigen Einfluß auf ihn gehabt habe. Sein Uebel ſcheint nicht blos phyſiſcher Art zu ſein. Es ſcheint vielmehr, daß die leidenſchaftliche Neigung, die er dieſen Sommer in Marienbad zu einer jungen Dame gefaßt und die er jetzt zu bekämpfen ſucht, als Haupturſache ſeiner jetzigen Krankheit zu betrachten iſt.

Freitag den 28. November 1823.*

Der erſte Theil von Meyer's „Kunſtgeſchichte", der ſoeben erſchienen, ſcheint Goethe ſehr angenehm zu beſchäftigen. Er ſprach darüber heute in Ausdrücken des höchſten Lobes.

Freitag den 5. December 1823.*

Ich brachte Goethe einige Mineralien, besonders ein Stück thonigen Ocker, den Dechamps zu Cormayan gefunden und wovon Herr Massot viel Rühmens macht. Wie sehr aber war Goethe erstaunt, als er in dieser Farbe ganz dieselbige erkannte, die Angelika Kauffmann zu den Fleischpartien ihrer Gemälde zu benutzen pflegte! „Sie schätzte das Wenige, das sie davon besaß", sagte er, „nach dem Gewicht des Goldes. Der Ort indeß, wo es herstammte und wo es zu finden, war ihr unbekannt." Goethe meinte gegen seine Tochter, ich behandle ihn wie einen Sultan, dem man täglich neue Geschenke bringe. „Er behandelt Sie vielmehr wie ein Kind!" erwiderte Frau von Goethe; worüber er sich denn nicht enthalten konnte zu lächeln.

Sonntag den 7. December 1823.*

Ich fragte Goethe, wie er sich heute befinde. „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel", war die seufzende Antwort. Der sich sehr in die Länge ziehende krankhafte Zustand scheint denn doch nach und nach sehr auf ihn zu wirken.

Sonntag den 21. December 1823.*

Goethe's gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzesten Tag erreicht, und die Hoffnung, jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu sehen, scheint auf seine Stimmung den günstigsten Einfluß auszuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!" rief er mir froh entgegen, als ich diesen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre, daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzesten Tage in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verseufzen pflegt.

Frau von Goethe trat herein, um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß sie nach Berlin zu reisen im Begriff

ſei, um dort mit ihrer nächſtens zurückkommenden Mutter zuſammenzutreffen.

Als Frau von Goethe gegangen war, ſcherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die Jugend charakteriſire. „Ich bin zu alt", ſagte er, „um ihr zu widerſprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerſt wiederzuſehen, ganz dieſelbige ſein würde. Dieſe Winterreiſe iſt viel Mühe um Nichts; aber ein ſolches Nichts iſt der Jugend oft unendlich viel. Und im ganzen genommen, was thut's! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht beſſer gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen."

Dienstag den 30. December 1823.*

Abends mit Goethe allein, in allerlei Geſprächen. Er ſagte mir, daß er die Abſicht habe, ſeine „Reiſe in die Schweiz vom Jahre 1797" in ſeine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom „Werther", den er nicht wieder geleſen habe als einmal, ungefähr zehn Jahre nach ſeinem Erſcheinen. Auch mit ſeinen andern Schriften habe er es ſo gemacht. Wir ſprachen darauf von Ueberſetzungen, wobei er mir ſagte, daß es ihm ſehr ſchwer werde, engliſche Gedichte in deutſchen Verſen wiederzugeben. „Wenn man die ſchlagenden einſilbigen Worte der Engländer", ſagte er, „mit vielſilbigen oder zuſammengeſetzten deutſchen ausdrücken will, ſo iſt gleich alle Kraft und Wirkung verloren." Von ſeinem „Rameau" ſagte er, daß er die Ueberſetzung in vier Wochen gemacht und alles dictirt habe.

Wir ſprachen ſodann über Naturwiſſenſchaften, insbeſondere über die Kleingeiſterei, womit dieſe und jene Gelehrten ſich um die Priorität ſtreiten. „Ich habe durch nichts die Menſchen beſſer kennen gelernt", ſagte Goethe, „als durch meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Ich habe es mich viel koſten laſſen und es iſt mit manchen Leiden verknüpft geweſen; aber ich freue mich dennoch, die Erfahrung gemacht zu haben."

„In den Wissenschaften", bemerkte ich, „scheint auf eine besondere Weise der Egoismus der Menschen angeregt zu werden; und wenn dieser einmal in Bewegung gesetzt ist, so pflegen sehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorschein zu kommen."

„Die Fragen der Wissenschaft", versetzte Goethe, „sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das Aperçu eines andern. Im Reich der Aesthetik dagegen ist alles weit läßlicher; die Gedanken sind mehr oder weniger ein angeborenes Eigenthum aller Menschen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweise wenig Neid stattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben, und es fragt sich blos, welcher Poet denn nun diesen Gedanken auf die wirksamste und schönste Weise zu versinnlichen gewußt habe.

„Bei der Wissenschaft aber ist die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçu. Es ist dabei wenig Allgemeines und Subjectives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taste aber nur einer das Eigenthum an, und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein.

„Es wird aber", fuhr Goethe fort, „in den Wissenschaften auch zugleich dasjenige als Eigenthum angesehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unserm Credo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum andern überliefern, in Widerspruch steht und es wol gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man thut als höre man nicht, als verstände man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung, als wäre es gar nicht der Mühe werth es nur anzusehen

und zu unterſuchen: und ſo kann eine neue Wahrheit lange warten, bis ſie ſich Bahn macht. Ein Franzoſe ſagte zu einem meiner Freunde in Bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben funfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newton's zu gründen und zu befeſtigen; es werden andere funfzig Jahre nöthig ſein, um es zu ſtürzen.

„Die mathematiſche Gilde hat meinen Namen in der Wiſſenſchaft ſo verdächtig zu machen geſucht, daß man ſich ſcheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broſchüre in die Hand, worin Gegenſtände der Farbenlehre behandelt waren, und zwar ſchien der Verfaſſer ganz durchdrungen von meiner Lehre zu ſein und hatte alles auf dieſelben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Ueberraſchung mußte ich ſehen, daß der Verfaſſer mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Räthſel gelöſt. Ein gemeinſchaftlicher Freund beſuchte mich und geſtand mir, der talentreiche junge Verfaſſer habe durch jene Schrift ſeinen Ruf zu gründen geſucht und habe mit Recht gefürchtet, ſich bei der gelehrten Welt zu ſchaden, wenn er es gewagt hätte, ſeine vorgetragenen Anſichten durch meinen Namen zu ſtützen. Die kleine Schrift machte Glück, und der geiſtreiche junge Verfaſſer hat ſich mir ſpäter perſönlich vorgeſtellt und ſich entſchuldigt."

„Der Fall erſcheint mir um ſo merkwürdiger", verſetzte ich, „da man in allen andern Dingen auf Ihre Autorität ſtolz zu ſein Urſache hat und jedermann ſich glücklich ſchätzt, in Ihrer Zuſtimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre ſcheint mir das Schlimme zu ſein, daß Sie es dabei nicht blos mit dem berühmten, von allen anerkannten Newton, ſondern auch mit ſeinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu thun haben, die ihrem Meiſter anhängen und deren Zahl Legion iſt. Geſetzt auch daß Sie am Ende recht behalten, ſo werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein ſtehen."

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt", erwiderte Goethe. „Aber ſagen Sie ſelbſt", fuhr er fort, „konnte ich nicht ſtolz ſein, wenn ich mir ſeit zwanzig Jahren geſtehen

mußte, daß der große Newton und alle Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in Bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrthum befänden, und daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen, aber ich hatte nichtsdestoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen."

Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichthum des Ausdrucks sprach, wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht im Stande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphs, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Züge seines schönen Gesichts waren imposanter als je.

Mittwoch den 31. December 1823.*

Bei Goethe zu Tische, in mancherlei Gesprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen besonders die Anfänge von Heinrich Füßli merkwürdig.

Wir sprachen sodann über religiöse Dinge und den Misbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute tractiren ihn", sagte Goethe, „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

1824.

Freitag den 2. Januar 1824.

Bei Goethe zu Tiſche, in heitern Geſprächen. Eine junge Schönheit der weimariſchen Geſellſchaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anweſenden bemerkte, daß er faſt auf dem Punkte ſtehe ſie zu lieben, obgleich ihr Verſtand nicht eben glänzend zu nennen.

„Pah!“ ſagte Goethe lachend, „als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu thun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verſtand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckiſche, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Capricen, und Gott weiß was alles Unausſprechliche ſonſt; aber wir lieben nicht ihren Verſtand. Ihren Verſtand achten wir, wenn er glänzend iſt, und ein Mädchen kann dadurch in unſern Augen unendlich an Werth gewinnen. Auch mag der Verſtand gut ſein, uns zu feſſeln, wenn wir bereits lieben; allein der Verſtand iſt nicht dasjenige, was fähig wäre uns zu entzünden und eine Leidenſchaft zu erwecken.“

Man fand an Goethe's Worten viel Wahres und Ueberzeugendes und war ſehr bereit, den Gegenſtand ebenfalls von dieſer Seite zu betrachten.

Nach Tiſche und als die übrigen gegangen waren, blieb ich bei Goethe ſitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir ſprachen über die engliſche Literatur, über die Größe Shakſpeare's, und welch einen ungünſtigen Stand alle engliſchen dramatiſchen Schriftſteller gehabt, die nach jenem poetiſchen Rieſen gekommen.

„Ein dramatiſches Talent“, fuhr Goethe fort, „wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin von Shakſpeare Notiz

zu nehmen, ja es konnte nicht umhin ihn zu ſtudiren. Studirte es ihn aber, ſo mußte ihm bewußt werden, daß Shakſpeare die ganze Menſchennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erſchöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu thun übrigbleibe. Und woher hätte einer den Muth nehmen ſollen, nur die Feder anzuſetzen, wenn er ſich ſolcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernſter anerkennender Seele bewußt war!

„Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutſchland beſſer. Ich konnte mich ſehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponiren und mich nicht ſehr aufhalten. Ich ließ die deutſche Literatur und das Studium derſelben ſehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Production. So nach und nach vorſchreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort und bildete mich nach und nach zu den Productionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsſtufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen im Stande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meiſterwerke bei meinem erſten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen: es hätte mich überwältigt, und ich hätte nicht gewußt was ich hätte thun wollen. Ich hätte nicht ſo leichten, friſchen Muthes vorſchreiten können, ſondern mich ſicher erſt lange beſinnen und umſehen müſſen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden.“

Ich lenkte das Geſpräch auf Shakſpeare zurück. „Wenn man ihn“, ſagte ich, „aus der engliſchen Literatur gewiſſermaßen herausreißt und als einen einzelnen nach Deutſchland verſetzt und betrachtet, ſo kann man nicht umhin ſeine rieſenhafte Größe als ein Wunder anzuſtaunen. Sucht man ihn aber in ſeiner Heimat auf, verſetzt man ſich auf den Boden ſeines Landes und in die Atmoſphäre des Jahrhunderts, in dem er lebte, ſtudirt man ferner ſeine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, athmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonſon, Maſſinger, Marlow und Beaumont und Fletcher

anweht, ſo bleibt zwar Shakſpeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Ueberzeugung, daß viele Wunder ſeines Geiſtes einigermaßen zugänglich werden, und daß vieles von ihm in der kräftigen productiven Luft ſeines Jahrhunderts und ſeiner Zeit lag.“

„Sie haben vollkommen recht“, erwiderte Goethe. „Es iſt mit Shakſpeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide, und Sie werden vor Erſtaunen über ſeine Größe keine Worte finden. Beſuchen Sie ihn aber in ſeiner rieſigen Heimat, kommen Sie zu ihm über ſeine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finſteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte-Roſa, ſo wird zwar der Montblanc immer ein Rieſe bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein ſolches Erſtaunen ſetzen.

„Wer übrigens nicht glauben will“, fuhr Goethe fort, „daß vieles von der Größe Shakſpeare's ſeiner großen kräftigen Zeit angehört, der ſtelle ſich nur die Frage, ob er denn eine ſolche ſtaunenerregende Erſcheinung in dem heutigen England von 1824, in dieſen ſchlechten Tagen kritiſirender und zerſplitternder Journale für möglich halte.

„Jenes ungeſtörte, unſchuldige, nachtwandleriſche Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, iſt gar nicht mehr möglich. Unſere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präſentirteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an funfzig verſchiedenen Orten erſcheinenden kritiſchen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatſch laſſen nichts Geſundes aufkommen. Wer ſich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und ſich nicht mit Gewalt iſolirt, iſt verloren. Es kommt zwar durch das ſchlechte, größtentheils negative äſthetiſirende und kritiſirende Zeitungsweſen eine Art Halbcultur in die Maſſen, allein dem hervorbringenden Talent iſt es ein böſer Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum ſeiner Schöpfungskraft zerſtört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefſte Mark und die verborgenſte Faſer.

„Und dann, wie zahm und ſchwach iſt ſeit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben ſelber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen!

Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen wie er ist! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in sich selber finden soll, während von außen ihn alles im Stich läßt."

Das Gespräch wendete sich auf den „Werther". „Das ist auch so ein Geschöpf", sagte Goethe, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wol einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Uebrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu thun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging."

Ich erinnerte an sein Gespräch mit Napoleon, das ich aus der Skizze kenne, die unter seinen ungedruckten Papieren vorhanden und die ich ihn wiederholt ersucht habe weiter auszuführen. „Napoleon", sagte ich, „bezeichnet gegen Sie im «Werther» eine Stelle, die ihm einer scharfen Prüfung gegenüber nicht Stich zu halten scheint, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte sehr gern wissen, welche Stelle er gemeint hat." — „Rathen Sie!" sagte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln. — „Nun", sagte ich, „ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Albert ein Wort zu sagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motiviren, allein es scheint doch alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten." — „Ihre Bemerkung", erwiderte Goethe, „ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut nicht zu verrathen. Aber wie gesagt, Ihre Beobachtung ist ebenso richtig wie die seinige."

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die große Wirkung, die der „Werther" bei seinem Erscheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. „Ich kann mich", sagte ich, „nicht zu

dieſer allgemein verbreiteten Anſicht bekennen. Der «Werther» hat Epoche gemacht weil er erſchien, nicht weil er in einer gewiſſen Zeit erſchien. Es liegt in jeder Zeit ſo viel unausgeſprochenes Leiden, ſo viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menſchen ſo viele Misverhältniſſe zur Welt, ſo viele Conflicte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der «Werther» Epoche machen würde und wenn er erſt heute erſchiene."

„Sie haben wol recht", erwiderte Goethe, „weshalb denn auch das Buch auf ein gewiſſes Jünglingsalter noch heute wirkt wie damals. Auch hätte ich kaum nöthig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübſinn aus allgemeinen Einflüſſen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner engliſcher Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, nahe liegende Verhältniſſe, die mir auf die Nägel brannten und mir zu ſchaffen machten, und die mich in jenen Gemüthszuſtand brachten, aus dem der «Werther» hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und ſehr viel gelitten! Das war es.

„Die vielbeſprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, ſondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freien Naturſinn ſich in die beſchränkenden Formen einer veralteten Welt finden und ſchicken lernen ſoll. Gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit, unbefriedigte Wünſche ſind nicht Gebrechen einer beſondern Zeit, ſondern jedes einzelnen Menſchen, und es müßte ſchlimm ſein, wenn nicht jeder einmal in ſeinem Leben eine Epoche haben ſollte, wo ihm der «Werther» käme als wäre er blos für ihn geſchrieben."

Sonntag den 4. Januar 1824.

Heute nach Tiſche ging Goethe mit mir das Portefeuille von Rafael durch. Er beſchäftigt ſich mit Rafael ſehr oft, um ſich immerfort im Verkehr mit dem Beſten zu erhalten und ſich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menſchen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach sprachen wir über den „Divan", besonders über das „Buch des Unmuths", worin manches ausgeschüttet, was er gegen seine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens sehr mäßig gehalten", fügte er hinzu; „wenn ich alles hätte aussprechen wollen, was mich wurmte und mir zu schaffen machte, so hätten die wenigen Seiten wol zu einem ganzen Bande anwachsen können.

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte mich zu machen. Auch war man selten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zu Liebe zu thun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgendeine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag.

„In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte, und daß ich den Muth hatte, mich auszusprechen wie ich empfand.

„Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei: das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.

„Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newton'sche Lehre vom Licht und der Farbe sei ein Irrthum, und daß ich den Muth hatte, dem allgemeinen Credo zu widersprechen. Ich erkannte das Licht in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu

ſtreiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernſt, das Licht zu verfinſtern, denn ſie behauptete: das Schattige ſei ein Theil des Lichtes. Es klingt abſurd, wenn ich es ſo ausſpreche, aber doch iſt es ſo. Denn man ſagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchſchattetes ſind, ſeien das Licht ſelber, oder, was auf eins hinauskommt, ſie ſeien des Lichtes bald ſo und bald ſo gebrochene Strahlen."

Goethe ſchwieg, während auf ſeinem bedeutenden Geſicht ein ironiſches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort:

„Und nun gar in politiſchen Dingen! Was ich da für Noth und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht ſagen. Kennen Sie meine «Aufgeregten»?"

„Erſt geſtern", erwiderte ich, „habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück geleſen und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch iſt, ſo wird ſich jeder Wohldenkende zu Ihrer Geſinnung bekennen."

„Ich ſchrieb es zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution", fuhr Goethe fort, „und man kann es gewiſſermaßen als mein politiſches Glaubensbekenntniß jener Zeit anſehen. Als Repräſentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingeſtellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgeſprochen, wie der Adel eigentlich denken ſoll. Die Gräfin kommt ſoeben aus Paris zurück, ſie iſt dort Zeuge der revolutionären Vorgänge geweſen und hat daraus für ſich ſelbſt keine ſchlechte Lehre gezogen. Sie hat ſich überzeugt, daß das Volk wol zu drücken, aber nicht zu unterdrücken iſt, und daß die revolutionären Aufſtände der untern Klaſſen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen ſind. Jede Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſagt ſie, will ich künftig ſtreng vermeiden, auch werde ich über ſolche Handlungen anderer in der Geſellſchaft und bei Hofe meine Meinung laut ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verſchrien werden ſollte!

„Ich dächte", fuhr Goethe fort, „dieſe Geſinnung wäre durchaus reſpectabel. Sie war damals die meinige und iſt

es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag."

„Man braucht nur den «Egmont» zu lesen", versetzte ich, „um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volks mehr das Wort geredet würde als in diesem."

„Man beliebt einmal", erwiderte Goethe, „mich nicht so sehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es andern vor mir nicht besser gegangen.

„Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren.

„Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, sodaß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird.

„Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

„Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Gestalt, sodaß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

„Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Mittwoch den 5. Mai 1824.

Die Papiere, welche die Studien enthalten, die Goethe mit den Schauspielern Wolff und Grüner gemacht, haben mich diese Tage lebhaft beschäftigt, und es ist mir gelungen, diese höchst zerstückelten Notizen in eine Art Form zu bringen, sodaß daraus etwas entstanden ist, das wol für den Anfang eines Katechismus für Schauspieler gelten könnte.

Ich sprach heute mit Goethe über diese Arbeit, und wir gingen die einzelnen Gegenstände durch. Besonders wichtig

wollte uns erscheinen, was über die Aussprache und Ablegung von Provinzialismen angedeutet worden.

„Ich habe in meiner langen Praxis", sagte Goethe, „Anfänger aus allen Gegenden Deutschlands kennen gelernt. Die Aussprache der Norddeutschen ließ im ganzen wenig zu wünschen übrig; sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Oesterreichern und Sachsen oft meine Noth gehabt. Auch Eingeborene unserer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu schaffen gemacht. Bei diesen entstehen die lächerlichsten Misgriffe daraus, daß sie in den hiesigen Schulen nicht angehalten werden, das B vom P und das D vom T durch eine markirte Aussprache stark zu unterscheiden. Man sollte kaum glauben, daß sie B, P, D und T überhaupt für vier verschiedene Buchstaben halten, denn sie sprechen nur immer von einem weichen und einem harten B und von einem weichen und einem harten D und scheinen dadurch stillschweigend anzudeuten, daß P und T gar nicht existiren. Aus einem solchen Munde klingt denn Pein wie Bein, Paß wie Baß, und Teckel wie Deckel."

„Ein hiesiger Schauspieler", versetzte ich, „der das T und D gleichfalls nicht gehörig unterschied, machte in diesen Tagen einen Fehler ähnlicher Art, der sehr auffallend erschien Er spielte einen Liebhaber, der sich eine kleine Untreue hatte zu Schulden kommen lassen, worüber ihm das erzürnte junge Frauenzimmer allerlei heftige Vorwürfe macht. Ungeduldig, hatte er zuletzt auszurufen: «O ende!» Er konnte aber das T vom D nicht unterscheiden und rief: «O ente!» (O Ente!), welches denn ein allgemeines Lachen erregte."

„Der Fall ist sehr artig", erwiderte Goethe, „und verdiente wol in unsern Theaterkatechismus mit aufgenommen zu werden."

„Eine hiesige junge Sängerin", fuhr ich fort, „die das T und D gleichfalls nicht unterscheiden konnte, hatte neulich zu sagen: «Ich will dich den Eingeweihten übergeben.» Da sie aber das T wie D sprach, so klang es als sagte sie: «Ich will dich den Eingeweiden übergeben.»

„So hatte neulich", fuhr ich fort, „ein hiesiger Schau-

ſpieler, der eine Bedientenrolle ſpielte, einem Fremden zu ſagen: «Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rathe.» Da er aber das T vom D nicht unterſchied, ſo klang es als ſagte er: «Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rade.»"

„Auch dieſe Fälle", ſagte Goethe, „ſind nicht ſchlecht, und wir wollen ſie uns merken. So wenn einer das P und B nicht unterſcheidet und ausrufen ſoll: «Packe ihn an!» aber ſtatt deſſen ruft: «Backe ihn an!» ſo iſt es abermals lächerlich.

„Gleicherweiſe", fuhr Goethe fort, „wird hier das Ü häufig wie I ausgeſprochen, wodurch nicht weniger die ſchändlichſten Misverſtändniſſe veranlaßt werden. So habe ich nicht ſelten ſtatt Küſtenbewohner — Kiſtenbewohner, ſtatt Thürſtück — Thierſtück, ſtatt gründlich — grindlich, ſtatt Trübe — Triebe, und ſtatt Ihr müßt — Ihr mißt vernehmen müſſen, nicht ohne Anwandlung von einigem Lachen."

„Dieſer Art", verſetzte ich, „iſt mir neulich im Theater ein ſehr ſpaßhafter Fall vorgekommen, wo eine Dame in einer mislichen Lage einem Manne folgen ſoll, den ſie vorher nie geſehen. Sie hatte zu ſagen: «Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Züge.» Da ſie aber das Ü wie I ſprach, ſo ſagte ſie: «Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Ziege.» Es entſtand ein großes Gelächter."

„Dieſer Fall iſt abermals gar nicht ſchlecht", erwiderte Goethe, „und wir wollen ihn uns gleichfalls merken. So auch", fuhr er fort, „wird hier das G und K häufig miteinander verwechſelt und ſtatt G — K und ſtatt K — G geſprochen, wahrſcheinlich abermals aus der Ungewißheit ob ein Buchſtabe weich oder hart ſei, eine Folge der hier ſo beliebten Lehre. Sie werden im hieſigen Theater wahrſcheinlich ſehr oft Kartenhaus für Gartenhaus, Kaſſe für Gaſſe, klauben für glauben, bekränzen für begrenzen, und Kunſt für Gunſt bereits gehört haben oder noch künftig hören."

„Etwas Aehnliches", erwiderte ich, „iſt mir allerdings vorgekommen. Ein hieſiger Schauſpieler hatte zu ſagen: «Dein Gram geht mir zu Herzen.» Er ſprach aber das

G wie K und sagte sehr deutlich: «Dein Kram geht mir zu Herzen.»"

„Dergleichen Verwechselungen von G und K", versetzte Goethe, „hören wir übrigens nicht blos von Schauspielern, sondern auch wol von sehr gelehrten Theologen. Mir passirte einst persönlich ein Fall der Art, den ich Ihnen doch erzählen will.

„Als ich nämlich vor einigen Jahren mich einige Zeit in Jena aufhielt und im Gasthof Zur Tanne logirte, ließ sich eines Morgens ein Studiosus der Theologie bei mir melden. Nachdem er sich eine Weile mit mir ganz hübsch unterhalten, rückte er beim Abschiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächsten Sonntage zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sei, die das G und K verwechseln. Ich erwiderte ihm also mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieser Angelegenheit zwar persönlich nicht helfen könne, daß er aber sicher seinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, sich an den Herrn Archidiakonus Koethe zu wenden."

Dienstag den 18. Mai 1824.

Abends bei Goethe in Gesellschaft mit Riemer. Goethe unterhielt uns von einem englischen Gedicht, das die Geologie zum Gegenstande hat. Er machte uns davon erzählungsweise eine improvisirte Uebersetzung mit so vielem Geist, Einbildungskraft und guter Laune, daß jede Einzelheit lebendig vor Augen trat, als wäre alles eine im Moment entstehende Erfindung von ihm selber. Man sah den Helden des Gedichts, den König Coal, in glänzendem Audienzsaal auf seinem Throne sitzen, seine Gemahlin Pyrites an seiner Seite, in Erwartung der Großen des Reichs. Nach ihrer Rangordnung eintretend, erschienen nach und nach und wurden dem Könige vorgestellt: Herzog Granit, Marquis Schiefer, Gräfin Porphyr, und so die übrigen, die alle mit einigen treffenden

Beiwörtern und Späßen charakterisirt wurden. Es tritt ferner ein: Sir Lorenz Urkalk, ein Mann von großen Besitzungen und bei Hofe wohlgelitten. Er entschuldigt seine Mutter, die Lady Marmor, weil ihre Wohnung etwas entfernt sei; übrigens wäre sie eine Dame von großer Cultur- und Polirfähigkeit. Daß sie heute nicht bei Hofe erscheine, hätte übrigens wol seinen Grund in einer Intrigue, in welche sie sich mit Canova eingelassen, der ihr sehr schön thue. Tuffstein, mit Eidechsen und Fischen sein Haar verziert, schien etwas betrunken. Hans Mergel und Jakob Thon kommen erst gegen das Ende; letzterer der Königin besonders lieb, weil er ihr eine Muschelsammlung versprochen. Und so ging die Darstellung in dem heitersten Tone eine ganze Weile fort; doch war das Detail zu groß, als daß ich mir den weitern Verlauf hätte merken können.

„Ein solches Gedicht", sagte Goethe, „ist ganz darauf berechnet, die Weltleute zu amusiren, indem es zugleich eine Menge nützlicher Kenntnisse verbreitet, die eigentlich niemand fehlen sollten. Es wird dadurch in den höhern Kreisen der Geschmack für die Wissenschaft angeregt, und man weiß immer nicht wieviel Gutes in der Folge aus einem so unterhaltenden Halbscherz entstehen kann. Mancher gute Kopf wird vielleicht veranlaßt, im Kreise seines persönlichen Bereichs selber zu beobachten; und solche individuelle Wahrnehmungen aus der uns umgebenden nächsten Natur sind oft um so schätzbarer, je weniger der Beobachtende ein eigentlicher Mann vom Fache war."

„Sie scheinen also andeuten zu wollen", versetzte ich, „daß man um so schlechter beobachte, je mehr man wisse?"

„Wenn das überlieferte Wissen mit Irrthümern verbunden", erwiderte Goethe, „allerdings! Sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Confession angehört, ist sogleich jede unbefangene treue Auffassung dahin. Der entschiedene Vulkanist wird immer nur durch die Brille des Vulkanisten sehen, sowie der Neptunist und der Bekenner der neuesten Hebungstheorie durch die seinige. Die Weltanschauung aller solcher in einer einzigen ausschließenden Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren, und

die Objecte erſcheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit. Geben ſodann dieſe Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenſchaft, ſo erhalten wir ungeachtet der höchſten perſönlichen Wahrheitsliebe des einzelnen dennoch keineswegs die Wahrheit der Objecte; ſondern wir empfangen die Gegenſtände immer nur mit dem Geſchmack einer ſehr ſtarken ſubjectiven Beimiſchung.

„Weit entfernt aber bin ich, zu behaupten, daß ein unbefangenes rechtes Wiſſen der Beobachtung hinderlich wäre, vielmehr behält die alte Wahrheit ihr Recht, daß wir eigentlich nur Augen und Ohren für das haben, was wir kennen. Der Muſiker vom Fach hört beim Zuſammenſpiel des Orcheſters jedes Inſtrument und jeden einzelnen Ton heraus, während der Nichtkenner in der maſſenhaften Wirkung des Ganzen befangen iſt. So ſieht ferner der blos genießende Menſch nur die anmuthige Fläche einer grünen oder blumigen Wieſe, während dem beobachtenden Botaniker ein unendliches Detail der verſchiedenartigſten einzelnen Pflänzchen und Gräſer in die Augen fällt.

„Doch hat alles ſein Maß und Ziel, und wie es ſchon in meinem «Götz» heißt, daß das Söhnlein vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen eigenen Vater nicht erkennt, ſo ſtoßen wir auch in der Wiſſenſchaft auf Leute, die vor lauter Gelehrſamkeit und Hypotheſen nicht mehr zum Sehen und Hören kommen. Es geht bei ſolchen Leuten alles raſch nach innen; ſie ſind von dem, was ſie in ſich herumwälzen, ſo occupirt, daß es ihnen geht wie einem Menſchen in Leidenſchaft, der in der Straße ſeinen liebſten Freunden vorbeirennt ohne ſie zu ſehen. Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewiſſe ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts geſtört und präoccupirt iſt. Dem Kinde entgeht der Käfer an der Blume nicht, es hat alle ſeine Sinne für ein einziges einfaches Intereſſe beiſammen, und es fällt ihm durchaus nicht ein, daß zu gleicher Zeit etwa auch in der Bildung der Wolken ſich etwas Merkwürdiges ereignen könne, um ſeine Blicke zugleich auch dorthin zu wenden.“

„Da könnten alſo“, erwiderte ich, „die Kinder und ihresgleichen recht gute Handlanger in der Wiſſenſchaft abgeben.“

„Wollte Gott", fiel Goethe ein, „wir wären alle nichts weiter als gute Handlanger! Eben weil wir mehr sein wollen und überall einen großen Apparat von Philosophie und Hypothesen mit uns herumführen, verderben wir es."

Es entstand eine Pause im Gespräch, die Riemer unterbrach, indem er den Lord Byron und dessen Tod zur Erwähnung brachte. Goethe machte darauf eine glänzende Auseinandersetzung seiner Schriften und war voll des höchsten Lobes und der reinsten Anerkennung. „Uebrigens", fuhr er fort, „obgleich Byron so jung gestorben ist, so hat doch die Literatur hinsichtlich einer gehinderten weitern Ausdehnung nicht wesentlich verloren. Byron konnte gewissermaßen nicht weiter gehen. Er hatte den Gipfel seiner schöpferischen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, so hätte er doch die seinem Talent gezogenen Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht seines «Jüngsten Gerichts» hat er das Aeußerste gethan, was er zu thun fähig war."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den italienischen Dichter Torquato Tasso, und wie sich dieser zu Lord Byron verhalte; wo denn Goethe die große Ueberlegenheit des Engländers an Geist, Welt und productiver Kraft nicht verhehlen konnte. „Man darf", fügte er hinzu, „beide Dichter nicht miteinander vergleichen, ohne den einen durch den andern zu vernichten. Byron ist der brennende Dornstrauch, der die heilige Ceder des Libanon in Asche legt. Das große Epos des Italieners hat seinen Ruhm durch Jahrhunderte behauptet; aber mit einer einzigen Zeile des «Don Juan» könnte man das ganze «Befreite Jerusalem» vergiften."

Mittwoch den 26. Mai 1824.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, um meine Lieben in Hannover und sodann den Rhein zu besuchen, wie es längst meine Absicht gewesen. Goethe war sehr herzlich und schloß mich in seine Arme. „Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs", sagte er, „vielleicht meine alte Jugendfreundin

Charlotte Keſtner ſehen, ſo ſagen Sie ihr Gutes von mir. In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhard und Schloſſers empfehlen. Auch in Heidelberg und Bonn finden Sie Freunde, die mir treu ergeben ſind und bei denen Sie die beſte Aufnahme finden werden. Ich hatte vor, dieſen Sommer wieder einige Zeit in Marienbad zuzubringen, doch werde ich nicht eher gehen, als bis Sie zurück ſind."

Der Abſchied von Goethe ward mir ſchwer; doch ging ich mit der feſten Zuverſicht, ihn nach zwei Monaten geſund und froh wiederzuſehen.

Indeß war ich am andern Tage glücklich, als der Wagen mich meiner lieben hannoveriſchen Heimat entgegenführte, nach der meine innigſte Sehnſucht fortwährend gerichtet iſt.

1825.

Dienstag den 22. März 1825.

Dieſe Nacht, bald nach zwölf Uhr, wurden wir durch Feuerlärm geweckt; man rief: es brenne im Theater! Ich warf mich ſogleich in meine Kleider und eilte an Ort und Stelle. Die allgemeine Beſtürzung war groß. Noch vor wenigen Stunden waren wir durch das treffliche Spiel von La Roche im „Juden" von Cumberland entzückt worden, und Seidel hatte durch gute Laune und Späße allgemeines Lachen erregt. Und jetzt raſte an dieſer ſelbigen Stelle kaum genoſſener geiſtiger Freuden das ſchrecklichſte Element der Vernichtung!

Das Feuer ſchien, durch Heizung veranlaßt, im Parterre ausgebrochen zu ſein, hatte bald die Bühne und das dürre Lattenwerk der Couliſſen ergriffen, und ſo durch die reichlichſte Nahrung brennbarer Stoffe ſchnell zum Ungeheuer erwachſen, dauerte es nicht lange, bis die Flamme überall zum Dache herausſchlug und die Sparren zuſammenkrachten.

In den Anſtalten zum Löſchen war kein Mangel. Das Gebäude war nach und nach ganz mit Spritzen umſtellt, die eine Unmaſſe von Waſſer in die Glut goſſen. Allein es war alles ohne Erfolg. Die Flamme raſte nach wie vor aufwärts und trieb unerſchöpflich eine Maſſe glühender Funken und brennende Stücke leichter Stoffe gegen den dunkeln Himmel, die ſodann mit geringem Lufthauche ſeitwärts über die Stadt zogen. Der Lärm und das Rufen und Schreien der an den Feuerleitern und Spritzen arbeitenden Menſchenmaſſe war groß. Alle Kräfte waren in Aufregung, man ſchien mit Gewalt ſiegen zu wollen. Ein wenig ſeitwärts, ſo nahe die Glut es erlaubte, ſtand ein Mann in Mantel und Militärmütze, in der ruhigſten Faſſung eine Cigarre rauchend.

Er schien beim ersten Anblick ein müßiger Zuschauer zu sein; allein er war es nicht. Personen gingen von ihm aus, denen er mit wenigen Worten Befehle ertheilte, die sogleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Karl August. Er hatte bald gesehen, daß das Gebäude selbst nicht zu retten war; er befahl daher, es in sich zusammenzustürzen und alle nur entbehrlichen Spritzen gegen die Nachbarhäuser zu wenden, die von der nahen Glut sehr zu leiden hatten. Er schien in fürstlicher Resignation zu denken:

Das brenne nieder —
Schöner baut sich's wieder auf.

Er hatte nicht unrecht. Das Theater war alt, keineswegs schön und lange nicht geräumig genug, um ein sich mit jedem Jahre vergrößerndes Publikum zu fassen. Allein immerhin war es zu bedauern, gerade dieses Gebäude, an das sich für Weimar so viele Erinnerungen einer großen und lieben Vergangenheit knüpften, rettungslos verloren zu sehen.

Ich sah in schönen Augen viele Thränen, die seinem Untergange flossen. Nicht weniger rührte mich ein Mitglied der Kapelle; er weinte um seine verbrannte Geige.

Als der Tag anbrach, sah ich viele bleiche Gesichter. Ich bemerkte verschiedene junge Mädchen und Frauen der höhern Stände, die den Verlauf des Brandes die ganze Nacht abgewartet hatten und nun in der kalten Morgenluft einiges Frösteln verspürten. Ich ging nach Hause, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente sagte mir, er sei unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in seine Nähe rufen. Er streckte mir seine Hand entgegen. „Wir haben alle verloren", sagte er, „allein was ist zu thun! Mein Wölffchen kam diesen Morgen früh an mein Bette; er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen ansah, sagte er: «So geht's den Menschen!» Was läßt sich weiter sagen als dieses Wort meines lieben Wolff, womit er mich zu trösten suchte. Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolff sagt, so geht's den Menschen! Ich habe die ganze Nacht

wenig geſchlafen; ich ſah aus meinen vordern Fenſtern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel ſteigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachſen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen iſt, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten."

Ich lobte ihn wegen ſeiner Vorſicht. Doch ſchien er mir nicht im geringſten ſchwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es ſchien mir vielmehr dieſes im Bette Liegen eine alte Kriegsliſt zu ſein, die er bei irgendeinem außerordentlichen Ereigniß anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Beſuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhl vor ſeinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert", ſagte er. „Was wollt Ihr nun mit Euern Abenden anfangen!"

„Sie wiſſen", erwiderte ich, „wie leidenſchaftlich ich das Theater liebe. Als ich vor zwei Jahren hierher kam, kannte ich außer drei bis vier Stücken, die ich in Hannover geſehen, ſo gut wie gar nichts. Nun war mir alles neu, Perſonal wie Stücke; und da ich nun nach Ihrem Rath mich ganz den Eindrücken der Gegenſtände hingab, ohne darüber viel denken und reflectiren zu wollen, ſo kann ich in Wahrheit ſagen, daß ich dieſe beiden Winter im Theater die harmloſeſten, lieblichſten Stunden verlebt habe, die mir je zutheil geworden. Auch war ich in das Theater ſo vernarrt, daß ich nicht allein keine Vorſtellung verſäumte, ſondern mir auch Zutritt zu den Proben verſchaffte; ja, auch damit noch nicht zufrieden, konnte ich wol am Tage, wenn ich im Vorbeigehen zufällig die Thüren offen fand, mich halbe Stunden lang auf die leeren Bänke des Parterre ſetzen und mir Scenen imaginiren, die man etwa jetzt ſpielen könnte."

„Ihr ſeid eben ein verrückter Menſch", erwiderte Goethe lachend; „aber ſo hab' ich's gerne. Wollte Gott, das ganze Publikum beſtände aus ſolchen Kindern! Und im Grunde habt Ihr recht, es iſt was. Wer nicht ganz verwöhnt, und

hinlänglich jung ist, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihm so wohl sein könnte als im Theater. Man macht an Euch gar keine Ansprüche, Ihr braucht den Mund nicht aufzuthun, wenn Ihr nicht wollt; vielmehr sitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch alles bequem vorführen und Euch Geist und Sinne tractiren, wie Ihr es nur wünschen könnt. Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst, und was nicht noch alles! Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch einiges schlecht und nur einiges gut, so ist es immer noch mehr, als ob man zum Fenster hinaussähe oder in irgendeiner geschlossenen Gesellschaft beim Dampf von Cigarren eine Partie Whist spielte. Das weimarische Theater ist, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu verachten; es ist immer noch ein alter Stamm aus unserer besten Zeit da, dem sich neuere frische Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produciren, das reizt und gefällt und wenigstens den Schein eines Ganzen bietet."

„Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren sehen mögen!" versetzte ich.

„Das war freilich eine Zeit", erwiderte Goethe, „die uns mit großen Avantagen zu Hülfe kam. Denken Sie sich, daß die langweilige Periode des französischen Geschmacks damals noch nicht gar lange vorbei und das Publikum noch keineswegs überreizt war, daß Shakspeare noch in seiner ersten Frische wirkte, daß die Opern von Mozart jung, und endlich daß die Schiller'schen Stücke erst von Jahr zu Jahr hier entstanden und auf dem weimarischen Theater, durch ihn selber einstudirt, in ihrer ersten Glorie gegeben wurden — und Sie können sich vorstellen, daß mit solchen Gerichten Alte und Junge zu tractiren waren, und daß wir immer ein dankbares Publikum hatten."

„Aeltere Personen", bemerkte ich, „die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das weimarische Theater damals gestanden."

„Ich will nicht leugnen", erwiderte Goethe, „es war etwas. Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich schalten und machen konnte wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Decorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.

„Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stich gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben und machte jedem seine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu thun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erschienen.

„Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige höhere weimarische Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Cirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für sie eine große innere wie äußere Cultur hervorgehen. Mein Schüler Wolff in Berlin sowie unser Durand sind Leute von dem feinsten geselligen Takt. Herr Oels und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der besten Gesellschaft Ehre zu machen.

„Schiller verfuhr in demselbigen Sinne wie ich. Er ver-

kehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächste mal besser zu thun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publikum bereits im hohen Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zugute kam."

Es machte mir viel Freude, Goethe so ausführlich über einen Gegenstand sprechen zu hören, der für mich immer ein großes Interesse hatte und der besonders durch das Unglück dieser Nacht bei mir obenauf war.

„Der heutige Brand des Hauses", sagte ich, „in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren so viel Gutes gewirkt, beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar so bald nicht zurückkommen dürfte. Sie müssen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolge, den es hatte, viel Freude erlebt haben!"

„Auch nicht geringe Last und Noth!" erwiderte Goethe mit einem Seufzer.

„Es mag schwer sein", sagte ich, „ein so vielköpfiges Wesen in gehöriger Ordnung zu halten."

„Sehr viel", erwiderte Goethe, „ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt.

„Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, die leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen. Das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es errathen. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmuth der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein

ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgendeinen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat.

„Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung, ohne welche jede Autorität bald dahin ist."

Dieses Bekenntniß Goethe's war mir sehr merkwürdig. Ich hatte bereits von andern etwas Aehnliches über ihn vernommen und freute mich, jetzt aus seinem eigenen Munde die Bestätigung zu hören. Ich liebte ihn mehr als je und verließ ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Ich ging nach der Brandstelle zurück, wo aus dem großen Trümmerhaufen noch Flammen und Qualmsäulen emporstiegen. Man war noch fortwährend mit Löschen und Auseinanderzerren beschäftigt. Ich fand in der Nähe angebrannte Stücke einer geschriebenen Rolle — es waren Stellen aus Goethe's „Tasso".

Donnerstag den 24. März 1825.

Bei Goethe zu Tische. Der Verlust des Theaters bildete fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Frau von Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden, die sie in dem alten Hause genossen. Sie hatten sich aus dem Schutt einige Reliquien gesucht, die sie für unschätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber diese Stücke sollten gerade von der Stelle sein, wo sie auf dem Balkon ihre Plätze gehabt!

„Die Hauptsache ist", sagte Goethe, „daß man sich schnell fasse und sich so schnell als möglich wieder einrichte. Ich

würde schon in nächster Woche wieder spielen lassen, im Fürstenhause, oder im großen Saale des Stadthauses, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pause eintreten, damit das Publikum für seine langweiligen Abende sich nicht erst andere Ressourcen suche."

„Aber von Decorationen ist ja so gut wie gar nichts gerettet!" bemerkte man.

„Es bedarf keiner vielen Decorationen", erwiderte Goethe. „Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch ist gar nicht nöthig, daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganzes. Die Hauptsache ist, daß man Sachen wähle, bei denen kein großer Ortswechsel stattfindet. Irgendein einactiges Lustspiel, oder eine einactige Posse oder Operette. Dann irgendeine Arie, irgendein Duett, irgendein Finale einer beliebten Oper — und ihr werdet schon ganz passabel zufrieden sein. Es ist nur daß der April leidlich vorübergehe, im Mai habt ihr schon die Sänger des Waldes.

„Indessen", fuhr Goethe fort, „werdet ihr das Schauspiel haben, im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorsteigen zu sehen. Dieser Brand ist mir sehr merkwürdig. Ich will euch nur verrathen, daß ich die langen Abendstunden des Winters mich mit Coudray beschäftigt habe, den Riß eines für Weimar passenden neuen schönen Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnittsrisse kommen lassen, und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zu Stande gebracht, der sich wird können sehen lassen. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden, und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil uns sehr merkwürdigerweise so durchaus vorbereitet findet."

Wir begrüßten diese Nachricht Goethe's mit großer Freude.

„In dem alten Hause", fuhr Goethe fort, „war für den Adel gesorgt durch den Balkon, und für die dienende Klasse und jungen Handwerker durch die Galerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewissen Stücken das Parterre

durch die Studenten eingenommen war, so wußten jene nicht wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parkets waren nicht hinreichend. Jetzt haben wir besser gesorgt. Wir lassen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwischen Balkon und Galerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir sehr viel Platz, ohne das Haus sonderlich zu vergrößern."

Wir freuten uns dieser Nachricht und lobten Goethe, daß er es so gut mit dem Theater und Publikum im Sinne habe.

Um auch meinerseits für das hübsche künftige Theater etwas zu thun, ging ich nach Tische mit meinem Freunde Robert Doolan nach Oberweimar, wo wir in der dortigen Schenke bei einer Tasse Kaffee anfingen nach der „Iffipile" des Metastasio einen Operntext zu bilden. Unser erstes war, vor allen Dingen den Komödienzettel zu schreiben und das Stück mit den beliebtesten Sängern und Sängerinnen des weimarischen Theaters zu besetzen. Große Freude machte uns dies. Es war fast als säßen wir schon wieder vor dem Orchester. Dann fingen wir wirklich in allem Ernste an und vollendeten einen großen Theil des ersten Actes.

Sonntag den 27. März 1825.

Bei Goethe zu Tische in größerer Gesellschaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Es war so wie er uns vor einigen Tagen gesagt hatte, der Riß versprach sowol für das Aeußere als das Innere ein sehr schönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein so hübsches Theater auch schöne Decorationen und bessere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Personal anfange nach und nach lückenhaft zu werden, und daß sowol für das Schauspiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagirt werden. Zugleich aber verhehlte man sich nicht, daß alles dieses mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden sei, wozu die bisherigen Mittel der Kasse nicht reichen dürften.

„Ich weiß recht gut", fiel Goethe ein, „man wird, unter dem Vorwande die Kaſſe zu ſchonen, einige Perſönchen engagiren, die nicht viel koſten. Aber man denke nur nicht, mit ſolchen Maßregeln der Kaſſe zu nützen. Nichts ſchadet der Kaſſe mehr, als in ſolchen weſentlichen Dingen ſparen zu wollen. Man muß daran denken, jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da thut ein junger Sänger, eine junge Sängerin, ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit ſehr viel. Ja, ſtände ich noch an der Spitze der Leitung, ich würde jetzt zum Beſten der Kaſſe noch einen Schritt weiter gehen, und ihr ſolltet erfahren, daß mir das nöthige Geld nicht ausbliebe."

Man fragte Goethe, was er zu thun im Sinne habe.

„Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden", erwiderte er. „Ich würde auch die Sonntage ſpielen laſſen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigſtens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte ſchlimm ſein, wenn die Kaſſe dabei nicht jährlich zehn- bis funfzehntauſend Thaler gewinnen ſollte."

Dieſen Ausweg fand man ſehr praktiſch. Es kam zur Erwähnung, daß die große arbeitende Klaſſe, die an den Wochentagen gewöhnlich bis ſpät in die Nacht beſchäftigt ſei, den Sonntag als einzigen Erholungstag habe, wo ſie denn das edlere Vergnügen des Schauſpiels dem Tanz und Bier in einer Dorfſchenke ſicher vorziehen würde. Auch war man der Meinung, daß ſämmtliche Pächter und Gutsbeſitzer ſowie die Beamten und wohlhabenden Einwohner der kleinen Städte in der Umgegend den Sonntag als einen erwünſchten Tag anſehen würden, um in das weimariſche Theater zu fahren. Auch ſei bisher der Sonntagabend in Weimar für jeden, der nicht an Hof gehe oder nicht Mitglied eines glücklichen Familienkreiſes oder einer geſchloſſenen Geſellſchaft ſei, ſehr ſchlimm und langweilig; denn der einzelne wiſſe nicht wohin. Und doch mache man Anſprüche, als müſſe am Abend eines Sonntags ſich irgendein Ort finden laſſen, wo es einem wohl ſei und man die Plage der Woche vergeſſe.

Goethe's Gedanke, auch die Sonntage ſpielen zu laſſen,

wie es in den übrigen deutſchen Städten üblich, fand alſo die vollkommenſte Zuſtimmung und ward als ein ſehr glücklicher begrüßt. Nur erhob ſich ein leiſer Zweifel, ob es auch dem Hofe recht ſein würde.

„Der weimariſche Hof", erwiderte Goethe, „iſt zu gut und weiſe, als daß er eine Maßregel hindern ſollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anſtalt gereicht. Der Hof wird gewiß gern das kleine Opfer bringen und ſeine Sonntags-Soiréen auf einen andern Tag verlegen. Wäre dies aber nicht annehmlich, ſo gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedies nicht gern ſieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet ſind und ganz trefflich die Kaſſe füllen."

Das Geſpräch wendete ſich auf die Schauſpieler, und es ward über den Gebrauch und Misbrauch ihrer Kräfte ſehr viel hin und wieder geredet.

„Ich habe in meiner langen Praxis", ſagte Goethe, „als Hauptſache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einſtudiren laſſen ſolle, wovon man nicht einen guten Succeß auf Jahre hin mit einiger Beſtimmtheit vorausſieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften, die das Einſtudiren eines fünfactigen Stückes oder gar einer Oper von gleicher Länge in Anſpruch nimmt. Ja, ihr Lieben, es gehört viel dazu, ehe ein Sänger eine Partie durch alle Scenen und Acte durchaus innehabe, und ſehr viel, ehe die Chöre gehen wie ſie gehen müſſen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen, wenn ich höre, wie leichtſinnig man oft den Befehl zum Einſtudiren einer Oper gibt, von deren Succeß man eigentlich nichts weiß und wovon man nur durch einige ſehr unſichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutſchland ſchon ganz leidliche Poſten beſitzen, ja ſogar anfangen Schnellpoſten zu bekommen, ſo würde ich bei der Nachricht von irgendeiner auswärts gegebenen und geprieſenen neuen Oper den Regiſſeur oder ein anderes zuverläſſiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle ſchicken, damit er ſich durch ſeine perſönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die geprieſene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern

unſere Kräfte dazu hinreichen oder nicht. Die Koſten einer ſolchen Reiſe kommen gar nicht in Betracht im Vergleich der enormen Vortheile, die dadurch erreicht, und der unſeligen Misgriffe, die dadurch verhütet werden.

„Und dann, iſt einmal ein gutes Stück oder eine gute Oper einſtudirt, ſo ſoll man ſie in kurzen Zwiſchenpauſen ſo lange hintereinander geben, als ſie irgend zieht und irgend das Haus füllt. Daſſelbe gilt von einem guten ältern Stück oder einer guten ältern Oper, die vielleicht ſeit Jahr und Tag geruht hat und nun gleichfalls eines nicht geringen erneuten Studiums bedurfte, um wieder mit Succeß gegeben werden zu können. Eine ſolche Vorſtellung ſoll man in kurzen Zwiſchenpauſen gleichfalls ſo oft wiederholen, als das Publikum irgend ſein Intereſſe daran zu erkennen gibt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unſaglicher Mühe einſtudirtes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchſtens zweimal ſehen zu wollen, oder auch zwiſchen ſolchen Wiederholungen lange Zeiträume von ſechs bis acht Wochen verſtreichen zu laſſen, wo denn immer wieder ein neues Studium nöthig wird, iſt ein wahrer Verderb des Theaters und ein Misbrauch der Kräfte des ausübenden Perſonals, der gar nicht zu verzeihen iſt.“

Goethe ſchien dieſe Angelegenheit ſo wichtig zu halten und ſie ſchien ihm ſo ſehr am Herzen zu liegen, daß er darüber in eine Wärme gerieth, wie ſie ihn bei ſeiner großen Ruhe ſelten anwandelt.

„In Italien“, fuhr Goethe fort, „gibt man eine und dieſelbige Oper vier bis ſechs Wochen lang jeden Abend, und die italieniſchen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Aenderung. Der gebildete Pariſer ſieht die claſſiſchen Stücke ſeiner großen Dichter ſo oft, daß er ſie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wol die Ehre erzeigt, meine «Iphigenie» und meinen «Taſſo» zu geben; allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publikum findet ſie langweilig. Sehr begreiflich. Die Schauſpieler ſind nicht geübt, die Stücke zu ſpielen, und das Publikum iſt nicht geübt, ſie zu hören. Würden die Schau-

spieler durch öftere Wiederholung sich in ihre Rollen so hineinspielen, daß die Darstellung ein Leben gewönne, als wäre es nicht eingelernt, sondern als entquölle alles aus ihrem eigenen Herzen, so würde das Publikum sicher auch nicht ohne Interesse und ohne Empfindung bleiben.

„Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine «Iphigenie» und meinen «Tasso» und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die «Iphigenie» und den «Tasso» geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie gesagt, es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen."

Mittwoch den 30. März 1825.

Abends großer Thee bei Goethe, wo ich außer den hiesigen jungen Engländern auch einen jungen Amerikaner fand. Auch hatte ich die Freude, Gräfin Julie von Egloffstein zu sehen und mit ihr allerlei gute Unterhaltung zu führen.

Mittwoch den 6. April 1825.

Man hatte Goethe's Rath befolgt und spielte heute Abend zuerst im großen Saale des Stadthauses, und zwar gab man kleine Sachen und Bruchstücke, wie das beschränkte Local und der Mangel an Decorationen es bedingte. Die kleine Oper „Das Hausgesinde" gelang vollkommen so gut wie im Theater. Sodann ein beliebtes Quartett aus der Oper „Graf von Gleichen" von Eberwein ward mit entschiedenem Beifall aufgenommen. Unser erster Tenor, Herr Moltke,

ſang darauf ein oft vernommenes Lied aus der „Zauberflöte“, worauf, nach einer Pauſe, das große Finale des erſten Actes von „Don Juan“ mächtig eintrat und ſo dieſes heutige erſte Surrogat eines Abends im Theater grandios und würdig beſchloß.

Sonntag den 10. April 1825.

Bei Goethe zu Tiſche. „Ich habe euch die gute Nachricht zu vermelden“, ſagte er, „daß der Großherzog unſern Riß des neuen Theaters genehmigt hat, und daß mit Legung des Grundes ungeſäumt begonnen wird.“

Ich war über dieſe Eröffnung ſehr froh.

„Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen“, fuhr Goethe fort, „allein wir ſind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei ſehr viel dem Geheimrath Schweitzer zu verdanken, der, wie ſich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Geſinnung treu auf unſerer Seite ſtand. Der Riß iſt vom Großherzog eigenhändig unterſchrieben und erleidet nunmehr keine weitere Aenderung. Freuet euch alſo, denn ihr bekommt ein ſehr gutes Theater.“

Donnerstag den 14. April 1825.

Abends bei Goethe. Da unſere Geſpräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, ſo fragte ich ihn, nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neuen Mitgliedes verfahren.

„Ich könnte es kaum ſagen“, erwiderte Goethe. „Ich verfuhr ſehr verſchieden. Ging dem neuen Schauſpieler ein bedeutender Ruf voran, ſo ließ ich ihn ſpielen und ſah, wie er ſich zu den andern paſſe, ob ſeine Art und Weiſe unſer Enſemble nicht ſtöre, und ob durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Menſch, der zuvor noch keine Bühne betreten, ſo ſah ich zunächſt auf ſeine Perſönlichkeit, ob ihm etwas für ſich Einnehmendes, Anziehendes inwohne, und vor allen Dingen ob er ſich in

der Gewalt habe. Denn ein Schauspieler, der keine Selbstbeherrschung besitzt und sich einem Fremden gegenüber nicht so zeigen kann, wie er es für sich am günstigsten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen seiner selbst und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske.

„Wenn mir nun sein Aeußeres und sein Benehmen gefiel, so ließ ich ihn lesen, um sowol die Kraft und den Umfang seines Organs als auch die Fähigkeiten seiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu sehen ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig; dann etwas Leidenschaftliches, Wildes, um seine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wol zu etwas klar Verständigem, Geistreichem, Ironischem, Witzigem über, um zu sehen wie er sich bei solchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geistes besitze. Dann gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargestellt war, damit ich erführe ob er auch den Ausdruck des Rührenden in seiner Gewalt habe.

„Genügte er mir nun in allen diesen mannichfaltigen Richtungen, so hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen sehr bedeutenden Schauspieler zu machen. War er in einigen Richtungen entschieden besser als in andern, so merkte ich mir das Fach, für welches er sich vorzugsweise eigne. Auch kannte ich jetzt seine schwachen Seiten und suchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er diese stärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und sogenannte Provinzialismen, so drang ich darauf, daß er sie ablege, und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Uebung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieses nicht der Fall, so übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeister.

„War er nun so weit, um auftreten zu können, so gab ich ihm zunächst solche Rollen, die seiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er sich selber spiele. Erschien er mir nun etwas zu

feuriger Natur, so gab ich ihm phlegmatische, erschien er mir aber zu ruhig und langsam, so gab ich ihm feurige, rasche Charaktere, damit er lerne sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen."

Die Unterhaltung wendete sich auf die Besetzung von Stücken, wobei Goethe unter anderm Folgendes aussprach, welches mir merkwürdig erschien.

„Es ist ein großer Irrthum", sagte er, „wenn man denkt, ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauspielern besetzen zu können. Ein Stück zweiten, dritten Ranges kann durch Besetzung mit Kräften ersten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauspielern zweiten, dritten Ranges besetze, so wundere man sich nicht, wenn die Wirkung vollkommen null ist.

„Schauspieler secundärer Art sind ganz vortrefflich in großen Stücken. Sie wirken dann wie in einem Gemälde, wo die Figuren im Halbschatten ganz herrliche Dienste thun, um diejenigen, welche das volle Licht haben, noch mächtiger erscheinen zu lassen."

Sonnabend den 16. April 1825.

Bei Goethe zu Tische mit D'Alton, dessen Bekanntschaft ich vorigen Sommer in Bonn gemacht und welchen wiederzusehen ich große Freude hatte. D'Alton ist ganz ein Mann nach Goethe's Sinne; auch findet zwischen beiden ein sehr schönes Verhältniß statt. In seiner Wissenschaft erscheint er von großer Bedeutung, sodaß Goethe seine Aeußerungen werth hält und jedes seiner Worte beachtet. Dabei ist D'Alton als Mensch liebenswürdig, geistreich und von einer Redegabe und einer Fülle hervorquellender Gedanken, daß er wol wenige seinesgleichen hat und man nicht satt wird ihm zuzuhören.

Goethe, der in seinen Bestrebungen, die Natur zu ergründen, gern das All umfassen möchte, steht gleichwol gegen jeden einzelnen Naturforscher von Bedeutung, der ein ganzes

Leben einer speciellen Richtung widmet, im Nachtheil. Bei diesem findet sich die Beherrschung eines Reiches unendlichen Details, während Goethe mehr in der Anschauung allgemeiner großer Gesetze lebt. Daher kommt nun, daß Goethe, der immer irgendeiner großen Syntheſe auf der Spur ist, dem aber aus Mangel an Kenntniß der einzelnen Facta die Bestätigung seiner Ahnungen fehlt, mit so entschiedener Liebe jedes Verhältniß zu bedeutenden Naturforschern ergreift und festhält. Denn bei ihnen findet er was ihm mangelt; bei ihnen findet er die Ergänzungen dessen, was bei ihm selber lückenhaft geblieben. Er wird nun in wenigen Jahren achtzig Jahre alt, aber des Forschens und Erfahrens wird er nicht satt. In keiner seiner Richtungen ist er fertig und abgethan; er will immer weiter, immer weiter! immer lernen, immer lernen! und zeigt sich eben dadurch als ein Mensch von einer ewigen, ganz unverwüstlichen Jugend.

Diese Betrachtungen wurden bei mir diesen Mittag bei seiner lebhaften Unterhaltung mit D'Alton angeregt. D'Alton sprach über die Nagethiere und die Bildungen und Modificationen ihrer Skelete, und Goethe konnte nicht satt werden immer noch mehr einzelne Facta zu vernehmen.

Mittwoch den 27. April 1825.

Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen lassen. „Ehe wir fahren", sagte er, „will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt."

„Daß Du der Mann nicht bist", schreibt Zelter unter anderm, „dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es."

Goethe sah mich an, und wir lachten. „Zelter ist brav und tüchtig", sagte er, „aber er kommt mitunter in den Fall,

mich nicht ganz zu verſtehen und meinen Worten eine falſche Auslegung zu geben.

„Ich habe dem Volk und deſſen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum ſollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieſer kleinen Reſidenz, die, wie man ſcherzhafterweiſe ſagt, zehntauſend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede ſein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimariſche Volk eine hinlängliche Maſſe bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können.“

Es war indeſſen angeſpannt, und wir fuhren in den untern Garten. Der Abend war ſtill und milde, faſt etwas ſchwül, und es zeigten ſich große Wolken, die ſich gewitterhaft zu Maſſen zuſammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goethe ſtill neben mir, ſcheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indeß auf die Töne der Amſel und Droſſel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eſchen jenſeit der Ilm dem ſich bildenden Gewitter entgegenſangen.

Goethe ließ ſeine Blicke umherſchweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Weges und auf der Wieſe wie an Büſchen und Hecken mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verſpricht“, ſagte er, „und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder da ſein.“

Indeſſen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es gerathen, wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben“, ſagte er, als wir an ſeiner Wohnung abſtiegen, „ſo gehen Sie wol mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir.“ Welches denn mit großer Freude von mir geſchah.

Zelter's Brief lag noch auf dem Tiſche. „Es iſt wunderlich, gar wunderlich“, ſagte Goethe, „wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falſche Stellung geräth! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk geſündigt,

aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebenso wenig als ich ein Freund eines Ludwig des Funfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebenso viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders?

„Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.

„Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser.

„Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte etwas zu thun und auszuführen, das dem

Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre den Zustand des einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als die seinigen.

„Wir werden", fuhr Goethe fort, „diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit funfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen was war es weiter als ein beständiges Dienen! Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Freitag den 29. April 1825.

Der Bau des neuen Theaters war diese Zeit her rasch vorgeschritten, die Grundmauern stiegen schon überall empor und ließen ein baldiges sehr schönes Gebäude hoffen.

Heute aber, als ich den Bauplatz besuchte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Arbeit eingestellt war; auch hörte ich gerüchtweise, daß eine andere Partei gegen Goethe's und Coudray's Plan noch endlich obgesiegt habe, daß Coudray von der Leitung des Baues zurücktrete, und daß ein anderer Architekt nach einem neuen Riß den Bau ausführen und den bereits gelegten Grund danach ändern werde.

Dieses zu sehen und zu hören betrübte mich tief; denn ich hatte mich mit vielen darauf gefreut, in Weimar ein Theater entstehen zu sehen, das nach Goethe's praktischer Ansicht von einer zweckmäßigen innern Einrichtung ausgeführt und hinsichtlich der Schönheit seinem hochgebildeten Geschmack gemäß sein würde.

Aber auch wegen Goethe und Coudray betrübte es mich, die durch dieſes weimariſche Ereigniß ſich beide mehr oder weniger verletzt fühlen mußten.

Sonntag den 1. Mai 1825.

Bei Goethe zu Tiſche. Es iſt zu denken daß der veränderte Theaterbau das erſte war, das zwiſchen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie geſagt, gefürchtet, daß die höchſt unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! Ich fand ihn in der mildeſten, heiterſten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

„Man hat", ſagte er, „dem Großherzog von ſeiten des Koſtenpunktes und großer Erſparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen geſucht, und es iſt ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht ſein. Ein neues Theater iſt am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen, den irgendein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand ſteckt. Damit tröſte ich mich. Uebrigens ein bischen mehr oder weniger, ein bischen auf oder ab iſt nicht der Rede werth. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.

„Der Großherzog", fuhr Goethe fort, „äußerte gegen mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architektoniſches Prachtwerk zu ſein; wogegen im ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es ſei doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen. Dieſe Anſicht klingt beim erſten Anhören etwas materiell; allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht blos zu ſeinen Koſten kommen, ſondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, ſo muß eben alles durchaus ganz vortrefflich ſein. Es muß die beſte Leitung an der Spitze haben, die Schau-

ſpieler müſſen durchweg zu den beſten gehören, und man muß fortwährend ſo gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das iſt aber mit wenigen Worten ſehr viel geſagt, und faſt das Unmögliche."

„Die Anſicht des Großherzogs", ſagte ich, „mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, ſcheint alſo eine durchaus praktiſche zu ſein, indem in ihr eine Nöthigung liegt, ſich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten."

„Shakſpeare und Molière", erwiderte Goethe, „hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit ſie aber dieſen ihren Hauptzweck erreichten, mußten ſie dahin trachten, daß fortwährend alles im beſten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da ſei, das reize und anlocke. Das Verbot des «Tartufe» war für Molière ein Donnerſchlag — aber nicht ſowol für den Poeten als für den Director Molière, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu ſorgen hatte, und der ſehen mußte wie er für ſich und die Seinigen Brot ſchaffte.

„Nichts", fuhr Goethe fort, „iſt für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direction ſo geſtellt iſt, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kaſſe ſie perſönlich nicht weiter berührt und ſie in der ſorgloſen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theaterkaſſe gefehlt hat, am Ende deſſelben aus irgendeiner andern Quelle erſetzt wird. Es liegt einmal in der menſchlichen Natur, daß ſie leicht erſchlafft, wenn perſönliche Vortheile oder Nachtheile ſie nicht nöthigen. Nun iſt zwar nicht zu verlangen, daß ein Theater in einer Stadt wie Weimar ſich ſelbſt erhalten ſolle und daß kein jährlicher Zuſchuß aus der fürſtlichen Kaſſe nöthig ſei. Allein es hat doch alles ſein Ziel und ſeine Grenze, und einige tauſend Thaler jährlich mehr oder weniger ſind doch keineswegs eine gleichgültige Sache, beſonders da die geringere Einnahme und das Schlechterwerden des Theaters natürliche Gefährten ſind, und alſo nicht blos das Geld verloren geht, ſondern die Ehre zugleich.

„Wäre ich der Großherzog, so würde ich künftig, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direction, als jährlichen Zuschuß ein für allemal eine feste Summe bestimmen; ich würde etwa den Durchschnitt der Zuschüsse der letzten zehn Jahre ermitteln lassen und danach eine Summe ermäßigen, die zu einer anständigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieser Summe müßte man haushalten. Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und sagen: wenn der Director mit seinen Regisseuren durch eine kluge und energische Leitung es dahin bringt, daß die Kasse am Ende des Jahres einen Ueberschuß hat, so soll von diesem Ueberschuß dem Director, den Regisseuren und den vorzüglichsten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zutheil werden. Da solltet Ihr einmal sehen, wie es sich regen, und wie die Anstalt aus dem Halbschlafe, in welchen sie nach und nach gerathen muß, erwachen würde.

„Unsere Theatergesetze", fuhr Goethe fort, „haben zwar allerlei Strafbestimmungen, allein sie haben kein einziges Gesetz, das auf Ermunterung und Belohnung ausgezeichneter Verdienste ginge. Dies ist ein großer Mangel. Denn wenn mir bei jedem Versehen ein Abzug von meiner Gage in Aussicht steht, so muß mir auch eine Ermunterung in Aussicht stehen, wenn ich mehr thue als man eigentlich von mir verlangen kann. Dadurch aber, daß alle mehr thun als zu erwarten und zu verlangen, kommt ein Theater in die Höhe."

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike traten herein, beide wegen des schönen Wetters sehr anmuthig sommerhaft gekleidet. Die Unterhaltung über Tische war leicht und heiter. Man sprach über allerlei Vergnügungspartien der vergangenen Woche sowie über Aussichten ähnlicher Art für die nächste.

„Wenn wir die schönen Abende behalten", sagte Frau von Goethe, „so hätte ich große Lust, in diesen Tagen im Park beim Gesang der Nachtigallen einen Thee zu geben. Was sagen Sie, lieber Vater?" — „Das könnte sehr artig sein!" erwiderte Goethe. — „Und Sie, Eckermann", sagte Frau von Goethe, „wie steht's mit Ihnen? Darf man Sie einladen?" — „Aber Ottilie!" fiel Fräulein Ulrike ein, „wie kannst du nur den Doctor einladen! Er kommt ja doch nicht;

und wenn er kommt, ſo ſitzt er wie auf Kohlen, und man ſieht es ihm an, daß ſeine Seele wo anders iſt und daß er je eher je lieber wieder fort möchte." — „Wenn ich ehrlich ſagen ſoll", erwiderte ich, „ſo ſtreife ich freilich lieber mit Doolan im Felde umher. Thee und Theegeſellſchaft und Theegeſpräch widerſtrebt meiner Natur ſo ſehr, daß es mir ſchon unheimlich wird, wenn ich nur daran denke." — „Aber, Eckermann", ſagte Frau von Goethe, „bei einem Thee im Park ſind Sie ja im Freien und ganz in Ihrem Element." — „Im Gegentheil", ſagte ich. „Wenn ich der Natur ſo nahe bin, daß ich alle Düfte wittere, und doch nicht eigentlich hinein kann, ſo wird es mir ungeduldig wie einer Ente, die man in die Nähe des Waſſers bringt, aber am Hineintauchen hindert." — „Sie könnten auch ſagen", bemerkte Goethe lachend, „es würde Ihnen zu Sinne wie einem Pferde, das ſeinen Kopf zum Stalle hinausſtreckt und auf einer gedehnten Weideſläche vor ſich andere Pferde frei umherjagen ſieht. Es riecht zwar alle Wonne und Freiheit der friſchen Natur, aber es kann nicht hinein. Doch laßt nur den Eckermann, er iſt wie er iſt, und ihr macht ihn nicht anders. Aber ſagen Sie, mein Allerbeſter, was treiben Sie denn mit ihrem Doolan die ſchönen langen Nachmittage im freien Felde?" — „Wir ſuchen irgendein einſames Thal", ſagte ich, „und ſchießen mit Pfeil und Bogen." — „Hm!" ſagte Goethe, „das mag kein ſchlechtes Vergnügen ſein." — „Es iſt herrlich", ſagte ich, „um die Gebrechen des Winters los zu werden." — „Wie aber in aller Welt", ſagte Goethe, „ſind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen?" — „Zu den Pfeilen", erwiderte ich, „habe ich mir in dem Feldzuge von 1814 ein Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen iſt dort allgemein. Es iſt keine Stadt ſo gering, die nicht ihre Bogengeſellſchaften hätte. Sie haben ihren Stand in irgendeiner Schenke, ähnlich unſern Kegelbahnen, und vereinigen ſich gewöhnlich ſpät am Nachmittage, wo ich ihnen oft mit dem größten Vergnügen zugeſehen. Was waren das für wohlgewachſene Männer! und was für maleriſche Stellungen, wenn ſie die Senne zogen! Wie waren die Kräfte entwickelt! und wie waren ſie geſchickte Treffer! Sie

ſchoſſen gewöhnlich in einer Entfernung von ſechzig bis achtzig Schritt nach einer Papierſcheibe auf einer naſſen Lehmwand; ſie ſchoſſen raſch hintereinander und ließen die Pfeile ſtecken, und da war es nicht ſelten, daß von funfzehn Pfeilen fünf im Centrum ſtaken, von der Größe eines Thalers, und die übrigen in der Nähe umher. Wenn alle geſchoſſen hatten, gingen ſie hin und jeder zog ſeinen Pfeil aus der weichen Wand, und das Spiel ging von vorne. Ich war damals für das Bogenſchießen ſo begeiſtert, daß ich dachte, es ſei etwas Großes, es in Deutſchland einzuführen, und ich war ſo dumm, daß ich glaubte, es ſei möglich. Ich handelte wiederholt auf einen Bogen; allein unter zwanzig Franken war keiner zu haben, und wie ſollte ich armer Feldjäger ſo viel Geld auftreiben! Ich beſchränkte mich daher auf einen Pfeil, als das Wichtigere und Künſtlichere, den ich in einer Fabrik zu Brüſſel für einen Franken kaufte und neben einer Zeichnung als meine einzige Eroberung mit in meine Heimat brachte."

„Das ſteht Ihnen ähnlich", erwiderte Goethe. „Aber denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigſten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künſte. Aber ich kann mir denken, es mag ſchön ſein dieſes brabanter Schießen. Unſer deutſches Kegelbahnvergnügen erſcheint dagegen roh und ordinär und hat ſehr viel vom Philiſter."

„Das Schöne beim Bogenſchießen iſt", erwiderte ich, „daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anſpruch nimmt. Da iſt der linke Arm, der den Bogen hinaushält, ſtraff, ſtark und ohne Wanken; da iſt der rechte, der mit dem Pfeil die Senne zieht und nicht weniger kräftig ſein muß. Zugleich beide Füße und Schenkel ſtrack zum Boden geſtreckt, dem Oberkörper als feſte Baſis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halſes und Nackens, alles in hoher Spannung und Thätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinauszieht und im erwünſchten Ziele ſteckt! Ich kenne keine körperliche Uebung, die nur irgend damit zu vergleichen."

„Es wäre etwas für unſere Turnanſtalten", verſetzte

Goethe. „Und da sollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutschland tüchtige Bogenschützen zu Tausenden hätten. Ueberhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters; seid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen."

„Aber unsere deutschen Turnlehrer", erwiderte ich, „wissen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen."

„Nun", antwortete Goethe, „da mögen sich einige Turnanstalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen lassen. Oder sie mögen auch einige hübsche wohlgewachsene junge Turner nach Brabant schicken, daß sie sich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen schnitze und die Pfeile mache. Diese könnten dann in deutschen Turnanstalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die sich bald bei dieser Anstalt eine Zeit lang aufhielten und bald bei einer andern.

„Ich bin", fuhr Goethe fort, „den deutschen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, sodaß die Behörden sich genöthigt sahen, sie zu beschränken oder wol gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studirende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nöthige Thatkraft zugleich. Aber sagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Also einen Pfeil haben Sie sich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn sehen."

„Er ist längst verloren", erwiderte ich. „Aber ich hatte ihn so gut in Gedanken, daß es mir gelungen ist ihn wieder herzustellen, und zwar statt des einen ein ganzes Dutzend. Das war aber gar nicht so leicht als ich mir dachte, und ich habe dabei allerlei vergebliche Versuche gemacht und allerlei Misgriffe gethan, aber ebendadurch endlich auch allerlei gelernt. Zuerst kam es auf den Schaft an, und zwar daß

dieſer gerade ſei und nach einiger Zeit ſich nicht werfe; ſodann daß er leicht ſei und zugleich ſo feſt, daß er bei dem Anprallen an einen harten Gegenſtand nicht zerſplittere. Ich machte Verſuche mit dem Holz der Pappel, dann der Fichte, dann der Birke; aber es erwies ſich alles in einer oder der andern Hinſicht als mangelhaft und war nicht das, was es ſein ſollte. Dann machte ich Verſuche mit dem Holz der Linde, und zwar aus einem ſchlanken, gerade gewachſenen Stammende, und ich fand durchaus was ich wünſchte und ſuchte. Ein ſolcher Pfeilſchaft war leicht, gerade und feſt wegen ſehr feiner Faſer. Nun war das Nächſte, das untere Ende mit einer Hornſpitze zu verſehen; aber es zeigte ſich bald, daß nicht jedes Horn tauglich, und daß es aus dem Kerne geſchnitten ſein müſſe, um beim Schuß auf einen harten Gegenſtand nicht zu zerſplittern. Das Schwierigſte und Künſtlichſte war aber jetzt noch zu thun, nämlich den Pfeil zu befiedern. Was habe ich da gepfuſcht und für Misgriffe gethan, ehe es mir gelang und ich es darin zu einiger Geſchicklichkeit brachte!"

„Nicht wahr", ſagte Goethe, „die Federn werden nicht in den Schaft eingelaſſen, ſondern aufgeleimt?"

„Sie werden aufgeleimt", erwiderte ich; „aber das muß ſo feſt, zierlich und gut geſchehen, daß es ausſieht als wären ſie mit dem Schafte eins und aus ihm hervorgewachſen. Auch iſt es nicht gleichgültig, welchen Leim man nimmt. Ich habe gefunden, daß Hauſenblaſe, einige Stunden in Waſſer eingeweicht und dann mit etwas hinzugegoſſenem Spiritus über gelindem Kohlenfeuer ſchleimartig aufgelöſt, das Beſte war. Auch ſind die aufzuleimenden Federn nicht von einerlei Brauchbarkeit. Zwar ſind die abgezogenen Fahnen der Schwungfedern jedes großen Vogels gut, doch habe ich die rothen Flügelfedern des Pfaus, die großen Federn des Truthahns, beſonders aber die ſtarken und prächtigen von Adler und Trappe als die vorzüglichſten gefunden."

„Ich höre dieſes alles mit großem Intereſſe", ſagte Goethe. „Wer Sie nicht kennt, ſollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen ſo lebendig wären. Aber ſagen Sie mir nun auch, wie Sie zu einem Bogen gekommen."

„Ich habe mir selber einige gemacht", erwiderte ich, „aber dabei anfänglich auch wieder ganz entsetzlich gepfuscht. Dann habe ich mich mit Tischlern und Wagnern berathen, alle Holzarten der hiesigen Gegend durchprobirt, und bin nun endlich zu ganz guten Resultaten gekommen. Ich hatte bei der Wahl des Holzes dahin zu trachten, daß der Bogen sich weich aufziehe, daß er rasch und stark zurückschnelle, und daß die Federkraft von Dauer. Ich machte zuerst Versuche mit der Esche, und zwar dem astlosen Stamm einer etwa zehnjährigen von der Dicke eines mäßigen Armes. Ich kam aber beim Ausarbeiten auf den Kern, welches nicht gut war und wo ich das Holz grob und lose fand. Man rieth mir darauf, einen Stamm zu nehmen, der stark genug sei um ihn schlachten zu können und zwar zu vier Theilen."

„Schlachten", fragte Goethe, „was ist das?"

„Es ist ein Kunstausdruck der Wagner", erwiderte ich, „und heißt soviel als spalten, und zwar wird dabei ein Keil durch den Stamm der Länge nach von einem Ende bis zum andern durchgetrieben. War nun der Stamm gerade gewachsen, ich meine: strebte die Faser in gerader Richtung aufwärts, so werden auch die geschlachteten Stücke gerade sein und sich durchaus zum Bogen eignen. War aber der Stamm gewunden, so werden die geschlachteten Stücke, indem der Keil der Faser nachgeht, eine gekrümmte, gewundene Richtung haben und zum Bogen nicht zu gebrauchen sein."

„Wie wäre es aber", sagte Goethe, „wenn man einen solchen Stamm mit der Säge in vier Theile schnitte? da bekäme man doch auf jeden Fall gerade Stücke."

„Man würde", erwiderte ich, „bei einem Stamm mit etwas gewundener Richtung die Faser durchschneiden, und das würde die Theile zu einem Bogen durchaus unbrauchbar machen."

„Ich begreife", sagte Goethe, „ein Bogen mit durchschnittener Faser würde brechen. Doch erzählen Sie weiter, die Sache interessirt mich."

„Ich machte also", fuhr ich fort, „meinen zweiten Bogen aus einem Stück geschlachteter Esche. Es war an der Rückseite keine Faser durchschnitten, der Bogen war stark

und fest, aber es zeigte sich der Fehler, daß er beim Aufziehen nicht weich, sondern hart war. «Sie werden», sagte der Wagner, «ein Stück Sameneſche genommen haben, welches immer ein sehr steifes Holz ist; nehmen Sie aber von der zähen, wie sie bei Hopfgarten und Zimmern wächst, so wird es besser gehen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß zwischen Esche und Esche ein großer Unterschied, und daß bei allen Holzarten sehr viel auf den Ort und auf den Boden ankomme, wo sie gewachsen. Ich erfuhr, daß das Holz des Ettersberges als Nutzholz weniger Werth habe, daß dagegen das Holz aus der Umgegend von Nohra eine besondere Festigkeit besitze, weshalb denn die weimarischen Fuhrleute zu Wagenreparaturen, die in Nohra gemacht, ein ganz besonderes Vertrauen hätten. Ich machte im Laufe meiner weitern Bemühungen die Erfahrung, daß alles auf der Winterseite eines Abhanges gewachsene Holz fester und von geraderer Faser befunden wird als das auf der Sommerseite gewachsene. Auch ist es begreiflich. Denn ein junger Stamm, der an der schattigen Nordseite eines Abhanges aufwächst, hat nur Licht und Sonne nach oben zu suchen, weshalb er denn, sonnenbegierig, fortwährend aufwärts strebt und die Faser in gerader Richtung mit emporzieht. Auch ist ein schattiger Stand der Bildung einer feinern Faser günstig, welches sehr auffallend an solchen Bäumen zu sehen ist, die einen so freien Stand hatten, daß ihre Südseite lebenslänglich der Sonne ausgesetzt war, während ihre Nordseite fortwährend im Schatten blieb. Liegt ein solcher Stamm in Theile zersägt vor uns da, so bemerkt man, daß der Punkt des Kernes sich keineswegs in der Mitte befindet, sondern bedeutend nach der einen Seite zu. Und diese Verschiebung des Mittelpunktes rührt daher, daß die Jahresringe der Südseite durch fortwährende Sonnenwirkung sich bedeutend stärker entwickelt haben und daher breiter sind als die Jahresringe der schattigen Nordseite. Tischler und Wagner, wenn es ihnen um ein festes feines Holz zu thun ist, wählen daher lieber die feiner entwickelte Nordseite eines Stammes, welches sie die Winterseite nennen und dazu ein besonderes Vertrauen haben."

„Sie können denken", ſagte Goethe, „daß Ihre Beobachtungen für mich, der ſich ein halbes Leben mit dem Wachsthum der Pflanzen und Bäume beſchäftigt hat, von beſonderm Intereſſe ſind. Doch erzählen Sie weiter! Sie machten alſo wahrſcheinlich darauf einen Bogen von der zähen Eſche."

„Ich that ſo", erwiderte ich, „und zwar nahm ich ein gutgeſchlachtetes Stück von der Winterſeite, wo ich auch eine ziemlich feine Faſer fand. Auch war der Bogen weich im Aufziehen und von guter Schnellkraft. Allein nachdem er einige Monate in Gebrauch geweſen, zeigte ſich bereits eine merkliche Krümmung, und es war deutlich, daß die Spannkraft nicht Stich halte. Ich machte dann Verſuche mit dem Stamm einer jungen Eiche, welches auch ganz gutes Holz war, wobei ich aber nach einiger Zeit denſelbigen Fehler fand; dann mit dem Stamm der Walnuß, welches beſſer, und zuletzt mit dem Stamme des feinblätterigen Ahorns, des ſogenannten Maßholder, welches das beſte war und nichts weiter zu wünſchen übrigließ."

„Ich kenne das Holz", erwiderte Goethe, „man findet es auch häufig in Hecken. Ich kann mir denken, daß es gut iſt. Doch habe ich ſelten einen jungen Stamm gefunden, der ohne Aeſte war, und Sie bedürfen doch wol zum Bogen ein Holz, das ganz frei von Aeſten iſt?"

„Ein junger Stamm", erwiderte ich, „iſt freilich nicht ohne Aeſte; doch wenn man ihn zum Baume aufzieht, ſo werden ihm die Aeſte genommen; oder wenn er im Dickicht aufwächſt, ſo verlieren ſie ſich mit der Zeit von ſelber. War nun ein Stamm, als man ihm die Aeſte nahm, etwa drei bis vier Zoll im Durchmeſſer, und läßt man ihn nun fortwachſen und jährlich neues Holz von außen ſich anbilden, ſo wird nach Verlauf von funfzig bis achtzig Jahren das aſtreiche Innere mit mehr als einem halben Fuß geſunden aſtfreien Holzes überwachſen ſein. Ein ſolcher Stamm ſteht dann mit der glatteſten Außenſeite vor uns; aber man weiß freilich nicht, was er im Innern für Tücke hat. Man wird daher auf jeden Fall ſicher gehen, wenn man bei einer aus ſolchem Stamm geſägten Bohle ſich gleichfalls an die Außen-

ſeite hält und einige Zoll von demjenigen Stück ſich abſchneiden läßt, was zunächſt unter der Rinde war, alſo den Splint und was ihm folgt, welches überhaupt das jüngſte, zäheſte und zu einem Bogen das tauglichſte Holz iſt."

„Ich meinte", verſetzte Goethe, „das Holz zu einem Bogen dürfte nicht geſägt, ſondern müßte geſpalten oder, wie Sie es nennen, geſchlachtet werden."

„Wenn es ſich ſchlachten läßt", erwiderte ich, „allerdings. Die Eſche, die Eiche, auch wol der Walnuß läßt ſich ſchlachten, weil es Holz von grober Faſer iſt. Der Maßholder aber nicht; denn es iſt ein Holz von ſo feiner, feſt ineinandergewachſener Faſer, daß es ſich in der Faſerrichtung durchaus nicht trennt, ſondern herüber und hinüber reißt, ganz gegen alle Faſer und alle natürlich gewachſene Richtung. Das Holz des Maßholder muß daher mit der Säge getrennt werden, und zwar ohne alle Gefahr für die Kraft des Bogens."

„Hm! Hm!" ſagte Goethe. „Sie ſind übrigens durch Ihre Bogentendenz zu ganz hübſchen Kenntniſſen gekommen, und zwar zu lebendigen, die man nur auf praktiſchem Wege erlangt. Das iſt aber immer der Vortheil irgendeiner leidenſchaftlichen Richtung, daß ſie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch iſt das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht blos die Sache, ſondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und der Farbe, wenn man meine Theorie mir fertig überliefert und ich beides auswendig gelernt hätte! Aber daß ich eben alles ſelber ſuchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich ſagen daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr als auf dem Papiere ſteht. Aber ſagen Sie mir noch eins von Ihrem Bogen. Ich habe ſchottiſche geſehen, die bis zu den Spitzen hinaus ganz gerade, andere dagegen, deren Spitzen gekrümmt waren. Welche halten Sie für die beſten?"

„Ich halte dafür", erwiderte ich, „daß bei einem Bogen mit rückwärts geſchweiften Enden die Federkraft bei weitem mächtiger iſt. Anfangs machte ich ſie gerade, weil ich nicht verſtand die Enden zu biegen. Nachdem ich aber gelernt damit umzugehen, mache ich die Enden geſchweift, und ich

finde, daß der Bogen dadurch nicht allein ein schöneres Ansehen, sondern auch eine größere Gewalt erlangt."

„Nicht wahr", sagte Goethe, „man bewirkt die Krümmung durch Hitze?"

„Durch feuchte Hitze", erwiderte ich. „Wenn der Bogen so weit fertig, daß die Spannkraft gleichmäßig vertheilt und er nirgendwo mehr schwächer oder stärker ist als er sein soll, so stelle ich ihn mit dem einen Ende in kochendes Wasser, etwa sechs bis acht Zoll tief, und lasse ihn eine Stunde kochen. Dieses erweichte Ende schraube ich dann in voller Hitze zwischen zwei kleine Klötze, deren innere Linie die Form der Biegung hat, die ich dem Bogen zu geben wünsche. In solcher Klemme lasse ich ihn sodann wenigstens einen ganzen Tag und eine Nacht stehen, damit er völlig austrockne, und verfahre darauf mit dem andern Ende auf gleiche Weise. So behandelte Spitzen stehen sodann unverwüstlich, als wären sie in solcher Krümmung gewachsen."

„Wissen Sie was?" versetzte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln. „Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zusammen hinuntergingen und ich Ihnen einen echten Baschkirenbogen in die Hände legte!"

„Einen Baschkirenbogen?" rief ich voll Begeisterung, „und einen echten?"

„Ja, närrischer Kerl, einen echten!" sagte Goethe. „Kommen Sie nur."

Wir gingen hinab in den Garten. Goethe öffnete das untere Zimmer eines kleinen Nebengebäudes, das auf den Tischen und an den Wänden umher mit Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropft erschien. Ich überlief alle diese Schätze nur flüchtig, meine Augen suchten den Bogen. „Hier haben Sie ihn", sagte Goethe, indem er ihn in einem Winkel aus einem Haufen von allerlei seltsamen Geräthschaften hervornahm. „Ich sehe, er ist noch in demselbigen Stande, wie er im Jahre 1814 von einem Baschkirenhäuptling mir verehrt wurde. Nun, was sagen Sie?"

Ich war voller Freude, die liebe Waffe in meinen Händen zu halten. Es schien alles unversehrt und auch die

Senne noch vollkommen brauchbar. Ich probirte ihn in meinen Händen und fand ihn auch noch von leidlicher Schnellkraft. „Es ist ein guter Bogen", sagte ich. „Besonders aber gefällt mir die Form, die mir künftig als Modell dienen soll."

„Von welchem Holz, denken Sie, ist er gemacht?" sagte Goethe.

„Er ist, wie Sie sehen", erwiderte ich, „mit feiner Birkenschale so überdeckt, daß von dem Holz wenig sichtbar und nur die gekrümmten Enden frei geblieben. Und auch diese sind durch die Zeit so angebräunt, daß man nicht recht sehen kann was es ist. Auf den ersten Anblick sieht es aus wie junge Eiche, und dann wieder wie Nußbaum. Ich denke, es ist Nußbaum, oder ein Holz, das dem ähnlich. Ahorn oder Maßholder ist es nicht. Es ist ein Holz von grober Faser, auch sehe ich Merkmale, daß es geschlachtet worden."

„Wie wäre es", sagte Goethe, „wenn Sie ihn einmal probirten! Hier haben Sie auch einen Pfeil. Doch hüten Sie sich vor der eisernen Spitze, sie könnte vergiftet sein."

Wir gingen wieder in den Garten, und ich spannte den Bogen. „Nun wohin?" sagte Goethe., — „Ich dächte, erst einmal in die Luft", erwiderte ich. — „Nur zu!" sagte Goethe. Ich schoß hoch gegen die sonnigen Wolken in blauer Luft. Der Pfeil hielt sich gut, dann bog er sich und sauste wieder herab und fuhr in die Erde. „Nun lassen Sie mich einmal", sagte Goethe. Ich war glücklich, daß er auch schießen wollte. Ich gab ihm den Bogen und holte den Pfeil. Goethe schob die Kerbe des Pfeiles in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen, bis er damit zurechtkam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er stand da wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend, doch alt an Körper. Der Pfeil erreichte nur eine sehr mäßige Höhe und senkte sich wieder zur Erde. Ich lief und holte den Pfeil. „Noch einmal!" sagte Goethe. Er zielte jetzt in horizontaler Richtung den sandigen Weg des Gartens hinab. Der Pfeil hielt sich etwa dreißig Schritt ziemlich gut, dann senkte er sich und schwirrte am Boden hin. Goethe gefiel mir bei diesem Schießen mit Pfeil und Bogen über die maßen. Ich dachte an die Verse:

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?

Ich brachte ihm den Pfeil zurück. Er bat mich, auch einmal in horizontaler Richtung zu schießen, und gab mir zum Ziel einen Fleck im Fensterladen seines Arbeitszimmers. Ich schoß. Der Pfeil war nicht weit vom Ziele, aber so tief in das weiche Holz gefahren, daß es mir nicht gelang, ihn wieder herauszubringen. „Lassen Sie ihn stecken", sagte Goethe, „er soll mir einige Tage als eine Erinnerung an unsere Späße dienen."

Wir gingen bei dem schönen Wetter im Garten auf und ab; dann setzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir sprachen über den Bogen des Odysseus, über die Helden des Homer, dann über die griechischen Tragiker, und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechische Theater durch Euripides in Verfall gerathen. Goethe war dieser Meinung keineswegs.

„Ueberhaupt", sagte er, „bin ich nicht der Ansicht, daß eine Kunst durch irgendeinen einzelnen Mann in Verfall gerathen könne. Es muß dabei sehr vieles zusammenwirken, was aber nicht so leicht zu sagen. Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch Euripides in Verfall gerathen, als die bildende Kunst durch irgendeinen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Bessern fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

„Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmacks. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im frühern Werden.

„Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophokles gehalten, große Fehler, so war damit nicht gesagt, daß die nachkommenden Dichter diese Fehler nachahmen und an diesen Fehlern zu Grunde gehen mußten. Hatten sie aber große Tugenden, sodaß man einige sogar den Stücken des Sophokles vorziehen mochte, warum strebten denn die nach-

kommenden Dichter nicht dieſen Tugenden nach, und warum wurden ſie denn nicht wenigſtens ſo groß als Euripides ſelber?

„Erſchien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein ebenſo großer vierter, fünfter und ſechster, ſo iſt das freilich eine Sache, die nicht ſo leicht zu beantworten iſt, worüber man jedoch ſeine Vermuthungen haben und der man wol einigermaßen nahe kommen kann.

„Der Menſch iſt ein einfaches Weſen. Und wie reich, mannichfaltig und unergründlich er auch ſein mag, ſo iſt doch der Kreis ſeiner Zuſtände bald durchlaufen.

„Wären es Umſtände geweſen wie bei uns armen Deutſchen, wo Leſſing zwei bis drei, ich ſelber drei bis vier, und Schiller fünf bis ſechs paſſable Theaterſtücke geſchrieben, ſo wäre auch wol noch für einen vierten, fünften und ſechsten tragiſchen Poeten Raum geweſen.

„Allein bei den Griechen und dieſer Fülle ihrer Production, wo jeder der drei Großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geſchrieben hatte und die tragiſchen Sujets des Homer und der Heldenſage zum Theil drei- bis viermal behandelt waren, bei ſolcher Fülle des Vorhandenen, ſage ich, kann man wol annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erſchöpft war und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte wo hinaus.

„Und im Grunde wozu auch? War es denn nicht endlich für eine Weile genug? Und war das von Aeſchylos, Sophokles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu tödten? Sind doch dieſe auf uns gekommenen wenigen grandioſen Trümmer ſchon von ſolchem Umfang und ſolcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits ſeit Jahrhunderten damit beſchäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu thun haben.“

Sonntag den 5. Juni 1825.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm gewesen und Abschied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reisesegen", sagte Goethe, „habe ich ihm gerathen, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieser beiden Großen zu studiren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben.

„Preller ist ein bedeutendes Talent, und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter, und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letztern zu besonderm Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers wie mit der Ausbildung jedes andern Talents. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden.

„So können einem jungen Sänger, wie ich schon oft gesagt, gewisse Töne angeboren sein, die ganz vortrefflich sind und die nichts weiter zu wünschen übriglassen; andere Töne seiner Stimme aber können weniger stark, rein und voll befunden werden. Aber eben diese muß er durch besondere Uebung dahin zu bringen suchen, daß sie den andern gleich werden.

„Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heitern, Anmuthigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt.

„Sodann war noch eins, worauf ich ihn aufmerksam

gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm gesehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren alles nur Einzelheiten, womit später bei eigenen Erfindungen wenig zu machen ist. Ich habe ihm nun gerathen, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenstand allein herauszuzeichnen, nie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, sondern immer zugleich einigen Hintergrund und einige Umgebung mit.

„Und zwar aus folgenden Ursachen. Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelheit, sondern wir sehen alles in Verbindung mit etwas anderm, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm sich befindet Auch fällt uns wol ein einzelner Gegenstand als besonders malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm ist und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

„So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche stoßen, deren malerischer Effect mich überrascht. Zeichne ich sie aber allein heraus, so wird sie vielleicht gar nicht mehr erscheinen was sie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem malerischen Effect in der Natur beitrug und ihn steigerte. So kann ferner ein Stück Wald schön sein, weil gerade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt. Lasse ich aber in meiner Zeichnung dieses alles hinweg, so wird sie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges dastehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

„Und dann noch dieses. Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motivirt wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erscheine, so muß sie durch Hinstellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

„Ich treffe an einem Bache wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgesetzte Stellen mit grünem Moos malerisch überzogen sind. Es ist aber nicht die Feuchtigkeit des Wassers allein, was diese Moosbildung verursachte, sondern es ist etwa ein nördlicher Abhang oder schattende Bäume und Ge-

büſch, was an dieſer Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Laſſe ich aber dieſe einwirkenden Urſachen in meinem Bilde hinweg, ſo wird es ohne Wahrheit ſein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

„So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf ſeine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen weſtlichen Spitze eines felſigen Hügels ſteht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geſchützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art ſchön ſein, aber ſie werden einen ſehr verſchiedenen Charakter haben und können daher in einer künſtleriſch erfundenen Landſchaft wiederum nur für einen ſolchen Stand gebraucht werden, wie ſie ihn in der Natur hatten. Und deshalb iſt dem Künſtler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

„Wiederum aber würde es thöricht ſein, allerlei proſaiſche Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die ſo wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenſtandes als auf deſſen augenblickliche maleriſche Erſcheinung Einfluß hatten.

„Von allen dieſen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptſachen mitgetheilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm als einem geborenen Talent Wurzel ſchlagen und gedeihen werde.“

1827.

Bei Goethe zu Tiſche. Er ſprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, deſſen Werk über Cuba und Columbien er zu leſen angefangen, und deſſen Anſichten über das Project eines Durchſtiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz beſonderes Intereſſe zu haben ſchienen. „Humboldt", ſagte Goethe, „hat mit großer Sachkenntniß noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexicaniſchen Meerbuſen fließenden Ströme vielleicht noch vortheilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies iſt nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiſte vorbehalten. So viel iſt aber gewiß, gelänge ein Durchſtich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch ſolchen Kanal aus dem Mexicaniſchen Meerbuſen in den Stillen Ocean fahren könnte, ſo würden daraus für die ganze civiliſirte und nichtciviliſirte Menſchheit ganz unberechenbare Reſultate hervorgehen. Wundern ſollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es ſich ſollten entgehen laſſen, ein ſolches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſer jugendliche Staat, bei ſeiner entſchiedenen Tendenz nach Weſten, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landſtrecken jenſeit der Felſengebirge in Beſitz genommen und bevölkert haben wird. Es iſt ferner vorauszuſehen, daß an dieſer ganzen Küſte des Stillen Oceans, wo die Natur bereits die geräumigſten und ſicherſten Häfen gebildet hat, nach und nach ſehr bedeutende Handelsſtädte entſtehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwiſchen China nebſt Oſtindien und den Vereinigten Staaten. In ſolchem Falle wäre es aber nicht blos wünſchenswerth, ſondern faſt noth-

wendig, daß sowol Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Cap-Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerlaßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexicanischen Meerbusen in den Stillen Ocean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.

„Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wol der Mühe werth, ihnen zu Liebe es noch einige funfzig Jahre auszuhalten."

Donnerstag den 1. März 1827.

Bei Goethe zu Tische. Er erzählte mir, daß er eine Sendung vom Grafen Sternberg und Zauper erhalten, die ihm Freude mache. Sodann verhandelten wir viel über die Farbenlehre, über die subjectiven prismatischen Versuche, und über die Gesetze, nach denen der Regenbogen sich bildet. Er freute sich über meine fortwährend sich vergrößernde Theilnahme an diesen schwierigen Gegenständen.

Mittwoch den 21. März 1827.

Goethe zeigte mir ein Büchelchen von Hinrichs über das Wesen der antiken Tragödie. „Ich habe es mit großem Interesse gelesen", sagte er. „Hinrichs hat besonders den «Oedip» und die «Antigone» von Sophokles als Grundlage genommen, um daran seine Ansichten zu entwickeln. Es ist sehr merkwürdig, und ich will es Ihnen mitgeben, damit Sie

es auch lesen und wir darüber sprechen können. Ich bin nun keineswegs seiner Meinung; aber es ist im hohen Grade lehrreich, zu sehen wie ein so durch und durch philosophisch gebildeter Mensch von dem eigenthümlichen Standpunkt seiner Schule aus ein dichterisches Kunstwerk ansieht. Ich will heute nichts weiter sagen, um Ihnen nicht vorzugreifen. Lesen Sie nur, und Sie werden sehen daß man dabei zu allerlei Gedanken kommt."

Mittwoch den 28. März 1827.

Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs zurück, das ich indeß eifrig gelesen. Auch hatte ich sämmtliche Stücke des Sophokles abermals durchgenommen, um im vollkommenen Besitz des Gegenstandes zu sein.

„Nun", sagte Goethe, „wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr, er geht den Dingen zu Leibe."

„Ganz wunderlich", sagte ich, „geht es mir mit diesem Buche. Es hat keins so viele Gedanken in mir angeregt als dieses, und doch bin ich mit keinem so oft in Widerspruch gerathen als gerade mit diesem."

„Das ist's eben!" sagte Goethe. „Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerspruch ist es, der uns productiv macht."

„Seine Intentionen", sagte ich, „sind mir im hohen Grade respectabel erschienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert sich oft so sehr im Feinen und Innerlichen der Verhältnisse, und zwar auf so subjective Weise, daß er darüber die wahre Anschauung des Gegenstandes im Einzelnen wie die Uebersicht des Ganzen verliert, und man in den Fall kommt, sich und den Gegenständen Gewalt anthun zu müssen, um so zu denken wie er. Auch ist es mir oft vorgekommen als wären meine Organe zu grob, um die ungewöhnliche Subtilität seiner Unterscheidungen aufzufassen."

„Wären Sie philosophisch präparirt wie er", sagte Goethe, „so würde es besser gehen. Wenn ich aber ehrlich sagen

soll, so thut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Mensch von der norddeutschen Seeküste wie Hinrichs durch die Hegel'sche Philosophie so zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anschauen und Denken bei ihm ausgetrieben, und eine künstliche und schwerfällige Art und Weise sowol des Denkens wie des Ausdrucks ihm nach und nach angebildet worden, sodaß wir in seinem Buche auf Stellen gerathen, wo unser Verstand durchaus stillsteht und man nicht mehr weiß, was man liest."

„Das ist mir nicht besser gegangen", sagte ich. „Doch habe ich mich gefreut auch auf Stellen zu stoßen, die mir durchaus menschlich und klar erschienen sind, wie z. B. seine Relation der Fabel des Oedip."

„Hierbei", sagte Goethe, „mußte er sich freilich scharf an der Sache halten. Es gibt aber in seinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortschreitet und wobei sich die dunkele Sprache immer auf demselbigen Fleck und immer in demselbigen Kreise bewegt, völlig so wie das Einmaleins der Hexe in meinem «Faust». Geben Sie mir doch einmal das Buch. Von seiner sechsten Vorlesung, über den Chor, habe ich soviel wie gar nichts verstanden. Was sagen Sie z. B. zu diesem, welches nahe am Ende steht:

„«Diese Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) ist als die wahre Bedeutung derselben deshalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als sich selber die Wahrheit und Gewißheit, darum die allgemein geistige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die versöhnende Gewißheit des Chors ist, sodaß allein in dieser Gewißheit, die sich als das Resultat der gesammten Bewegung der tragischen Handlung erwiesen, der Chor erst wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtsein gemäß sich verhält und als solcher nicht blos das Volk mehr vorstellt, sondern selbst an und für sich dasselbe seiner Gewißheit nach ist.»

„Ich dächte, wir hätten genug! Was sollen erst die Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen."

„Und trotz alledem", sagte ich, „sind wir darüber einig,

daß dem Buche ein edles Wollen zu Grunde liege, und daß es die Eigenschaft habe, Gedanken zu erregen."

„Seine Idee von Familie und Staat", sagte Goethe, „und daraus hervorgehen könnenden tragischen Conflicten ist allerdings gut und fruchtbar; doch kann ich nicht zugeben, daß sie für die tragische Kunst die beste oder gar die einzig richtige sei.

„Freilich leben wir alle in Familien und im Staat, und es trifft uns nicht leicht ein tragisches Schicksal, das uns nicht als Glieder von beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragische Personen sein, und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde blos auf den Conflict an, der keine Auflösung zuläßt, und dieser kann entstehen aus dem Widerspruche welcher Verhältnisse er wolle, wenn er nur einen echten Naturgrund hinter sich hat und nur ein echt tragischer ist. So geht der Ajas zu Grunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Hercules an dem Dämon liebender Eifersucht. In beiden Fällen ist nicht der geringste Conflict von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch nach Hinrichs die Elemente der griechischen Tragödie sein sollen."

„Man sieht deutlich", sagte ich, „daß er bei dieser Theorie blos die Antigone im Sinne hatte. Auch scheint er blos den Charakter und die Handlungsweise dieser Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinstellte, daß die Familienpietät am reinsten im Weibe erscheine und am allerreinsten in der Schwester, und daß die Schwester nur den Bruder ganz rein und geschlechtslos lieben könne."

„Ich dächte", erwiderte Goethe, „daß die Liebe von Schwester zur Schwester noch reiner und geschlechtsloser wäre! Wir müßten denn nicht wissen, daß unzählige Fälle vorgekommen sind, wo zwischen Schwester und Bruder, bekannter- und unbekannterweise, die sinnlichste Neigung stattgefunden.

„Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechischen Tragödie ganz von der Idee ausgeht, und daß er sich auch den

Sophokles als einen solchen denkt, der bei Erfindung und Anordnung seiner Stücke gleichfalls von einer Idee ausging und danach seine Charaktere und deren Geschlecht und Stand bestimmte. Sophokles ging aber bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam als möglich darzustellen. Den Ajas wollen die Atreiden auch nicht beerdigen lassen; aber so wie in der «Antigone» die Schwester für den Bruder strebt, so strebt im «Ajas» der Bruder für den Bruder. Daß sich des unbeerdigten Polyneikes die Schwester und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt, ist zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, sondern der Ueberlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte."

„Auch was er über die Handlungsweise des Kreon sagt", versetzte ich, „scheint ebenso wenig Stich zu halten. Er sucht durchzuführen, daß dieser bei dem Verbot der Beerdigung des Polyneikes aus reiner Staatstugend handle; und da nun Kreon nicht blos ein Mann, sondern auch ein Fürst ist, so stellt er den Satz auf, daß, da der Mann die tragische Macht des Staates vorstelle, dieses kein anderer sein könne als derjenige, welcher die Persönlichkeit des Staates selber sei, nämlich der Fürst, und daß von allen Personen der Mann als Fürst diejenige Person sei, welche die sittlichste Staatstugend übe."

„Das sind Behauptungen", erwiderte Goethe mit einigem Lächeln, „an die wol niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, sondern aus Haß gegen den Todten. Wenn Polyneikes sein väterliches Erbtheil, woraus man ihn gewaltsam vertrieben, wieder zu erobern suchte, so lag darin keineswegs ein so unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß sein Tod nicht genug gewesen wäre und daß es noch der Bestrafung des unschuldigen Leichnams bedurft hätte.

„Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polyneikes zu beerdigen verbietet und durch den verwesenden Leichnam nicht blos die Luft ver-

peſtet, ſondern auch Urſache iſt, daß Hunde und Raubvögel die abgeriſſenen Stücke des Todten umherſchleppen und damit ſogar die Altäre beſudeln, ſo iſt eine ſolche Menſchen und Götter beleidigende Handlungsweiſe keineswegs eine Staatstugend, ſondern vielmehr ein Staatsverbrechen. Auch hat er das ganze Stück gegen ſich: er hat die Aelteſten des Staats, welche den Chor bilden, gegen ſich; er hat das Volk im allgemeinen gegen ſich; er hat den Teireſias gegen ſich; er hat ſeine eigene Familie gegen ſich. Er aber hört nicht, ſondern frevelt eigenſinnig fort, bis er alle die Seinigen zu Grunde gerichtet hat und er ſelber am Ende nur noch ein Schatten iſt."

„Und doch", ſagte ich, „wenn man ihn reden hört, ſo ſollte man glauben, daß er einiges Recht habe."

„Das iſt's eben", erwiderte Goethe, „worin Sophokles ein Meiſter iſt, und worin überhaupt das Leben des Dramatiſchen beſteht. Seine Charaktere beſitzen alle eine ſolche Redegabe und wiſſen die Motive ihrer Handlungsweiſe ſo überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer faſt immer auf der Seite deſſen iſt, der zuletzt geſprochen hat.

„Man ſieht, er hat in ſeiner Jugend eine ſehr tüchtige rhetoriſche Bildung genoſſen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzuſuchen. Doch verleitete ihn dieſe ſeine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam, zu weit zu gehen.

„So kommt in der «Antigone» eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erſcheint, und worum ich vieles geben möchte, wenn ein tüchtiger Philologe uns bewieſe, ſie wäre eingeſchoben und unecht.

„Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes die herrlichſten Gründe für ihre Handlung ausgeſprochen und den Edelmuth der reinſten Seele entwickelt hat, bringt ſie zuletzt, als ſie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz ſchlecht iſt und faſt ans Komiſche ſtreift.

„Sie ſagt, daß ſie das, was ſie für ihren Bruder gethan, wenn ſie Mutter geweſen wäre, nicht für ihre geſtorbenen Kinder und nicht für ihren geſtorbenen Gatten

gethan haben würde. Denn, sagt sie, wäre mir ein Gatte gestorben, so hätte ich einen andern genommen, und wären mir Kinder gestorben, so hätte ich mir von dem neuen Gatten andere Kinder zeugen lassen. Allein mit meinem Bruder ist es ein anderes. Einen Bruder kann ich nicht wiederbekommen, denn da mein Vater und meine Mutter todt sind, so ist niemand da, der ihn zeugen könnte.

„Dies ist wenigstens der nackte Sinn dieser Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragische Stimmung stört, und die mir überhaupt sehr gesucht und gar zu sehr als ein dialektisches Calcul erscheint. Wie gesagt, ich möchte sehr gern, daß ein guter Philologe uns bewiese, die Stelle sei unecht."

Wir sprachen darauf über Sophokles weiter, und daß er bei seinen Stücken weniger eine sittliche Tendenz vor Augen gehabt als eine tüchtige Behandlung seines jedesmaligen Gegenstandes, besonders mit Rücksicht auf theatralische Wirkung.

„Ich habe nichts dawider", sagte Goethe, „daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntniß der Breter besitzen, um zu wissen was zu thun und zu lassen. Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle. Uebrigens kannte er die Breter und verstand sein Metier wie einer."

„Wie sehr er das Theater kannte", versetzte ich, „und wie sehr er eine theatralische Wirkung im Auge hatte, sieht man an seinem «Philoktet» und der großen Aehnlichkeit, die dieses Stück in der Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem «Oedip in Kolonos» hat.

„In beiden Stücken sehen wir den Helden in einem hülflosen Zustande, beide alt und an körperlichen Gebrechen

leidend. Der Oedip hat als Stütze die führende Tochter zur Seite, der Philoktet den Bogen. Nun geht die Aehnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verstoßen; aber nachdem das Orakel über beide ausgesagt, daß nur mit ihrer Hülfe der Sieg erlangt werden könne, so sucht man beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odyssens, zum Oedip der Kreon. Beide beginnen ihre Reden mit List und süßen Worten; als aber diese nichts fruchten, so brauchen sie Gewalt, und wir sehen den Philoktet des Bogens und den Oedip der Tochter beraubt."

„Solche Gewaltthätigkeiten", sagte Goethe, „gaben Anlaß zu trefflichen Wechselreden, und solche hülflose Zustände erregten die Gemüther des hörenden und schauenden Volkes, weshalb denn solche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf sein Publikum zu thun war, gern herbeigeführt wurden. Um diese Wirkung beim Oedip zu verstärken, läßt ihn Sophokles als schwachen Greis auftreten, da er doch allen Umständen nach noch ein Mann in seiner besten Blüte sein mußte. Aber in so rüstigem Alter konnte ihn der Dichter in diesem Stück nicht gebrauchen, er hätte keine Wirkung gethan, und er machte ihn daher zu einem schwachen hülfsbedürftigen Greise."

„Die Aehnlichkeit mit dem Philoktet", fuhr ich fort, „geht weiter. Beide Helden des Stückes sind nicht handelnd, sondern *duldend*. Dagegen hat jeder dieser passiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen sich: der Oedip den Kreon und Polyneikes, der Philoktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei solcher gegenwirkenden Figuren waren nöthig, um den Gegenstand von allen Seiten zur Sprache zu bringen, und um auch für das Stück selbst die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen."

„Sie könnten noch hinzufügen", nahm Goethe das Wort, „daß beide Stücke auch darin Aehnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchst wirksame Situation eines freudigen Wechsels sehen, indem dem einen Helden in seiner Trostlosigkeit die geliebte Tochter, und dem andern der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird.

„Auch sind die versöhnenden Ausgänge beider Stücke sich

ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlösung erlangen: der Oedip, indem er selig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterspruch seine Heilung vor Ilion durch den Aesculap voraussehen.

„Wenn wir übrigens", fuhr Goethe fort, „für unsere modernen Zwecke lernen wollen uns auf dem Theater zu benehmen, so wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten.

„Kennen Sie seinen «Malade imaginaire»? Es ist darin eine Scene, die mir, so oft ich das Stück lese, immer als Symbol einer vollkommenen Bretterkenntniß erscheint. Ich meine die Scene, wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer ältern Schwester ein junger Mann gewesen.

„Nun hätte ein anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Factum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre gethan gewesen.

„Was bringt aber Molière durch allerlei retardirende Motive in diese Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst thun läßt als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie etwas wisse; dann, von der Ruthe bedroht, wie todt hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingirten Ohnmacht wieder schelmisch-heiter aufspringt, und zuletzt nach und nach alles gesteht.

„Diese meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben jenes Auftritts nur den allermagersten Begriff; aber lesen Sie die Scene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werthe, und Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten als in sämmtlichen Theorien.

„Ich kenne und liebe Molière", fuhr Goethe fort, „seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht blos das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein

Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke, aber diese geben mir von ihm gleichfalls eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Molière wäre zu vergleichen gewesen."

„Ich bin glücklich", erwiderte ich, „Sie so gut über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr von Schlegel! Ich habe noch in diesen Tagen in seinen «Vorlesungen über dramatische Poesie» mit großem Widerwillen verschluckt was er über Molière sagt. Er behandelt ihn, wie Sie wissen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Possenreißer, der die gute Gesellschaft nur aus der Ferne gesehen und dessen Gewerbe es gewesen, zur Ergötzung seines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In solchen niedrig-lustigen Schwänken sei er noch am glücklichsten gewesen, doch habe er das Beste gestohlen. Zu der höhern Gattung des Lustspiels habe er sich zwingen müssen, und es sei ihm nie damit gelungen."

„Einem Menschen wie Schlegel", erwiderte Goethe, „ist freilich eine so tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausstehen. Der «Misanthrop», den ich, als eins meiner liebsten Stücke in der Welt, immer wieder lese, ist ihm zuwider; den «Tartufe» lobt er gezwungenerweise ein bischen, aber er setzt ihn sogleich wieder herab, so viel er nur kann. Daß Molière die Affectationen gelehrter Frauen lächerlich macht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrscheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn selbst lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte.

„Es ist nicht zu leugnen", fuhr Goethe fort, „Schlegel weiß unendlich viel, und man erschrickt fast über seine außerordentlichen Kenntnisse und seine große Belesenheit. Allein damit ist es nicht gethan. Alle Gelehrsamkeit ist noch kein Urtheil. Seine Kritik ist durchaus einseitig, indem er fast

bei allen Theaterstücken blos das Skelet der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Aehnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweist, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmuthigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künste des Talents, wenn aus einem Theaterstücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Persönlichkeit des Autors entgegenkommt, dieses Einzige, was in die Cultur des Volkes übergeht!

„In der Art und Weise wie Schlegel das französische Theater behandelt, finde ich das Recept zu einem schlechten Recensenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht als wäre es Spreu und Stoppel."

„Den Shakspeare und Calderon dagegen", versetzte ich, „behandelt er gerecht und sogar mit entschiedener Neigung."

„Beide", erwiderte Goethe, „sind freilich der Art, daß man über sie nicht Gutes genug sagen kann, wiewol ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel sie gleichfalls ganz schmählich herabgesetzt hätte. So ist er auch gegen Aeschylus und Sophokles gerecht, allein dies scheint nicht sowol zu geschehen weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werthe lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich ist, beide sehr hoch zu stellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegel's eigenes Persönchen nicht hin, so hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu schätzen. Wäre dies, so müßte er auch gegen Euripides gerecht sein und auch gegen diesen ganz anders zu Werke gehen als er gethan. Von diesem weiß er aber daß die Philologen ihn nicht eben sonderlich hoch halten, und er verspürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf so große Autorität hin, vergönnt ist, über diesen großen Alten ganz schändlich herzufallen und ihn zu schulmeistern wie er kann.

„Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Aeschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerther Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden

Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher tractirte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei. Ein Dichter aber, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, den Menander bewunderte und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wol in der That etwas sein. Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien."

Sonntag den 1. April 1827.

Abends bei Goethe. Ich sprach mit ihm über die gestrige Vorstellung seiner „Iphigenie", worin Herr Krüger, vom königlichen Theater zu Berlin, den Orest spielte und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück", sagte Goethe, „hat seine Schwierigkeiten. Es ist reich an innerm Leben, aber arm an äußerm. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es ist voll der wirksamsten Mittel, die aus den mannichfaltigsten Greueln hervorwachsen, die dem Stücke zu Grunde liegen. Das gedruckte Wort ist freilich nur ein matter Widerschein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauspieler muß uns zu dieser ersten Glut, die den Dichter seinem Sujet gegenüber beseelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft frisch angewehte, kraftvolle Griechen und Helden sehen, die, von mannichfaltigen Uebeln und Gefahren geängstigt und bedrängt, stark herausreden, was ihnen das Herz im Busen gebietet; aber wir wollen keine schwächlich empfindenden Schauspieler, die ihre Rollen nur so obenhin auswendig gelernt haben, am wenigsten aber solche, die ihre Rollen nicht einmal können.

„Ich muß gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner «Iphigenie» zu erleben.

Das war auch die Ursache, warum ich gestern nicht hineinging. Denn ich leide entsetzlich, wenn ich mich mit diesen Gespenstern herumschlagen muß, die nicht so zur Erscheinung kommen wie sie sollten."

„Mit dem Orest, wie Herr Krüger ihn gab", sagte ich, „würden Sie wahrscheinlich zufrieden gewesen sein. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war als seine Rolle. Es drang sich alles ein, und ich werde seine Bewegungen und Worte nicht vergessen.

„Dasjenige, was in dieser Rolle der exaltirten Anschauung, der Vision gehört, trat durch seine körperlichen Bewegungen und den veränderten abwechselnden Ton seiner Stimme so aus seinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Beim Anblick dieses Orest hätte Schiller die Furien sicher nicht vermißt; sie waren hinter ihm her, sie waren um ihn herum.

„Die bedeutende Stelle, wo Orest, aus seiner Ermattung erwachend, sich in die Unterwelt versetzt glaubt, gelang zu hohem Erstaunen. Man sah die Reihen der Ahnherren in Gesprächen wandeln, man sah Orest sich ihnen gesellen, sie befragen und sich an sie anschließen. Man fühlte sich selbst versetzt und in die Mitte dieser Seligen mit aufgenommen: so rein und tief war die Empfindung des Künstlers und so groß sein Vermögen, das Unfaßlichste uns vor die Augen zu bringen."

„Ihr seid doch noch Leute, auf die sich wirken läßt!" erwiderte Goethe lachend. „Aber fahren Sie fort und sagen Sie weiter. Er scheint also wirklich gut gewesen zu sein und seine körperlichen Mittel von Bedeutung?"

„Sein Organ", sagte ich, „war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchsten Biegsamkeit und Mannichfaltigkeit fähig. Physische Kraft und körperliche Gewandtheit standen ihm sodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite; es schien daß er es sein Leben lang an der mannichfaltigsten körperlichen Ausbildung und Uebung nicht hatte fehlen lassen."

„Ein Schauspieler", sagte Goethe, „sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So

ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nöthig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studirt und sich die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe.

„Auch ist es mit dem Körperlichen noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schriftsteller seinem Geiste eine große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht blos zum Verständniß seiner Rolle zugute kommen, sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Haltung einen höhern Anstrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch sonst Gutes an ihm zu bemerken?"

„Es schien mir", sagte ich, „als habe ihm eine große Liebe für seinen Gegenstand beigewohnt. Er hatte durch ein emsiges Studium sich alles einzelne klar gemacht, sodaß er in seinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte, und nichts übrigblieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entstand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes, und eine solche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüssige Person war."

„Das freut mich", sagte Goethe, „und so ist es recht. Nichts ist schrecklicher, als wenn die Schauspieler nicht Herr ihrer Rolle sind und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müssen, wodurch ihr Spiel sogleich null ist und sogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück wie meine «Iphigenie» die Schauspieler in ihren Rollen nicht durchaus fest sind, so ist es besser, die Aufführung zu unterlassen. Denn das Stück kann blos Erfolg haben, wenn alles sicher, rasch und lebendig geht.

„Nun, nun, es ist mir lieb, daß es mit Krügern so gut abgelaufen. Zelter hatte mir ihn empfohlen, und es wäre mir fatal gewesen, wenn es mit ihm nicht so gut gegangen wäre wie es ist. Ich werde ihm auch meinerseits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübsch eingebundenes Exemplar der «Iphigenie» zum Andenken verehren mit einigen eingeschriebenen Versen in Bezug auf sein Spiel."

Das Gespräch lenkte sich auf die „Antigone" von So-

phokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen.

„Durch Gott selber", erwiderte Goethe, „wie alles andere Gute. Es ist kein Product menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

„Der Werth des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

„Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgesprochen", versetzte ich, „die griechische Tragödie habe sich die Schönheit des Sittlichen zum besondern Gegenstande gemacht."

„Nicht sowol das Sittliche", erwiderte Goethe, „als das Rein-Menschliche in seinem ganzen Umfange, besonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Conflict gerathend, tragischer Natur werden konnte. In dieser Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Haupttheil der menschlichen Natur.

„Das Sittliche der «Antigone» ist übrigens nicht von Sophokles erfunden, sondern es lag im Sujet, welches aber Sophokles um so lieber wählen mochte, als es neben der sittlichen Schönheit so viel Dramatisch-Wirksames in sich hatte."

Goethe sprach sodann über den Charakter des Kreon und der Ismene und über die Nothwendigkeit dieser beiden Figuren zur Entwickelung der schönen Seele der Heldin.

„Alles Edle", sagte er, „ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerspruch geweckt und

herausgefordert wird. Ein solcher Widerspruch ist Kreon, welcher theils der Antigone wegen da ist, damit sich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, theils aber um sein selbst willen, damit sein unseliger Irrthum uns als ein Hassenswürdiges erscheine.

„Da aber Sophokles uns das hohe Innere seiner Heldin auch vor der That zeigen wollte, so mußte noch ein anderer Widerspruch da sein, woran sich ihr Charakter entwickeln konnte, und das ist die Schwester Ismene. In dieser hat der Dichter uns nebenbei ein schönes Maß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein solches Maß weit übersteigende Höhe der Antigone desto auffallender sichtbar wird."

Das Gespräch wendete sich auf dramatische Schriftsteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Masse des Volks von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatischer Dichter", sagte Goethe, „wenn er zugleich productiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volks wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wol der Mühe werth wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nöthig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unabläßig an seiner höhern Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sei.

„Man studire nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Werth und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfniß dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfniß des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höhern Anlage. Man studire Molière, man studire Shakspeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

„Für hochbegabte Naturen", bemerkte ich, „mag das Studium der Schriften des Alterthums allerdings ganz

unschätzbar sein; allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Alterthums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten."

„Dagegen ist nichts zu erinnern", erwiderte Goethe; „aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Alterthums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen."

Mittwoch den 18. April 1827.

Mit Goethe vor Tische spazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns allerhand Frachtfuhrwerk mit Waaren für die leipziger Messe. Auch einige Züge Koppelpferde, worunter sehr schöne Thiere.

„Ich muß über die Aesthetiker lachen", sagte Goethe, „welche sich abquälen, dasjenige Unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstracte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Aeußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannichfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber."

„Ich habe oft aussprechen hören", sagte ich, „die Natur sei immer schön; sie sei die Verzweiflung des Künstlers, indem er selten fähig sei, sie ganz zu erreichen."

„Ich weiß wol", erwiderte Goethe, „daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein ich bin keineswegs der Meinung, daß sie in allen ihren Aeußerungen schön sei. Ihre Intentionen sind zwar immer gut, allein die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen.

„So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann. Doch wie viele günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Aeste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältniß zwischen Stamm und Krone, um in der That schön zu sein.

„Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Aeste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden, retardirenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne gesehen wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche.

„Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinigtem Erdreich, so wird sie zwar im Uebermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daß man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sei uns in Erstaunen zu setzen."

Ich freute mich dieser guten Worte. „Sehr schöne Eichen", sagte ich, „habe ich gesehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Weserthal machte. Besonders mächtig fand ich sie im Solling in der Gegend von Höxter."

„Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden", fuhr Goethe fort, „wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt ist, scheint ihr am günstigsten zu sein. Und dann will sie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, sodaß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt."

„Könnte man nicht aus diesen Ihren Andeutungen", versetzte ich, „ein Resultat ziehen und sagen: ein Geschöpf sei dann schön, wenn es zu dem Gipfel seiner natürlichen Entwickelung gelangt sei?"

„Recht wohl", erwiderte Goethe; „doch müßte man zuvor aussprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verstanden haben."

„Ich würde damit", erwiderte ich, „diejenige Periode des Wachsthums bezeichnen, wo der Charakter, der diesem oder jenem Geschöpf eigenthümlich ist, vollkommen ausgeprägt erscheint."

„In diesem Sinne", erwiderte Goethe, „wäre nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daß zu solchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehöre, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Ge-

schöpfes dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sei.

„So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste. Doch wäre auch ein Zuviel nicht schön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen.

„Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde, die uns begegneten, schön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues? Es war nicht blos das Zierliche, Leichte, Graziöse ihrer Bewegungen, sondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reiter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir andern blos den allgemeinen Eindruck empfinden."

„Könnte man nicht auch", sagte ich, „einen Karrengaul schön nennen, wie uns vorhin einige sehr starke vor den Frachtwagen der brabanter Fuhrleute begegneten?"

„Allerdings", erwiderte Goethe; „und warum nicht? Ein Maler fände an dem stark ausgeprägten Charakter, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines solchen Thieres wahrscheinlich noch ein weit mannichfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten als an dem mildern, egalern Charakter eines zierlichen Reitpferdes.

„Die Hauptsache ist immer", fuhr Goethe fort, „daß die Rasse rein und der Mensch nicht seine verstümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeschnitten, ein Hund mit gestutzten Ohren, ein Baum, dem man die mächtigsten Zweige genommen und das übrige kugelförmig geschnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüste verdorben und entstellt worden, alles dieses sind Dinge, von denen sich der gute Geschmack abwendet und die blos in dem Schönheitskatechismus der Philister ihre Stelle haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tische noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war sehr schön; die Frühlingssonne fing an mächtig zu werden und an Büschen und Hecken schon allerlei Laub und Blüten hervorzulocken. Goethe

war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers.

Darauf bei Tiſche waren wir ſehr heiter. Der junge Goethe hatte die „Helena“ ſeines Vaters geleſen und ſprach darüber mit vieler Einſicht eines natürlichen Verſtandes. Ueber den im antiken Sinne gedichteten Theil ließ er eine entſchiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantiſche Hälfte, wie man merken konnte, beim Leſen nicht lebendig geworden.

„Du haſt im Grunde recht, und es iſt ein eigenes Ding“, ſagte Goethe. „Man kann zwar nicht ſagen, daß das Vernünftige immer ſchön ſei; allein das Schöne iſt doch immer vernünftig, oder wenigſtens es ſollte ſo ſein. Der antike Theil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich iſt, weil du die einzelnen Theile überſehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannſt. In der zweiten Hälfte iſt zwar auch allerlei Verſtand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden; allein es iſt ſchwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet.“

Goethe ſprach darauf mit allerlei Lob und Anerkennung über die Gedichte der Madame Taſtu, mit deren Lektüre er ſich in dieſen Tagen beſchäftigt.

Als die übrigen gingen und ich mich auch anſchickte zu gehen, bat er mich, noch ein wenig zu bleiben. Er ließ ein Portefeuille mit Kupferſtichen und Radirungen niederländiſcher Meiſter herbeibringen.

„Ich will Sie doch“, ſagte er, „zum Nachtiſch noch mit etwas Gutem tractiren.“ Mit dieſen Worten legte er mir ein Blatt vor, eine Landſchaft von Rubens. „Sie haben“, ſagte er, „dieſes Bild zwar ſchon bei mir geſehen; allein man kann etwas Vortreffliches nicht oft genug betrachten, und diesmal handelt es ſich noch dazu um etwas ganz Beſonderes. Möchten Sie mir wol ſagen, was Sie ſehen?“

„Nun“, ſagte ich, „wenn ich von der Tiefe anfange, ſo haben wir im äußerſten Hintergrunde einen ſehr hellen

Himmel, wie eben nach Sonnenuntergang. Dann gleichfalls in der äußersten Ferne ein Dorf und eine Stadt in der Helle des Abendlichtes. In der Mitte des Bildes sodann einen Weg, worauf eine Heerde Schafe dem Dorfe zueilt. Rechts im Bilde allerlei Heuhaufen und einen Wagen, der soeben vollgeladen worden. Angeschirrte Pferde grasen in der Nähe. Ferner, seitwärts in Gebüschen zerstreut, mehrere weidende Stuten mit ihren Fohlen, die das Ansehen haben als würden sie in der Nacht draußen bleiben. Sodann näher dem Vordergrunde zu eine Gruppe großer Bäume, und zuletzt, ganz im Vordergrunde links verschiedene nach Hause gehende Arbeiter."

„Gut", sagte Goethe, „das wäre wol alles. Aber die Hauptsache fehlt noch. Alle diese Dinge, die wir dargestellt sehen: die Heerde Schafe, der Wagen mit Heu, die Pferde, die nach Hause gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite sind sie beleuchtet?"

„Sie haben das Licht", sagte ich, „auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Besonders die nach Hause gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde sind sehr im Hellen, welches einen trefflichen Effect thut."

„Wodurch hat aber Rubens diese schöne Wirkung hervorgebracht?"

„Dadurch", antwortete ich, „daß er diese hellen Figuren auf einem dunkeln Grunde erscheinen läßt."

„Aber dieser dunkle Grund", erwiderte Goethe, „wodurch entsteht er?"

„Es ist der mächtige Schatten", sagte ich, „den die Baumgruppe den Figuren entgegenwirft. — Aber wie", fuhr ich mit Ueberraschung fort, „die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beschauer entgegen! Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur ist!"

„Das ist eben der Punkt", erwiderte Goethe mit einigem Lächeln. „Das ist es, wodurch Rubens sich groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste *über* der

Natur ſteht und ſie ſeinen höhern Zwecken gemäß tractirt. Das doppelte Licht iſt allerdings gewaltſam, und Sie können immerhin ſagen, es ſei gegen die Natur. Allein wenn es gegen die Natur iſt, ſo ſage ich zugleich, es ſei höher als die Natur, ſo ſage ich, es ſei der kühne Griff des Meiſters, wodurch er auf geniale Weiſe an den Tag legt, daß die Kunſt der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen iſt, ſondern ihre eigenen Geſetze hat.

„Der Künſtler", fuhr Goethe fort, „muß freilich die Natur im einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Thieres nichts willkürlich ändern, ſodaß dadurch der eigenthümliche Charakter verletzt würde. Denn das hieße die Natur vernichten. Allein in den höhern Regionen des künſtleriſchen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier ſogar zu Fictionen ſchreiten, wie Rubens in dieſer Landſchaft mit dem doppelten Lichte gethan.

„Der Künſtler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er iſt ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er iſt ihr Sklave, inſofern er mit irdiſchen Mitteln wirken muß, um verſtanden zu werden; ihr Herr aber, inſofern er dieſe irdiſchen Mittel ſeinen höhern Intentionen unterwirft und ihnen dienſtbar macht.

„Der Künſtler will zur Welt durch ein Ganzes ſprechen; dieſes Ganze aber findet er nicht in der Natur, ſondern es iſt die Frucht ſeines eigenen Geiſtes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems.

„Betrachten wir dieſe Landſchaft von Rubens nur ſo obenhin, ſo kommt uns alles ſo natürlich vor, als ſei es nur geradezu von der Natur abgeſchrieben. Es iſt aber nicht ſo. Ein ſo ſchönes Bild iſt nie in der Natur geſehen worden, ebenſo wenig als eine Landſchaft von Pouſſin oder Claude Lorrain, die uns auch ſehr natürlich erſcheint, die wir aber gleichfalls in der Wirklichkeit vergebens ſuchen."

„Ließen ſich nicht auch", ſagte ich, „ähnliche kühne Züge künſtleriſcher Fiction wie dieſes doppelte Licht von Rubens in der Literatur finden?"

„Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen", erwiderte Goethe nach einigem Nachdenken. „Ich könnte sie Ihnen im Shakspeare zu Dutzenden nachweisen. Nehmen Sie nur den «Macbeth». Als die Lady ihren Gemahl zur That begeistern will, sagt sie:

Ich habe Kinder aufgesäugt —

Ob dieses wahr ist oder nicht, kommt gar nicht darauf an; aber die Lady sagt es, und sie muß es sagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. Im spätern Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht von dem Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus:

Er hat keine Kinder!

Diese Worte des Macduff kommen also mit denen der Lady in Widerspruch; aber das kümmert Shakspeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und so wie die Lady zum höchsten Nachdruck ihrer Worte sagen mußte: «Ich habe Kinder aufgesäugt», so mußte auch zu ebendiesem Zwecke Macduff sagen: «Er hat keine Kinder!»

„Ueberall", fuhr Goethe fort, „sollen wir es mit dem Pinselstriche eines Malers oder dem Worte eines Dichters nicht so genau und kleinlich nehmen; vielmehr sollen wir ein Kunstwerk, das mit kühnem und freiem Geiste gemacht worden, auch womöglich mit ebensolchem Geiste wieder anschauen und genießen.

„So wäre es thöricht, wenn man aus den Worten des Macbeth:

Gebier mir keine Töchter —

den Schluß ziehen wollte, die Lady sei ein ganz jugendliches Wesen, das noch nicht geboren habe. Und ebenso thöricht wäre es, wenn man weiter gehen und verlangen wollte, die Lady müsse auf der Bühne als eine solche sehr jugendliche Person dargestellt werden.

„Shakspeare läßt den Macbeth diese Worte keineswegs sagen, um damit die Jugend der Lady zu beweisen, sondern

dieſe Worte, wie die vorhin angeführten der Lady und des Macduff, ſind blos rhetoriſcher Zwecke wegen da und wollen weiter nichts beweiſen, als daß der Dichter ſeine Perſonen jedesmal das reden läßt, was eben an dieſer Stelle gehörig, wirkſam und gut iſt, ohne ſich viel und ängſtlich zu bekümmern und zu calculiren, ob dieſe Worte vielleicht mit einer andern Stelle in ſcheinbaren Widerſpruch gerathen möchten.

„Ueberhaupt hat Shakſpeare bei ſeinen Stücken ſchwerlich daran gedacht, daß ſie als gedruckte Buchſtaben vorliegen würden, die man überzählen und gegeneinander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er ſchrieb; er ſah ſeine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Bretern herab den Augen und Ohren raſch vorüberfließen würde, das man nicht feſthalten und im einzelnen bekritteln könnte, und wobei es blos darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirkſam und bedeutend zu ſein.“

Dienstag den 24. April 1827.

Auguſt Wilhelm von Schlegel iſt hier. Goethe machte mit ihm vor Tiſche eine Spazierfahrt ums Webicht und gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen großen Thee, wobei auch Schlegel's Reiſegefährte Herr Dr. Laſſen gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Namen und Rang hatte, war dazu eingeladen, ſodaß das Getreibe in Goethe's Zimmern groß war. Herr von Schlegel war ganz von Damen umringt, denen er aufgerollte ſchmale Streifen mit indiſchen Götterbildern vorzeigte ſowie den ganzen Text von zwei großen indiſchen Gedichten, von denen außer ihm ſelbſt und Dr. Laſſen wahrſcheinlich niemand etwas verſtand. Schlegel war höchſt ſauber angezogen und höchſt jugendlichen, blühenden Anſehens, ſodaß einige der Anweſenden behaupten wollten, er ſcheine nicht unerfahren in Anwendung kosmetiſcher Mittel.

Goethe zog mich in ein Fenſter. „Nun, wie gefällt er Ihnen?“ — „Noch ganz ſo wie ſonſt“, erwiderte ich. — „Er iſt freilich in vieler Hinſicht kein Mann“, fuhr Goethe fort; „aber doch kann man ihm ſeiner vielſeitigen gelehrten Kenntniſſe und ſeiner großen Verdienſte wegen ſchon etwas zugute halten.“

Mittwoch den 25. April 1827.

Bei Goethe zu Tiſche mit Herrn Dr. Laſſen. Schlegel war heute abermals an Hof zur Tafel gezogen. Herr Laſſen entwickelte große Kenntniſſe der indiſchen Poeſie, die Goethen höchſt willkommen zu ſein ſchienen, um ſein eigenes immerhin nur ſehr lückenhaftes Wiſſen in dieſen Dingen zu ergänzen.

Ich war abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm geweſen, und daß er mit ihm ein höchſt bedeutendes Geſpräch über literariſche und hiſtoriſche Gegenſtände geführt, das für ihn ſehr belehrend geweſen. „Nur muß man“, fügte er hinzu, „keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Diſteln verlangen; übrigens iſt alles ganz vortrefflich.“

Donnerstag den 3. Mai 1827.

Die höchſt gelungene Ueberſetzung der dramatiſchen Werke Goethe's von Stapfer hat in dem zu Paris erſcheinenden „Globe“ des vorigen Jahres durch Herrn J. J. Ampère eine Beurtheilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich iſt, und die Goethen ſo angenehm berührte, daß er ſehr oft darauf zurückkam und ſich ſehr oft mit großer Anerkennung darüber ausließ.

„Der Standpunkt des Herrn Ampère“, ſagte er, „iſt ein ſehr hoher. Wenn deutſche Recenſenten bei ähnlichen Anläſſen gern von der Philoſophie ausgehen und bei Betrachtung und Beſprechung eines dichteriſchen Erzeugniſſes auf eine Weiſe verfahren, daß dasjenige, was ſie zu deſſen Aufklärung

beibringen, nur Philosophen ihrer eigenen Schule zugänglich, für andere Leute aber weit dunkler ist als das Werk, das sie erläutern wollen, selber: so benimmt sich dagegen Herr Ampère durchaus praktisch und menschlich. Als einer, der das Metier aus dem Grunde kennt, zeigt er die Verwandtschaft des Erzeugten mit dem Erzeuger und beurtheilt die verschiedenen poetischen Productionen als verschiedene Früchte verschiedener Lebensepochen des Dichters.

„Er hat den abwechselnden Gang meiner irdischen Laufbahn und meiner Seelenzustände im tiefsten studirt und sogar die Fähigkeit gehabt, das zu sehen, was ich nicht ausgesprochen und was sozusagen nur zwischen den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines weimarischen Dienst- und Hoflebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Lust zum Schaffen, die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffs von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den «Tasso» einen gesteigerten «Werther».

„Sodann über den «Faust» äußert er sich nicht weniger geistreich, indem er nicht blos das düstere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, sondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephistopheles als Theile meines eigenen Wesens bezeichnet."

In dieser und ähnlicher anerkennenden Weise sprach Goethe über Herrn Ampère sehr oft; wir faßten für ihn ein entschiedenes Interesse, wir suchten uns seine Persönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieses auch nicht gelingen konnte, so waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittlern Jahren sein müsse, um die Wechselwirkung von Leben und Dichten so aus dem Grunde zu verstehen.

Sehr überrascht waren wir daher, als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und sich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht weniger überrascht waren wir, als er gegen uns im

Laufe eines weitern Verkehrs äußerte, daß sämmtliche Mitarbeiter des „Globe", dessen Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsstufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er.

„Ich begreife wol", sagte ich, „daß einer jung sein kann, um Bedeutendes zu produciren und, gleich Mérimée, im zwanzigsten Jahre treffliche Stücke zu schreiben; allein daß einem bei ähnlich jungen Jahren eine solche Uebersicht und so tiefe Einblicke zu Gebote stehen, um eine solche Höhe des Urtheils zu besitzen wie die Herren des «Globe», das ist mir durchaus etwas Neues."

„Ihnen in Ihrer Haide", erwiderte Goethe, „ist es freilich nicht so leicht geworden, und auch wir andern im mittlern Deutschland haben unser bischen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isolirtes armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige Cultur entgegen, und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch funfzig bis hundert Meilen voneinander getrennt, sodaß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nöthig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte.

„Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer

dumpfen geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Curs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten male findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wol etwas sein kann.

„Sie sagten doch vorhin", fuhr Goethe fort, „Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Mérimée. Ich habe gar nichts dawider, und bin auch im ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Production leichter sei als ein jugendlich-tüchtiges Urtheil. Allein in Deutschland soll einer es wol bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner «Klara Gazul» gethan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine «Räuber», seine «Cabale und Liebe» und seinen «Fiesco» schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Aeußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Culturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

„Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Aeltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgendeinem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht blos die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist.

„Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar,

und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wol würde getragen haben.

„Also, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Curs sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll.

„Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht besehen sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser. Denn wenn auch diese Stücke unter sich ein wenig verschieden, und wenn auch der eine dieser Poeten ein wenig größer und vollendeter erscheint als der andere, so trägt doch, im großen und ganzen betrachtet, alles nur einen einzigen durchgehenden Charakter. Dies ist der Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der reinkräftigen Anschauung, und welche Eigenschaften man noch sonst aufzählen könnte. Finden sich nun aber alle diese Eigenschaften nicht blos in den auf uns gekommenen dramatischen, sondern auch in den lyrischen und epischen Werken; finden wir sie ferner bei den Philosophen, Rhetoren und Geschichtschreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunst: so muß man sich wol überzeugen, daß solche Eigenschaften nicht blos einzelnen Personen anhafteten, sondern daß sie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Curs waren.

„Nehmen Sie Burns. Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volks lebten, daß sie ihm sozusagen bei der Wiege gesungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiter schreiten konnte. Und ferner, wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und

Binderinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heitern Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!

„Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unsern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? Herder und seine Nachfolger mußten erst anfangen sie zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen; dann hatte man sie doch wenigstens gedruckt in Bibliotheken. Und später, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volksthümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was ist davon lebendig geworden, sodaß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Lose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern was lebt denn? Es wird wol eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des Tasso sangen!

„Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Geist und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her daß sie Barbaren gewesen."

Freitag den 4. Mai 1827.

Zu Ehren Ampère's und seines Freundes Stapfer großes Diner bei Goethe. Die Unterhaltung war laut, heiter und bunt durcheinander. Ampère erzählte Goethen viel von Mérimée, Alfred de Vigny und andern bedeutenden Talenten. Auch ward sehr viel über Béranger gesprochen, dessen un-

vergleichliche Lieder Goethe täglich in Gedanken hat. Es kam zur Erwähnung, ob Béranger's heitere Liebeslieder vor seinen politischen den Vorzug verdienten; wobei Goethe seine Meinung dahin entwickelte, daß im allgemeinen ein rein poetischer Stoff einem politischen so sehr voranstehe als die reine ewige Naturwahrheit der Parteiansicht.

„Uebrigens", fuhr er fort, „hat Béranger in seinen politischen Gedichten sich als Wohlthäter seiner Nation erwiesen. Nach der Invasion der Alliirten fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser, dessen Andenken noch in jeder Hütte lebendig, und dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortsetzung seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Jetzt, unter den Bourbonen, scheint es ihm nicht zu behagen. Es ist freilich ein schwach gewordenes Geschlecht! Und der jetzige Franzose will auf dem Throne große Eigenschaften, obgleich er gern selber mitherrscht und selber gern ein Wort mitredet."

Nach Tisch verbreitete sich die Gesellschaft im Garten, und Goethe winkte mir zu einer Spazierfahrt um das Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

Er war im Wagen sehr gut und liebevoll. Er freute sich, daß mit Ampère ein so hübsches Verhältniß angeknüpft worden, wovon er sich für die Anerkennung und Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich die schönsten Folgen verspreche.

„Ampère", fügte er hinzu, „steht freilich in seiner Bildung so hoch, daß die nationalen Vorurtheile, Apprehensionen und Bornirtheiten vieler seiner Landsleute weit hinter ihm liegen und er seinem Geiste nach weit mehr ein Weltbürger ist als ein Bürger von Paris. Ich sehe übrigens die Zeit kommen, wo er in Frankreich Tausende haben wird, die ihm gleich denken."

Sonntag den 6. Mai 1827.

Abermalige Tischgesellschaft bei Goethe, wobei dieselbigen Personen zugegen sind wie vorgestern. Man sprach sehr viel über die „Helena" und den „Tasso". Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich besuchte", sagte er, „im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Cantone um den Vierwaldstätterse, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechselung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffiren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zu statten kam.

„Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Cantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hülfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kind sorgend, und sich nicht kümmernd wer Herr oder Knecht sei.

„Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existirten.

„Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mishandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edeln Männern Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried und andern zugetheilt,

und dieſes waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtſein handelnden höhern Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren paſſiver Natur waren.

„Von dieſem ſchönen Gegenſtande war ich ganz voll, und ich ſummte dazu ſchon gelegentlich meine Hexameter. Ich ſah den See im ruhigen Mondſchein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich ſah ihn im Glanze der lieblichſten Morgenſonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wieſen. Dann ſtellte ich einen Sturm dar, einen Gewitterſturm, der ſich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zuſammenkünften über Brücken und Stegen.

„Von allem dieſen erzählte ich Schillern, in deſſen Seele ſich meine Landſchaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu thun hatte und die Ausführung meines Vorſatzes ſich immer weiter verſchob, ſo trat ich meinen Gegenſtand Schillern völlig ab, der denn darauf ſein bewundernswürdiges Gedicht ſchrieb."

Wir freuten uns dieſer Mittheilung, die allen intereſſant zu hören war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme als ob die in Terzinen geſchriebene prächtige Beſchreibung des Sonnenaufgangs in der erſten Scene vom zweiten Theile des „Fauſt" aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldſtätterſees entſtanden ſein möchte.

„Ich will es nicht leugnen", ſagte Goethe, „daß dieſe Anſchauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die friſchen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das iſt aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Localitäten mir gemünzt habe. Das übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wiſſen, den ſchönſten Gebrauch gemacht."

Das Geſpräch wendete ſich auf den „Taſſo", und welche Idee Goethe darin zur Anſchauung zu bringen geſucht.

„Idee?" ſagte Goethe — „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtan mir das Bild des Taſſo, dem

ich als prosaischen Contrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstracter Gedanke und Idee wäre!

„Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem «Faust» zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Bessern aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im besondern zu Grunde liege. Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannichfaltiges Leben, wie ich es im «Faust» zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

„Es war im ganzen", fuhr Goethe fort, „nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu

runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.

„Wollte ich jedoch einmal als Poet irgendeine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte und welches zu übersehen war, wie z. B. «Die Metamorphose der Thiere», die «der Pflanzen», das Gedicht «Vermächtniß», und viele andere. Das einzige Product von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine «Wahlverwandtschaften». Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je incommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser."

Dienstag den 15. Mai 1827.

Herr von Holtei, aus Paris kommend, ist seit einiger Zeit hier und wegen seiner Person und Talente überall herzlich empfangen. Auch zwischen ihm und Goethe und dessen Familie hat sich ein sehr freundliches Verhältniß gebildet.

Goethe ist seit einigen Tagen auf seinen Garten gezogen, wo er in stiller Thätigkeit sich sehr beglückt findet. Ich besuchte ihn heute dort mit Herrn von Holtei und Grafen Schulenburg, welcher erstere Abschied nahm, um mit Ampère nach Berlin zu gehen.

Mittwoch den 25. Juli 1827.

Goethe hat in diesen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm große Freude machte. Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die englische Handschrift etwas sehr unleserlich vorkam, so bat er mich, ihm den Inhalt zu übersetzen. Es scheint, daß Goethe dem berühmten englischen

Dichter zuerst geschrieben hatte und daß dieser Brief darauf eine Erwiderung ist.

„Ich fühle mich sehr geehrt", schreibt Walter Scott, „daß irgendeine meiner Productionen so glücklich gewesen ist, die Beachtung Goethe's auf sich zu ziehen, zu dessen Bewunderern ich seit dem Jahre 1798 gehöre, wo ich trotz meiner geringen Bekanntschaft mit der deutschen Sprache kühn genug war, den «Götz von Berlichingen» ins Englische zu übertragen. Ich hatte bei diesem jugendlichen Unternehmen ganz vergessen, daß es nicht genug sei, die Schönheit eines genialen Werks zu fühlen, sondern daß man auch die Sprache, worin es geschrieben, aus dem Grunde verstehen müsse, ehe es uns gelingen könne, solche Schönheit auch andern fühlbar zu machen. Dennoch lege ich auf jenen jugendlichen Versuch noch jetzt einigen Werth, weil er doch wenigstens zeigt, daß ich einen Gegenstand zu wählen wußte, der der Bewunderung würdig war.

„Ich habe oft von Ihnen gehört, und zwar durch meinen Schwiegersohn Lockhart, einen jungen Mann von literarischer Bedeutung, der vor einigen Jahren, ehe er meiner Familie verbunden war, die Ehre hatte dem Vater der deutschen Literatur vorgestellt zu werden. Es ist unmöglich, daß Sie unter der großen Zahl derer, die sich gedrängt fühlen Ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, sich jedes einzelnen erinnern sollten: aber ich glaube, es ist Ihnen niemand inniger ergeben als eben jenes junge Mitglied meiner Familie.

„Mein Freund Sir John Hope von Pinkie hat kürzlich die Ehre gehabt Sie zu sehen, und ich hoffte Ihnen zu schreiben, und nahm auch später mir wirklich diese Freiheit durch zwei seiner Verwandten, die Deutschland zu bereisen die Absicht hatten; allein sie wurden durch Krankheit behindert ihr Vorhaben auszuführen, sodaß mir denn mein Brief nach zwei bis drei Monaten zurückkam. Ich habe also Goethe's Bekanntschaft schon früher zu suchen mich erdreistet, und zwar noch vor jener schmeichelhaften Notiz, die er so freundlich gewesen ist von mir zu nehmen.

„Es gibt allen Bewunderern des Genies ein wohlthätiges Gefühl, zu wissen, daß eins der größten europäischen

Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Los zutheil, indem es ihn in der Blüte seiner Jahre hinwegnahm und so vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren Treuttel und Würtz zu ersuchen, Ihnen meinen Versuch einer Lebensgeschichte jenes merkwürdigen Mannes zu senden, der so viele Jahre lang einen so fürchterlichen Einfluß auf die Welt hatte, die er beherrschte. Ich weiß übrigens nicht, ob ich ihm nicht irgendeinige Verbindlichkeiten schuldig geworden, da er mich zwölf Jahre lang unter die Waffen brachte, während welcher Zeit ich in einem Corps unserer Landmiliz diente und trotz einer frühern Lahmheit ein guter Reiter, Jäger und Schütze wurde. Diese guten Fähigkeiten haben jedoch in der letzten Zeit mich ein wenig verlassen, indem der Rheumatismus, diese traurige Plage unsers nördlichen Klimas, seinen Einfluß auf meine Glieder gelegt hat. Doch klage ich nicht, da ich meine Söhne jetzt die Jagdvergnügungen treiben sehe, seitdem ich sie habe aufgeben müssen.

„Mein ältester Sohn hat eine Schwadron Husaren, welches für einen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann immer viel ist. Mein jüngerer Sohn hat neulich zu Oxford den Grad eines Baccalaureus der schönen Wissenschaften erhalten und wird jetzt einige Monate zu Hause zubringen, ehe er in die Welt geht. Da es Gott gefallen hat, mir ihre Mutter zu nehmen, so führt meine jüngste Tochter mein Hauswesen. Meine älteste ist verheirathet und hat eine Familie für sich.

„Dies sind die häuslichen Zustände eines Mannes, nach dem Sie so gütig sich erkundigt haben. Uebrigens besitze ich genug, um ganz so zu leben wie ich wünsche, ungeachtet

einiger sehr schwerer Verluste. Ich bewohne ein stattliches altes Schloß, in welchem jeder Freund Goethe's zu jeder Zeit willkommen sein wird. Die Vorhalle ist mit Rüstungen angefüllt, die selbst für Jaxthausen gepaßt haben würden; ein großer Schweißhund bewacht den Eingang.

„Ich habe übrigens Den vergessen, der dafür zu sorgen wußte, daß man ihn nicht vergaß, während er lebte. Ich hoffe, Sie werden die Fehler des Werks verzeihen, indem Sie berücksichtigen, daß der Autor von dem Wunsch beseelt war, gegen das Andenken jenes außerordentlichen Mannes so aufrichtig zu verfahren, wie seine insularischen Vorurtheile nur immer erlauben wollten.

„Da diese Gelegenheit, Ihnen zu schreiben, sich mir plötzlich und zufällig durch einen Reisenden darbietet und keinen Aufschub erleidet, so fehlt mir die Zeit etwas Weiteres zu sagen, als daß ich Ihnen eine fortgesetzte gute Gesundheit und Ruhe wünsche, und mich mit der aufrichtigsten und tiefsten Hochachtung unterzeichne.

Edinburgh, den 9. Juli 1827.

Walter Scott."

Goethe hatte, wie gesagt, über diesen Brief große Freude. Er war übrigens der Meinung, als enthalte er zu viel Ehrenvolles für ihn, als daß er nicht sehr vieles davon auf Rechnung der Höflichkeit eines Mannes von Rang und hoher Weltbildung zu setzen habe.

Er erwähnte sodann die gute und herzliche Art, womit Walter Scott seine Familienverhältnisse zur Sprache bringe, welche ihn als Zeichen eines brüderlichen Vertrauens im hohen Grade beglücke.

„Ich bin nun wirklich", fuhr er fort, „auf sein «Leben Napoleon's» begierig, welches er mir ankündigt. Ich höre so viel Widersprechendes und Leidenschaftliches über das Buch, daß ich im voraus gewiß bin, es wird auf jeden Fall sehr bedeutend sein."

Ich fragte nach Lockhart, und ob er sich seiner noch erinnere.

„Noch sehr wohl", erwiderte Goethe. „Seine Persönlichkeit macht einen entschiedenen Eindruck, sodaß man ihn so bald nicht wieder vergißt. Er soll, wie ich von reisenden Engländern und meiner Schwiegertochter höre, ein junger Mann sein, von dem man in der Literatur gute Dinge erwartet.

„Uebrigens wundere ich mich fast, daß Walter Scott kein Wort über Carlyle sagt, der doch eine so entschiedene Richtung auf das Deutsche hat, daß er ihm sicher bekannt sein muß.

„An Carlyle ist es bewundernswürdig, daß er bei Beurtheilung unserer deutschen Schriftsteller besonders den geistigen und sittlichen Kern als das eigentlich Wirksame im Auge hat. Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird."

Mittwoch den 26. September 1827.

Goethe hatte mich auf diesen Morgen zu einer Spazierfahrt nach der Hottelstedter Ecke, der westlichsten Höhe des Ettersbergs, und von da nach dem Jagdschloß Ettersburg einladen lassen. Der Tag war überaus schön, und wir fuhren zeitig zum Jakobsthore hinaus. Hinter Lützendorf, wo es stark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit. Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut eine Menge Vögel und fragte mich, ob es Lerchen wären. — Du Großer und Lieber, dachte ich, der du die ganze Natur wie wenig andere durchforscht hast, in der Ornithologie scheinst du ein Kind zu sein!

„Es sind Ammern und Sperlinge", erwiderte ich, „auch wol einige verspätete Grasmücken, die nach abgewarteter Mauser aus dem Dickicht des Ettersbergs herab in die Gärten und Felder kommen und sich zum Fortzuge anschicken: aber Lerchen sind es nicht. Es ist nicht in der Natur der Lerche, sich auf Büsche zu setzen. Die Feld- oder Himmels-

lerche steigt in die Luft aufwärts und geht wieder zur Erde herab, zieht auch wol im Herbst scharenweise durch die Luft hin und wirft sich wiederum auf irgendein Stoppelfeld nieder, aber sie geht nicht auf Hecken und Gebüsche. Die Baumlerche dagegen liebt den Gipfel hoher Bäume, von wo aus sie singend in die Luft steigt und wieder auf ihren Baumgipfel herabfällt. Dann gibt es noch eine andere Lerche, die man in einsamen Gegenden an der Mittagsseite von Waldblößen antrifft und die einen sehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholischen Gesang hat. Sie hält sich nicht am Ettersberge auf, der ihr zu lebhaft und zu nahe von Menschen umwohnt ist; aber auch sie geht nicht in Gebüsche."

„Hm!" sagte Goethe, „Sie scheinen in diesen Dingen nicht eben ein Neuling zu sein."

„Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben", erwiderte ich, „und immer Augen und Ohren dafür offen gehabt. Der ganze Wald des Ettersbergs hat wenige Stellen, die ich nicht zu wiederholten malen durchstreift bin. Wenn ich jetzt einen einzigen Ton höre, so getraue ich mir zu sagen, von welchem Vogel er kommt. Auch bin ich so weit, daß wenn man mir irgendeinen Vogel bringt, der in der Gefangenschaft durch verkehrte Behandlung das Gefieder verloren hat, ich mir getraue, ihn sehr bald vollkommen gesund und wohlbefiedert wiederherzustellen."

„Das zeigt allerdings", erwiderte Goethe, „daß Sie in diesen Dingen bereits vieles durchgemacht haben. Ich möchte Ihnen rathen, das Studium ernstlich fortzutreiben; es muß bei Ihrer entschiedenen Richtung zu sehr guten Resultaten führen. Aber sagen Sie mir etwas über die Mauser. Sie sprachen vorhin von verspäteten Grasmücken, die nach vollendeter Mauser aus dem Dickicht des Ettersbergs in die Felder herabgekommen. Ist denn die Mauser an eine gewisse Epoche gebunden, und mausern sich alle Vögel zugleich?"

„Bei den meisten Vögeln", erwiderte ich, „tritt sie sogleich nach vollendeter Brütezeit ein, das heißt, sobald die Jungen des letzten Geheckes so weit sind, daß sie sich selber helfen können. Nun fragt es sich aber, ob der Vogel von

diesem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes bis zu dem seines Wegzugs zur Mauser noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, so mausert er sich hier und zieht mit frischem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, so zieht er mit seinem alten Gefieder fort und mausert sich später im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen sie im Herbst nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieses rührt daher, daß die eine Art sich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht und sie mehr ertragen kann als eine andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht spät weg, und ein Vogel, der spät bei uns ankommt, zieht früh weg.

„So ist schon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geschlecht gehören, ein großer Unterschied. Die klappernde Grasmücke, oder das Müllerchen, läßt sich schon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage später kommt die schwarzköpfige, oder der Mönch; sodann etwa nach einer Woche die Nachtigall; und erst ganz zu Ende April oder Anfang Mai die graue. Alle diese Vögel mausern sich im August bei uns, so auch die Jungen ihres ersten Geheckes; weshalb man denn Ende August junge Mönche fängt, die schon das schwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem ersten Gefieder fort und mausern sich später in südlichen Ländern; aus welchem Grunde man denn Anfang September junge Mönche fangen kann, und zwar junge Männchen, die noch das rothe Köpfchen haben wie ihre Mutter."

„Ist denn die graue Grasmücke", fragte Goethe, „der späteste bei uns ankommende Vogel, oder kommen andere noch später?"

„Der sogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol", erwiderte ich, „kommen erst gegen Pfingsten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte August, schon wieder fort und mausern sich mit ihren Jungen im Süden. Hat man sie im Käfig, so mausern sie sich bei uns im Winter, weshalb denn diese Vögel sehr schwer durchzubringen sind. Sie verlangen sehr viel Wärme. Hängt man sie aber in die Nähe des Ofens, so verkümmern sie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man sie dagegen in

die Nähe des Fensters, so verkümmern sie in der Kälte der langen Nächte."

„Man hält dafür", sagte Goethe, „daß die Mauser eine Krankheit oder wenigstens von körperlicher Schwäche begleitet sei."

„Das möchte ich nicht sagen", erwiderte ich. „Es ist ein Zustand gesteigerter Productivität, der in freier Luft herrlich von statten geht, ohne die geringste Beschwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauser ihren Gesang nicht aussetzten: ein Zeichen, daß es ihnen durchaus wohl war. Zeigt sich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauser kränklich, so ist daraus zu schließen, daß er mit dem Futter oder frischer Luft und Wasser nicht gehörig behandelt worden. Ist er im Zimmer im Laufe der Zeit aus Mangel an Luft und Freiheit so schwach geworden, daß ihm die productive Kraft fehlt, um in die Mauser zu kommen, so bringe man ihn an die fruchtbare frische Luft, und die Mauser wird sogleich auf das beste von statten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildniß dagegen verläuft sie sich so sanft und so allmählich, daß er es kaum gewahr wird."

„Aber doch schienen Sie vorhin anzudeuten", versetzte Goethe, „daß die Grasmücken sich während der Mauser in das Dickicht der Wälder ziehen."

„Sie bedürfen während dieser Zeit", erwiderte ich, „allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in diesem Falle mit solcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel während der Mauser nie mit einem male so viele Federn verliert, daß er unfähig würde, so gut zu fliegen, als die Erreichung seines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er z. B. mit einem male die vierte, fünfte und sechste Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und sechste Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht so gut, um dem verfolgenden Raubvogel, besonders aber dem sehr schnellen und gewandten Baumfalken zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buschiges Dickicht sehr zu statten."

„Das läßt ſich hören", erwiderte Goethe. „Schreitet aber die Mauſer", fuhr er fort, „an beiden Flügeln gleichmäßig und gewiſſermaßen ſymmetriſch vor?"

„So weit meine Beobachtungen reichen, allerdings", erwiderte ich. „Und das iſt ſehr wohlthätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieſelben Federn des rechten, ſo würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen und der Vogel würde ſich und ſeine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde ſein wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu ſchwer und an der andern zu leicht ſind."

„Ich ſehe", erwiderte Goethe, „man mag in die Natur eindringen von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit."

Wir waren indeß immerfort mühſam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich, abzuſteigen und ein wenig nachzuſehen, ob ich nichts von Verſteinerungen entdecke. Ich fand einige Muſcheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einſetzte. Wir fuhren weiter.

„Immer die alte Geſchichte!" ſagte Goethe. „Immer der alte Meeresboden! Wenn man von dieſer Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, ſo kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man ſich ſagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Thale dort unten die Walfiſche ihr Spiel getrieben. Und doch iſt es ſo, wenigſtens höchſt wahrſcheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das dieſen Berg bedeckte, hat ſicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtauſenden die Möve nicht abermals über dieſem Berge fliegt."

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren raſch weiter. Rechts an unſerer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu ſehen. Wir waren auf der weſtlichſten Höhe angelangt, das breite Thal der Unſtrut mit vielen Dörfern

und kleinen Städten lag in der heitersten Morgensonne vor uns.

„Hier ist gut sein!“ sagte Goethe, indem er halten ließ. „Ich dächte, wir versuchten wie in dieser guten Luft uns etwa ein kleines Frühstück behagen möchte.“

Wir stiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuß halbwüchsiger, von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühstück auspackte und auf einer Rasenerhöhung ausbreitete. Die Aussicht von dieser Stelle, in der klaren Morgenbeleuchtung der reinsten Herbstsonne, war in der That herrlich. Nach Süden und Südwesten hin übersah man die ganze Reihe des Thüringerwaldgebirges; nach Westen, über Erfurt hinaus, das hochliegende Schloß Gotha und den Inselsberg; weiter nördlich sodann die Berge hinter Langensalza und Mühlhausen, bis sich die Aussicht, nach Norden zu, durch die blauen Harzgebirge abschloß. Ich dachte an die Verse:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Von Gebirg zu Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Wir setzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, sodaß wir während des Frühstücks die weite Aussicht über das halbe Thüringen immer vor uns hatten. Wir verzehrten indeß ein Paar gebratene Rebhühner mit frischem Weißbrot und tranken dazu eine Flasche sehr guten Wein, und zwar aus einer biegsamen feinen goldenen Schale, die Goethe in einem gelben Lederfutteral bei solchen Ausflügen gewöhnlich bei sich führt.

„Ich war sehr oft an dieser Stelle“, sagte er, „und dachte in spätern Jahren sehr oft, es würde das letzte mal sein, daß ich von hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte. Allein es hält immer noch einmal zusammen, und ich hoffe, daß es auch heute nicht das letzte mal ist, daß wir beide uns hier einen guten Tag machen.

Wir wollen künftig öfter hierherkommen. Man verschrumpft in dem engen Hauswesen. Hier fühlt man sich groß und frei wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer sein sollte.

„Ich übersehe von hier aus", fuhr Goethe fort, „eine Menge Punkte, an die sich die reichsten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so gut wie gar nicht."

„Seit ich in Weimar bin", bemerkte ich, „erinnere ich mich nicht, daß Sie dort waren."

„Das hat so seine Bewandtniß", erwiderte Goethe lachend. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Theetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Uebermüthig wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr? Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen!

„Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahintersteckte, nie viel Respect. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen

hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter als was ich längst besessen."

Wir thaten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum nach dem Jagdschlosse Ettersburg. Goethe ließ sämmtliche Zimmer aufschließen, die mit heitern Tapeten und Bildern behängt waren. In dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes sagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt", fuhr er fort, „in frühester Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag verthan. Wir waren alle jung und voll Uebermuth, und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei improvisirtem Komödienspiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln."

Wir gingen wieder ins Freie, und Goethe führte mich in westlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

„Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen", sagte er, „worin wir vor funfzig Jahren unsere Namen geschnitten. — Aber wie hat sich das verändert, und wie ist das alles herangewachsen! — Das wäre denn der Baum! Sie sehen, er ist noch in der vollsten Pracht. Auch unsere Namen sind noch zu spüren, doch so verquollen und verwachsen, daß sie kaum noch herauszubringen. Damals stand diese Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus sonnig und anmuthig umher, und wir spielten hier an schönen Sommertagen unsere improvisirten Possen. Jetzt ist es hier feucht und unfreundlich. Was sonst nur niederes Gebüsch war, ist indeß zu schattigen Bäumen herangewachsen, sodaß man die prächtige Buche unserer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet."

Wir gingen wieder nach dem Schlosse, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffensammlung besehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

Donnerstag den 27. September 1827.

Nachmittags einen Augenblick bei Goethe, wo ich Herrn Geheimrath Streckfuß aus Berlin kennen lernte, der diesen

Vormittag mit ihm eine Spazierfahrt gemacht und dann zu Tische geblieben war. Als Streckfuß ging, begleitete ich ihn und machte noch einen Gang durch den Park. Bei meiner Zurückkunft über den Markt begegnete ich dem Kanzler und Raupach, mit denen ich in den Elefanten ging. Abends wieder bei Goethe, der mit mir ein neues Heft von „Kunst und Alterthum" besprach, desgleichen zwölf Blätter Bleistiftumrisse, in welchen die Gebrüder Riepenhausen die Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi nach einer Beschreibung des Pausanias wiederherzustellen versucht; ein Unternehmen, welches Goethe nicht genug anzuerkennen wußte.

Montag den 1. October 1827.

Im Theater „Das Bild" von Houwald. Ich sah zwei Acte und ging dann zu Goethe, der mir die zweite Scene seines neuen „Faust" vorlas.

„Ich habe in dem Kaiser", sagte er, „einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt.

„Das Wohl des Reichs und seiner Unterthanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an sich und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amusire. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter selber mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörtesten Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disciplin und streift raubend umher, um sich seinen Sold selber zu verschaffen und sich selber zu helfen wie es kann. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hoffnnng weiterer Zuflüsse. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rath zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet ist, sodaß auf den kaiserlichen Tisch vorweggegessenes Brot kommt.

„Der Staatsrath will Sr. Majestät über alle diese Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhülfe berathen; allein der gnädigste Herr ist sehr ungeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen; er möchte sich lieber amusiren. Hier ist nun das wahre Element für Mephisto, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an der Seite des Kaisers ist."

Goethe las die Scene und das Zwischen-Gemurmel der Menge ganz vortrefflich, und ich hatte einen sehr guten Abend.

Sonntag den 7. October 1827.

Diesen Morgen bei sehr schönem Wetter befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen Abend zu verweilen die Absicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächst am Botanischen Garten vor, wo Goethe alle Sträuche und Gewächse in Augenschein nahm und alles in schönster Ordnung und im besten Gedeihen fand. Wir besahen ferner das Mineralogische Cabinet und einige andere naturwissenschaftliche Sammlungen und fuhren darauf zu Herrn von Knebel, der uns zu Tische erwartete.

Knebel, im höchsten Alter, eilte Goethen halb stolpernd an der Thür entgegen, um ihn in seine Arme zu schließen. Darauf bei Tische ging alles sehr herzlich und munter zu; von Gesprächen jedoch entwickelte sich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderseitigen menschlich nahen Beisammensein.

Nach Tische machten wir eine Spazierfahrt in südlicher Richtung an der Saale hinauf. Ich kannte diese reizende Gegend bereits aus früherer Zeit, doch wirkte alles wieder so frisch, als hätte ich es vorher nie gesehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, ließ Goethe an einem Bach hinauffahren und an einem Hause halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Ansehen hatte.

„Hier hat Voß gewohnt", sagte er, „und ich will Sie doch auch auf diesem classischen Boden einführen." Wir durchschritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art feiner Cultur war wenig zu spüren, wir gingen auf Rasen unter lauter Obstbäumen. „Das war etwas für Erneſtinen", sagte Goethe, „die auch hier ihre trefflichen eutiner Aepfel nicht vergessen konnte, und die sie mir rühmte als etwas ohnegleichen. Es waren aber die Aepfel ihrer Kindheit gewesen — darin lag's! Ich habe übrigens hier mit Voß und seiner trefflichen Erneſtine manchen schönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit sehr gern. Ein Mann wie Voß wird übrigens so bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutsche Cultur einen solchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles gesund und derb, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns andern die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werthe durchdrungen ist wie ich, weiß gar nicht wie er sein Andenken würdig genug ehren soll."

Es war indeß gegen sechs Uhr geworden, und Goethe fand es an der Zeit, in unser Nachtquartier zu gehen, das er im Gasthof Zum Bären hatte bestellen lassen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebst einem Alkoven mit zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendschein lag auf unsern Fenstern, und es war uns gemüthlich, noch eine Zeit lang ohne Licht zu sitzen.

Goethe lenkte das Gespräch auf Voß zurück. „Er war mir sehr werth", sagte er, „und ich hätte ihn gern der Akademie und mir erhalten. Allein die Vortheile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir bei unsern geringen Mitteln sie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen.

„Ein Glück für mich war es indeß", fuhr Goethe fort, „daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf Eins; welches denn unser Verhältniß so innig

machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr charakteristisch erschienen.

„Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt", sagte er, „ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerm Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wol grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einen fremden Chirurgus, der, um ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, sodaß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte wie schnell er sich sollte zurückziehen.

„Wir waren, wie gesagt und wie wir alle wissen", fuhr Goethe fort, „bei aller Gleichheit unserer Richtungen Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht blos in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tags, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notiren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Uebelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, sodaß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Aepfel war. Ich trat sogleich an ein

Fenſter und ſchöpfte friſche Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wiederhergeſtellt fühlte. Indeß war ſeine Frau wieder hereingetreten, die mir ſagte, daß die Schieblade immer mit faulen Aepfeln gefüllt ſein müſſe, indem dieſer Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

„Morgen früh", fuhr Goethe fort, „will ich Ihnen auch zeigen, wo Schiller hier in Jena gewohnt hat."

Es war indeß Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abendeſſen und ſaßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen und Geſprächen.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am andern Morgen buchſtäblich in Erfüllung ging.

„Ich hatte", ſagte ich, „mir drei junge Hänflinge erzogen, woran ich mit ganzer Seele hing und die ich über alles liebte. Sie flogen frei in meiner Kammer umher und flogen mir entgegen und auf meine Hand, ſowie ich in die Thür hereintrat. Ich hatte eines Mittags das Unglück, daß bei meinem Hereintreten in die Kammer einer dieſer Vögel über mich hinweg und zum Hauſe hinausflog, ich wußte nicht wohin. Ich ſuchte ihn den ganzen Nachmittag auf allen Dächern, und war untröſtlich, als es Abend ward und ich von ihm keine Spur gefunden hatte. Mit betrübten herzlichen Gedanken an ihn ſchlief ich ein und hatte gegen Morgen folgenden Traum. Ich ſah mich nämlich, wie ich an unſern Nachbarhäuſern umherging und meinen verlorenen Vogel ſuchte. Auf einmal höre ich den Ton ſeiner Stimme und ſehe ihn hinter dem Gärtchen unſerer Hütte auf dem Dache eines Nachbarhauſes ſitzen; ich ſehe, wie ich ihn locke und wie er näher zu mir herabkommt, wie er futterbegierig die Flügel gegen mich bewegt, aber doch ſich nicht entſchließen kann, auf meine Hand herabzufliegen. Ich ſehe darauf, wie ich ſchnell durch unſer Gärtchen in meine Kammer laufe und die Taſſe mit gequollenem Rübſamen herbeihole; ich ſehe, wie ich ihm ſein beliebtes Futter entgegenreiche, wie er herab auf meine Hand kommt und ich ihn voller Freude zu den beiden andern zurück in meine Kammer trage.

„Mit diesem Traume wache ich auf. Und da es bereits vollkommen Tag war, so werfe ich mich schnell in meine Kleider und habe nichts Eiligeres zu thun, als durch unser Gärtchen zu laufen nach dem Hause hin, wo ich den Vogel gesehen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als der Vogel wirklich da war! Es geschah nun buchstäblich alles wie ich es im Traume gesehen. Ich locke ihn, er kommt näher; aber er zögert, auf meine Hand zu fliegen. Ich laufe zurück und hole das Futter, und er fliegt auf meine Hand, und ich bringe ihn wieder zu den andern."

„Dieses Ihr Knabenereigniß", sagte Goethe, „ist allerdings höchst merkwürdig. Aber dergleichen liegt sehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben. Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist wol gewiß, daß in besondern Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist."

„Etwas Aehnliches", erwiderte ich, „habe ich erst neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der erfurter Chaussee zurückkam und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geistigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Person begegnete, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange ebenso wenig gedacht. Es beunruhigte mich, zu denken daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, sowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte."

„Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als Zufall", erwiderte Goethe. „Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passirt, daß wenn ich mit einem guten Bekannten ging

und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heitern Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen im Stande war. Ja er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, sodaß es allen unheimlich wurde.

„Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe."

„Ich kenne eine Opernscene", entgegnete ich, „worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, sich, ohne es zu wissen, in einem dunkeln Zimmer zusammen befinden. Sie sind aber nicht lange beisammen, so fängt die magnetische Kraft an zu wirken: eins ahnt des andern Nähe, sie werden unwillkürlich zueinander hingezogen, und es dauert nicht lange, so liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings."

„Unter Liebenden", versetzte Goethe, „ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. «Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig», sagte sie, «ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.»

„So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins, wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände gerathen war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber

durch Hofverhältniſſe, die mich ſpät bis in die Nacht hielten, immer behindert geweſen, die Geliebte zu beſuchen. Auch hatte unſere Neigung bereits die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und ſtand vor ihrem Hauſe, ehe ich es dachte. Ich ging leiſe die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verſchiedenen Stimmen hörte, daß ſie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war ſchnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenſchaftlich durchſtreifte ich die Stadt in allen Richtungen wol eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hauſe vorbei, voll ſehnſüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einſames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hauſe vorbeiging und bemerkte, daß ſie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen ſein, ſagte ich zu mir ſelber; aber wohin in dieſer Dunkelheit der Nacht? und wo ſoll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menſchen, und ich war oft getäuſcht, indem ich ihre Geſtalt und ihre Größe zu ſehen glaubte, aber bei näherm Hinzukommen immer fand, daß ſie es nicht war. Ich glaubte ſchon damals feſt an eine gegenſeitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen ſie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unſichtbar von höhern Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was biſt du für ein Thor! ſagte ich dann wieder zu mir ſelber; noch einmal es verſuchen und noch einmal zu ihr gehen wollteſt du nicht, und jetzt verlangſt du Zeichen und Wunder!

„Indeſſen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in ſpätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte

in dieſer Richtung gethan, als ich eine weibliche Geſtalt mir entgegenkommen ſah, die der erſehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem ſchwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenſter drang, und da mich dieſen Abend eine ſcheinbare Aehnlichkeit ſchon oft getäuſcht hatte, ſo fühlte ich nicht den Muth, ſie aufs ungewiſſe anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, ſodaß unſere Arme ſich berührten; ich ſtand ſtill und blickte mich um, ſie auch. «Sind Sie es?» ſagte ſie, und ich erkannte ihre liebe Stimme. «Endlich!» ſagte ich und war beglückt bis zu Thränen. Unſere Hände ergriffen ſich. «Nun», ſagte ich, «meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie geſucht, mein Gefühl ſagte mir, daß ich Sie ſicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden.» «Aber, Sie Böſer», ſagte ſie, «warum ſind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie ſchon ſeit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergeſſen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht ſagen. Es waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Beſuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich als ſie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders als müßten Sie mir begegnen.» Indem ſie ſo aus treuem Herzen ſprach, hielten wir unſere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verſtehen, daß die Abweſenheit unſere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete ſie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finſtern Treppe mir voran, wobei ſie meine Hand hielt und mich ihr gewiſſermaßen nachzog. Mein Glück war unbeſchreiblich, ſowol über das endliche Wiederſehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unſichtbaren Einwirkung mich nicht getäuſcht hatte."

Goethe war in der liebevollſten Stimmung, ich hätte ihm

noch ſtundenlang zuhören mögen. Allein er ſchien nach und nach müde zu werden, und ſo gingen wir denn in unſerm Alkoven ſehr bald zu Bette.

Jena, Montag den 8. October 1827.

Wir ſtanden frühzeitig auf. Während des Ankleidens erzählte Goethe mir einen Traum der vorigen Nacht, wo er ſich nach Göttingen verſetzt geſehen und mit dortigen Profeſſoren ſeiner Bekanntſchaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Wir tranken einige Taſſen Kaffee und fuhren ſodann an dem Gebäude vor, welches die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen enthält. Wir beſahen das Anatomiſche Cabinet, allerlei Skelete von Thieren und Urthieren, auch Skelete von Menſchen früherer Jahrhunderte, bei welchen Goethe die Bemerkung machte, daß ihre Zähne eine ſehr moraliſche Raſſe andeuteten.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Dr. Schrön uns die bedeutendſten Inſtrumente vorzeigte und erklärte. Auch das anſtoßende Meteorologiſche Cabinet ward mit beſonderm Intereſſe betrachtet, und Goethe lobte Herrn Dr. Schrön wegen der in allen dieſen Dingen herrſchenden großen Ordnung.

Wir gingen ſodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintiſch in einer Laube ein kleines Frühſtück hatte arrangiren laſſen. „Sie wiſſen wol kaum", ſagte er, „an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieſer Laube, auf dieſen jetzt faſt zuſammengebrochenen Bänken haben wir oft an dieſem alten Steintiſch geſeſſen und manches gute und große Wort miteinander gewechſelt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich ſelber noch in den Vierzigen, beide noch in vollſtem Aufſtreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr der ich geweſen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Waſſer und Boden ſind noch immer dieſelbigen.

„Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und lassen sich von ihm in der Mansarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat."

Wir ließen uns indeß in dieser anmuthigen Luft und an diesem guten Orte das Frühstück sehr wohl schmecken. Schiller war dabei wenigstens in unserm Geiste gegenwärtig, und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß aus Schiller's Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden, sodaß man Stunden weit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hier aus herrlich zu beobachten, und man mußte sich sagen, daß dies Local durchaus günstig sei, um das Astronomische und Astrologische im „Wallenstein" zu dichten.

Ich ging wieder zu Goethe hinab, der zu Herrn Hofrath Döbereiner fahren ließ, den er sehr hoch schätzt und der ihm einige neue chemische Experimente zeigte.

Es war indeß Mittag geworden. Wir saßen wieder im Wagen. „Ich dächte", sagte Goethe, „wir führen nicht zu Tische nach dem Bären, sondern genössen den herrlichen Tag im Freien. Ich dächte, wir gingen nach Burgau. Wein haben wir bei uns, und dort finden wir auf jeden Fall einen guten Fisch, den man entweder sieden oder braten mag."

Wir thaten so, und es war gar herrlich. Wir fuhren an den Ufern der Saale hinauf, an Gebüschen und Krümmungen vorbei, den anmuthigsten Weg, wie ich ihn vorhin aus Schiller's Mansarde gesehen. Wir waren sehr bald in Burgau. Wir stiegen in dem kleinen Gasthofe ab, nahe am Fluß und an der Brücke, wo es hinüber nach Lobeda geht, welches Städtchen wir, über Wiesen hin, nahe vor Augen hatten.

In dem kleinen Gasthofe war es so wie Goethe gesagt. Die Wirthin entschuldigte, daß sie auf nichts eingerichtet sei, daß es uns aber an einer Suppe und einem guten Fisch nicht fehlen solle.

Wir promenirten indeß im Sonnenschein auf der Brücke hin und her und freuten uns des Flusses, der durch Flößer belebt war, die auf zusammengebundenen fichtenen Bohlen von Zeit zu Zeit unter der Brücke hinglitten und bei ihrem mühsamen nassen Geschäft überaus heiter und laut waren.

Wir aßen unsern Fisch im Freien und blieben sodann noch bei einer Flasche Wein sitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung.

Ein kleiner Falke flog vorbei, der in seinem Flug und seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit dem Kukuk hatte.

„Es gab eine Zeit", sagte Goethe, „wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kukuk sei nur im Sommer ein Kukuk, im Winter aber ein Raubvogel."

„Diese Ansicht", erwiderte ich, „existirt im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sei, er seine eigenen Aeltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichniß des schändlichsten Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die sich diese Absurditäten durchaus nicht wollen ausreden lassen, und die daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres christlichen Glaubens."

„Soviel ich weiß", sagte Goethe, „klassificirt man den Kukuk zu den Spechten."

„Man thut so mitunter", erwiderte ich, „wahrscheinlich aus dem Grunde, weil zwei Zehen seiner schwachen Füße eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin stellen. Er hat für die Lebensart der Spechte so wenig den starken Schnabel, der fähig wäre irgendeine abgestorbene Baumrinde zu brechen, als die scharfen, sehr starken Schwanzfedern, die geeignet wären ihn bei einer solchen Operation zu stützen. Auch fehlen seinen Zehen die zum Anhalten nöthigen scharfen Krallen, und ich halte daher seine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, sondern nur für scheinbare."

„Die Herren Ornithologen", versetzte Goethe, „sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgendeinen eigenthümlichen Vogel nur einigermaßen schicklich untergebracht haben; wo-

gegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert."

„So wird die Nachtigall", fuhr ich fort, „zu den Grasmücken gezählt, während sie in der Energie ihres Naturells, ihren Bewegungen und ihrer Lebensweise weit mehr Aehnlichkeit mit den Drosseln hat. Aber auch zu den Drosseln möchte ich sie nicht zählen. Sie ist ein Vogel, der zwischen beiden steht, ein Vogel für sich, so wie auch der Kukuk ein Vogel für sich ist mit so scharf ausgesprochener Individualität wie einer."

„Alles, was ich über den Kukuk gehört habe", sagte Goethe, „gibt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenbares Geheimniß, das aber nicht desto weniger schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demselbigen Falle! Wir stecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beste der Dinge ist uns verschlossen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir sehen sie nach Honig fliegen, stundenweit, und zwar immer einmal in einer andern Richtung. Jetzt fliegen sie wochenlang westlich nach einem Felde von blühendem Rübsamen. Dann ebenso lange nördlich nach blühender Haide. Dann wieder in einer andern Richtung nach der Blüte des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer andern Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber gesagt: Jetzt fliegt dorthin, da gibt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da gibt es etwas Neues! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle? Sie gehen wie an einem unsichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich sei, wissen wir nicht. Ebenso die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld, sie schwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin- und herwiegt und wo die eine Welle aussieht wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo sie ihr Nest hat. Alle diese äußern Dinge liegen klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geistiges Band ist uns verschlossen."

„Mit dem Kukuk", sagte ich, „ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgendeines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt: in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönchs, ferner in das Nest der Braunelle, in das Nest des Rothkehlchens und in das Nest des Zaunkönigs. Dieses wissen wir. Auch wissen wir gleichfalls, daß dieses alles Insektenvögel sind und es sein müssen, weil der Kukuk selber ein Insektenvogel ist und der junge Kukuk von einem Samen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kukuk, daß dieses alles auch wirklich Insektenvögel sind, da doch alle diese Genannten sowol in ihrer Gestalt als in ihrer Farbe voneinander so äußerst abweichen, und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen so äußerst abweichen! Und ferner, wie kommt es daß der Kukuk sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte so verschieden sind wie nur immer möglich? Das Nest der Grasmücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kukuk gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, sodaß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kukuk gedeiht darin aufs beste. Und wiederum wie anders ist das Nest der gelben Bachstelze! Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften, in einem Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, sodaß der junge Kukuk durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß.

Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tödlich wären, durchaus gleichgültige Dinge sind! Und wie weiß der alte Kukuk, daß sie es sind, da er doch selber im erwachsenen Alter für Nässe und Kälte so sehr empfindlich ist?"

„Wir stehen hier", erwiderte Goethe, „eben vor einem Geheimniß. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kukuk sein Ei in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er sich nicht selber daraufsetzen kann?"

„Er legt es auf irgendeine trockene Stelle", erwiderte ich, „und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht blos beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der andern Insektenvögel, wenn sie auch oben offen, sind doch so klein oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große langschwänzige Kukuk sich nicht darauffetzen könnte. Dies ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kukuk ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein als wäre es das Ei eines kleinen Insektenvogels, das ist ein neues Räthsel, das man im stillen bewundert, ohne es lösen zu können. Das Ei des Kukuks ist nur um ein weniges größer als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insektenvögel es brüten sollen. Dies ist durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im speciellen Falle weise zu sein, von einem durchgehenden großen Gesetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß stattfindet, dieses willkürliche Verfahren, sage ich, ist durchaus geeignet uns zu überraschen und uns in Erstaunen zu setzen."

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen", erwiderte Goethe, „weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, so würden wir

auch dieſe ſcheinbaren Abweichungen wahrſcheinlich im Umfange des Geſetzes finden, Doch fahren Sie fort und ſagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kukuk legen mag?"

„Wer darüber etwas mit Beſtimmtheit ſagen wollte", antwortete ich, „wäre ein großer Thor. Der Vogel iſt ſehr flüchtig, er iſt bald hier und bald dort. Man findet von ihm in einem einzigen Neſt immer nur ein einziges Ei. Er legt ſicherlich mehrere; allein wer weiß wo ſie hingerathen, und wer kann ihm nachkommen! Geſetzt aber, er legte fünf Eier, und dieſe würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeältern herangezogen, ſo hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur ſich entſchließen mag, für fünf junge Kukuke wenigſtens funfzig Junge unſerer beſten Singvögel zu opfern."

„In dergleichen Dingen", erwiderte Goethe, „pflegt die Natur auch in andern Fällen nicht eben ſcrupulös zu ſein. Sie hat einen großen Etat von Leben zu vergeuden, und ſie thut es gelegentlich ohne ſonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kukuk ſo viele junge Singvögel verloren gehen?"

„Zunächſt", erwiderte ich, „geht die erſte Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kukuksei, wie es wol geſchieht, mit ausgebrütet würden, ſo haben doch die Aeltern über den entſtandenen größern Vogel eine ſolche Freude und für ihn eine ſolche Zärtlichkeit, daß ſie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus dem Neſte verſchwinden. Auch iſt der junge Kukuk immer begierig und bedarf ſo viel Nahrung, als die kleinen Inſektenvögel nur immer herbeiſchleppen können. Es dauert ſehr lange, ehe er ſeine vollſtändige Größe und ſein vollſtändiges Gefieder erreicht und ehe er fähig iſt, das Neſt zu verlaſſen und ſich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Iſt er aber auch längſt ausgeflogen, ſo verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, ſodaß der ganze Sommer darüber hingeht und die liebevollen Pflegeältern ihrem großen Kinde immer nachziehen und an eine zweite Brut nicht denken

Aus dieſem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kukuk ſo viele andere junge Vögel verloren."

„Das iſt ſehr überzeugend", erwiderte Goethe. „Doch ſagen Sie mir, wird denn der junge Kukuk, ſobald er ausgeflogen iſt, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es iſt mir als hätte ich dergleichen gehört."

„Es iſt ſo", antwortete ich. „Sobald der junge Kukuk ſein niederes Neſt verlaſſen und ſeinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher ſagt, daß er da ſei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarſchaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachſtelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, deſſen Naturell es iſt, beſtändig in niedern Hecken und dichten Gebüſchen zu ſchlüpfen, überwindet ſeine Natur und erhebt ſich dem geliebten Ankömmling entgegen zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, iſt mit dem Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Biſſen herzufliegen."

„Es ſcheint alſo", ſagte Goethe, „zwiſchen dem jungen Kukuk und den kleinen Inſektenvögeln eine große Liebe zu beſtehen."

„Die Liebe der kleinen Inſektenvögel zum jungen Kukuk", erwiderte ich, „iſt ſo groß, daß wenn man einem Neſte nahe kommt, in welchem ein junger Kukuk gehegt wird, die kleinen Pflegeältern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wiſſen wie ſie ſich geberden ſollen. Beſonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, ſodaß er faſt wie in Krämpfen am Boden flattert."

„Merkwürdig genug", erwiderte Goethe, „aber es läßt ſich denken. Allein etwas ſehr problematiſch erſcheint mir, daß z. B. ein Grasmückenpaar, das im Begriff iſt die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kukuk erlaubt, ihrem Neſte nahe zu kommen und ſein Ei hineinzulegen."

„Das iſt freilich ſehr räthſelhaft", erwiderte ich; „doch nicht ſo ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Inſekten-

vögel den ausgeflogenen Kukuk füttern, und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen beiden eine Art Verwandtschaft, sodaß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja es kann sogar kommen, daß derselbige Kukuk, den ein Paar Grasmücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre sein Ei bringt."

„Das läßt sich allerdings hören", erwiderte Goethe, „so wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kukuk auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen."

„Es ist freilich ein Wunder", erwiderte ich; „doch gibt es wol etwas Analoges. Ja ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht.

„Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes.

„Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig that, und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Nest mit fünf jungen Platt-

mönchen. Diese alle nahm die Grasmücke an und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. Ja noch mehr! Auch das eine indeß herangewachsene Junge der Grasmücke fing an einige der Kleinern zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun."

„Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem", sagte Goethe, „das mich in ein freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Räthsel gelöst, und man könnte mit Ueberzeugung sagen, daß Gott sich der verwaisten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

„Etwas Allgemein-Gesetzliches", erwiderte ich, „scheint es allerdings zu sein; denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hülfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen Verlassene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten, denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweige nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch und Grase verschwunden, sodaß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rothkehlchens hörte, so vermuthete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein

Erſtaunen, als ich in dieſem Neſt neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die ſich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und ſich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über dieſen höchſt merkwürdigen Fund. Da ihr ſo klug ſeid, dachte ich bei mir ſelber, und euch ſo hübſch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen ſich euerer ſo hülfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegentheil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen."

„Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen", ſagte Goethe. „Stoßen Sie an, Sie ſollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Theil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und ſchon im Thiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menſchen zur ſchönſten Blüte kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie ſcheinen darin ein beſonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unſchätzbaren Reſultaten kommen."

Indeß wir nun ſo an unſerm Tiſche in freier Natur uns über gute und tiefe Dinge unterhielten, neigte ſich die Sonne den Gipfeln der weſtlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit, unſern Rückweg anzutreten. Wir fuhren raſch durch Jena, und nachdem wir im Bären bezahlt und noch einen kurzen Beſuch bei Frommanns gemacht, ging es im ſcharfen Trabe nach Weimar.

Donnerstag den 18. October 1827.

Hegel iſt hier, den Goethe perſönlich ſehr hoch ſchätzt, wenn auch einige ſeiner Philoſophie entſproſſenen Früchte ihm nicht ſonderlich munden wollen. Goethe gab ihm zu

Ehren dieſen Abend einen Thee, wobei auch Zelter gegenwärtig, der aber noch dieſe Nacht wieder abzureiſen im Sinne hatte.

Man ſprach ſehr viel über Hamann, wobei beſonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geiſt ſo gründliche Anſichten entwickelte, wie ſie nur aus dem ernſteſten und gewiſſenhafteſten Studium des Gegenſtandes hervorgehen konnten.

Sodann wendete ſich das Geſpräch auf das Weſen der Dialektik. „Es iſt im Grunde nichts weiter", ſagte Hegel, „als der geregelte, methodiſch ausgebildete Widerſpruchsgeiſt, der jedem Menſchen inwohnt, und welche Gabe ſich groß erweiſt in Unterſcheidung des Wahren vom Falſchen."

„Wenn nur", fiel Goethe ein, „ſolche geiſtige Künſte und Gewandtheiten nicht häufig gemisbraucht und dazu verwendet würden, um das Falſche wahr und das Wahre falſch zu machen!"

„Dergleichen geſchieht wol", erwiderte Hegel; „aber nur von Leuten, die geiſtig krank ſind."

„Da lobe ich mir", ſagte Goethe, „das Studium der Natur, das eine ſolche Krankheit nicht aufkommen läßt! Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu thun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung ſeines Gegenſtandes verfährt, ſogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektiſch Kranke im Studium der Natur eine wohlthätige Heilung finden könnte."

Wir waren noch im beſten Geſpräch und in der heiterſten Unterhaltung, als Zelter aufſtand und, ohne ein Wort zu ſagen, hinausging. Wir wußten, es that ihm leid von Goethen Abſchied zu nehmen, und daß er dieſen zarten Ausweg wähle, um über einen ſchmerzlichen Moment hinwegzukommen.

1828.

Dienstag den 11. März 1828.

Ich bin seit mehrern Wochen nicht ganz wohl. Ich schlafe schlecht, und zwar in den unruhigsten Träumen vom Abend bis zum Morgen, wo ich mich in sehr verschiedenartigen Zuständen sehe, allerlei Gespräche mit bekannten und unbekannten Personen führe, mich herumstreite und zanke, und zwar alles so lebendig, daß ich mir jeder Einzelheit am andern Morgen noch deutlich bewußt bin. Dieses Traumleben aber zehrt von den Kräften meines Gehirns, sodaß ich mich am Tage schlaff und abgespannt fühle, zu jeder geistigen Thätigkeit ohne Lust und Gedanken.

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zustand geklagt, und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. „Was Euch fehlt", sagte er, „ist gewiß nicht der Mühe werth, wahrscheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläser Mineralwasser oder ein wenig Salz zu heben ist. Aber laßt es nicht länger so fortschlendern, sondern thut dazu!"

Goethe mochte ganz recht haben, und ich sagte mir selber, daß er recht habe; allein jene Unentschlossenheit und Unlust wirkte auch in diesem Falle, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und schlechte Tage verstreichen, ohne das mindeste zur Abstellung meines Uebels zu thun.

Als ich nun heute nach Tische abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erschien, riß ihm die Geduld, und er konnte nicht umhin mich ironisch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr seid der zweite Shandy", sagte er, „der Vater jenes berühmten Tristram, den ein halbes Leben eine knarrende Thür ärgerte und der nicht zu dem Entschluß kommen konnte, seinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Oel zu beseitigen.

„Aber so ist's mit uns allen! Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es thäte uns noth, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns sagte und triebe, was immer zu thun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln.

„Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.

„Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!"

Goethe schritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tisch gesetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem sich noch einige Reste Wein befanden nebst einigem Biscuit und Früchten.

Goethe schenkte mir ein und nöthigte mich, von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verschmäht", sagte er, „diesen Mittag unser Gast zu sein, doch dürfte ein Glas von diesem Geschenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl thun!"

Ich ließ mir so gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr im Zimmer auf- und abzugehen und aufgeregten Geistes vor sich hin zu brummen und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte herauszustoßen.

Das, was er soeben über Napoleon gesagt, lag mir im Sinn, und ich suchte das Gespräch auf jenen Gegenstand zurückzuführen.

„Doch scheint es mir", begann ich, „daß Napoleon sich besonders in dem Zustande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. In spätern Jahren dagegen

ſcheint ihn jene Erleuchtung verlaſſen zu haben ſo wie ſein Glück und ſein guter Stern."

„Was wollt Ihr!" erwiderte Goethe. „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen «Werther» nicht zum zweiten mal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entſteht, werden wir immer mit der Jugend und der Productivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der productivſten Menſchen war, die je gelebt haben.

„Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht blos Gedichte und Schauſpiele zu machen, um productiv zu ſein, es gibt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher ſteht. Selbſt der Arzt muß productiv ſein, wenn er wahrhaft heilen will; iſt er es nicht, ſo wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuſcherei machen."

„Sie ſcheinen", verſetzte ich, „in dieſem Falle Productivität zu nennen, was man ſonſt Genie nannte."

„Beides ſind auch ſehr nahe liegende Dinge", erwiderte Goethe. „Denn was iſt Genie anders als jene productive Kraft, wodurch Thaten entſtehen, die vor Gott und der Natur ſich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer ſind? Alle Werke Mozart's ſind dieſer Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwirkt und ſo bald nicht erſchöpft und verzehrt ſein dürfte. Von andern großen Componiſten und Künſtlern gilt daſſelbe. Wie haben nicht Phidias und Rafael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerſt die Formen und Verhältniſſe der altdeutſchen Baukunſt erfand, ſodaß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münſter und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn ſeine Gedanken haben fortwährend productive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie ſehr bedeutender Art; er wirkt nun ſchon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird productiv zu ſein, iſt nicht abzuſehen. Leſſing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber.

Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die also weniger waren, als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne productiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich und kommt blos darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge.

„Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Thaten, die von jemand ausgehen, deutet auf einen productiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr productiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproductiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede werth, allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus productiv erklären, und zwar eben deswegen, weil das wenige, was er machte, ein inwohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiß."

Es entstand eine Pause, während welcher Goethe fortfuhr im Zimmer auf- und abzugehen. Ich war indeß begierig, über diesen wichtigen Punkt noch etwas weiteres zu hören, und suchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

„Liegt denn", sagte ich, „diese geniale Productivität blos im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?"

„Wenigstens", erwiderte Goethe, „hat der Körper darauf den größten Einfluß. Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wol gar buckelig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.

„Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemuthet und zumuthen können! Von dem brennenden Sande der Syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Bivuaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Thätigkeit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen; und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proclamation an das französische Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

„Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Thaten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Capacitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem siebenundzwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein! Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu thun. Und Napoleon ist nicht der einzige."

„Sein Bruder Lucian", bemerkte ich, „war auch schon früh sehr hohen Dingen gewachsen. Wir sehen ihn als Präsidenten der Fünfhundert und darauf als Minister des Innern im kaum vollendeten fünfundzwanzigsten Jahre."

„Was wollen Sie mit Lucian?" fiel Goethe ein. „Die Geschichte bietet uns der tüchtigsten Leute zu Hunderten, die sowol im Cabinet als im Felde in noch jugendlichem Alter den bedeutendsten Dingen mit großem Ruhme vorstanden.

„Wäre ich ein Fürst", fuhr er lebhaft fort, „so würde

ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die blos durch Geburt und Anciennetät nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheites zu Tage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Capacitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!

„Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch; und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man sage was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleon's, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besondern Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer."

Goethe gefiel mir diesen Abend ganz besonders. Das Edelste seiner Natur schien in ihm rege zu sein; dabei war der Klang seiner Stimme und das Feuer seiner Augen von solcher Kraft, als wäre er von einem frischen Auflodern seiner besten Jugend durchglüht. Merkwürdig war es mir, daß er, der selbst in so hohen Jahren noch einem bedeutenden Posten vorstand, so ganz entschieden der Jugend das Wort redete und die ersten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter besetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin einige hochstehende deutsche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nöthige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betriebe der bedeutendsten

und mannichfaltigsten Geschäfte doch keineswegs zu fehlen scheine.

„Solche Männer und ihresgleichen", erwiderte Goethe, „sind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtniß hat; sie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind.

„Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Uebermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Productivität wahrnehmen; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das ist es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte.

„Aber jung ist jung, und wie mächtig auch eine Entelechie sich erweise, sie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie an ihm einen Alliirten oder einen Gegner findet.

„Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine «Geschwister» habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen «Clavigo», wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wol bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Productivität selbst in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umständen gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweise und unter gewissen günstigen Bedingungen. Als mich vor zehn, zwölf

Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des «Divan» in ihrer Gewalt hatten, war ich productiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweiten Theil meines «Faust» kann ich nur in den frühen Stunden des Tags arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur soviel als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung, noch weniger."

„Gibt es denn im allgemeinen", sagte ich, „kein Mittel, um eine productive Stimmung hervorzubringen oder, wenn sie nicht mächtig genug wäre, sie zu steigern?"

„Um diesen Punkt", erwiderte Goethe, „steht es gar wunderlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu sagen.

„Jede Productivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höhern Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.

„Sodann aber gibt es eine Productivität anderer Art,

die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerks ausmacht.

„So kam Shakspearen der erste Gedanke zu seinem «Hamlet», wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzte. Die spätere Ausführung der einzelnen Scenen aber und die Wechselreden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, sodaß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm nur beliebte. Und zwar sehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Production, und wir kommen in allen seinen Stücken nirgends auf eine Stelle, von der man sagen könnte, sie sei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommensten Vermögen geschrieben. Indem wir ihn lesen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geistig wie körperlich durchaus und stets gesunden kräftigen Menschen.

„Gesetzt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Constitution wäre nicht so fest und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung seiner Scenen nöthige Productivität sicher sehr häufig stocken und oft wol tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun etwa durch geistige Getränke die mangelnde Productivität herbeinöthigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch wol angehen, allein man würde es allen Scenen, die er auf solche Weise gewissermaßen forcirt hätte, zu ihrem großen Nachtheil anmerken.

„Mein Rath ist daher, nichts zu forciren und alle unproductiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat."

„Sie sprechen", erwiderte ich, „etwas aus, was ich selber sehr oft erfahren und empfunden und was man sicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. Aber doch will mir scheinen, als ob wol jemand durch natürliche Mittel seine productive Stimmung steigern könnte, ohne sie gerade zu forciren. Ich war in meinem Leben sehr oft in dem Fall, bei gewissen complicirten Zuständen zu keinem rechten Entschluß kommen zu können. Trank ich aber in solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar, was zu thun sei, und ich war auf der Stelle entschieden. Das Fassen eines Entschlusses ist aber doch auch eine Art Productivität, und wenn nun einige Gläser Wein diese Tugend bewirkten, so dürfte ein solches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen sein."

„Ihrer Bemerkung", erwiderte Goethe, „will ich nicht widersprechen; was ich aber vorhin sagte, hat auch seine Richtigkeit: woraus wir denn sehen, daß die Wahrheit wol einem Diamant zu vergleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sondern nach vielen. Da Sie übrigens meinen «Divan» so gut kennen, so wissen Sie, daß ich selber gesagt habe:

Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte,

und daß ich Ihnen also vollkommen beistimme. Es liegen im Wein allerdings productivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem andern. Es liegen ferner productivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche

Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der productivsten Menschen, die je gelebt haben."

Goethe hatte sich mir gegenübergesetzt, und wir sprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die sein späteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unseliges Geschick ihn nach Griechenland geführt und vollends zu Grunde gerichtet.

„Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „werden Sie finden, daß im mittlern Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einem mal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Misgeschick sich auf das andere häuft.

„Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruinirt werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter von nöthen, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderm. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Rafael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wol Zeit daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrigbliebe."

Es war indeß tief Abend geworden, Goethe reichte mir seine liebe Hand, und ich ging.

Mittwoch den 12. März 1828.

Nachdem ich Goethe gestern Abend verlassen hatte, lag mir das mit ihm geführte bedeutende Gespräch fortwährend im Sinne.

Auch von den Kräften des Meeres und der Seeluft war die Rede gewesen, wo denn Goethe die Meinung äußerte, daß er alle Insulaner und Meeranwohner des gemäßigten Klimas bei weitem für productiver und thatkräftiger halte als die Völker im Innern großer Continente.

War es nun daß ich mit diesen Gedanken und mit einer gewissen Sehnsucht nach den belebenden Kräften des Meeres einschlief, genug, ich hatte in der Nacht folgenden anmuthigen und mir sehr merkwürdigen Traum.

Ich sah mich nämlich in einer unbekannten Gegend unter fremden Menschen überaus heiter und glücklich. Der schönste Sommertag umgab mich in einer reizenden Natur, wie es etwa an der Küste des Mittelländischen Meeres im südlichen Spanien oder Frankreich oder in der Nähe von Genua sein möchte. Wir hatten mittags an einer lustigen Tafel gezecht, und ich ging mit andern, etwas jüngern Leuten, um eine weitere Nachmittagspartie zu machen. Wir waren durch buschige angenehme Niederungen geschlendert, als wir uns mit einem male im Meere auf der kleinsten Insel sahen, auf einem herausragenden Felsstück, wo kaum fünf bis sechs Menschen Platz hatten und wo man sich nicht rühren konnte ohne Furcht, ins Wasser zu gleiten. Rückwärts, wo wir hergekommen waren, erblickte man nichts als die See; vor uns aber lag die Küste in der Entfernung einer Viertelstunde auf das einladendste ausgebreitet. Das Ufer war an einigen Stellen flach, an andern felsig und mäßig erhöht, und man erblickte zwischen grünen Lauben und weißen Zelten ein Gewimmel lustiger Menschen in hellfarbigen Kleidern, die sich bei schöner Musik, die aus den Zelten herübertönte, einen guten Tag machten. „Da ist nun weiter nichts zu thun", sagte einer zum andern, „wir müssen uns entkleiden und hinüberschwimmen". — „Ihr habt gut reden", sagte ich, „ihr seid jung und schön und überdies gute Schwimmer. Ich aber

ſchwimme ſchlecht und es fehlt mir die anſehnliche Geſtalt, um mit Luſt und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erſcheinen." — „Du biſt ein Thor", ſagte einer der ſchönſten; „entkleide dich nur und gib mir deine Geſtalt, du ſollſt indeß die meinige haben." Auf dieſes Wort entkleidete ich mich ſchnell und war im Waſſer und fühlte mich im Körper des andern ſofort als einen kräftigen Schwimmer. Ich hatte bald die Küſte erreicht und trat mit dem heiterſten Vertrauen nackt und triefend unter die Menſchen. Ich war glücklich im Gefühl dieſer ſchönen Glieder, mein Benehmen war ohne Zwang, und ich war ſogleich vertraut mit den Fremden vor einer Laube an einem Tiſche, wo es luſtig herging. Meine Kameraden waren auch nach und nach ans Land gekommen und hatten ſich zu uns geſellt, und es fehlte nur noch der Jüngling mit meiner Geſtalt, in deſſen Gliedern ich mich ſo wohl fühlte. Endlich kam auch er in die Nähe des Ufers, und man fragte mich, ob ich denn nicht Luſt habe, mein früheres Ich zu ſehen. Bei dieſen Worten wandelte mich ein gewiſſes Unbehagen an, theils weil ich keine große Freude an mir ſelber zu haben glaubte, theils auch weil ich fürchtete, jener Freund möchte ſeinen eigenen Körper ſogleich zurückverlangen. Dennoch wandte ich mich zum Waſſer und ſah mein zweites Selbſt ganz nahe heranſchwimmen und, indem er den Kopf etwas ſeitwärts wandte, lachend zu mir heraufblicken. „Es ſteckt keine Schwimmkraft in deinen Gliedern", rief er mir zu; „ich habe gegen Wellen und Brandung gut zu kämpfen gehabt, und es iſt nicht zu verwundern, daß ich ſo ſpät komme und von allen der letzte bin." Ich erkannte ſogleich das Geſicht, es war das meinige, aber verjüngt und etwas voller und breiter und von der friſcheſten Farbe. Jetzt trat er ans Land, und indem er, ſich aufrichtend, auf dem Sande die erſten Schritte that, hatte ich den Ueberblick ſeines Rückens und ſeiner Schenkel und freute mich über die Vollkommenheit dieſer Geſtalt. Er kam das Felsufer herauf zu uns andern, und als er neben mich trat, hatte er vollkommen meine neue Größe. Wie iſt doch, dachte ich bei mir ſelbſt, dein kleiner Körper ſo ſchön herangewachſen! Haben die Urkräfte des Meeres ſo wunderbar auf ihn gewirkt,

oder ist es weil der jugendliche Geist des Freundes die Glieder durchdrungen hat? Indem wir darauf eine gute Weile vergnügt beisammen gewesen, wunderte ich mich im stillen, daß der Freund nicht that als ob er seinen eigenen Körper einzutauschen Neigung habe. Wirklich, dachte ich, sieht er auch so recht stattlich aus, und es könnte ihm im Grunde einerlei sein; mir aber ist es nicht einerlei, denn ich bin nicht sicher, ob ich in jenem Leibe nicht wieder zusammengehe und nicht wieder so klein werde wie zuvor. Um über diese Angelegenheit ins Gewisse zu kommen, nahm ich meinen Freund auf die Seite und fragte ihn, wie er sich in meinen Gliedern fühle. „Vollkommen gut", sagte er; „ich habe dieselbe Empfindung meines Wesens und meiner Kraft wie sonst. Ich weiß nicht was du gegen deine Glieder hast, sie sind mir völlig recht, und du siehst, man muß nur etwas aus sich machen. Bleibe in meinem Körper so lange du Lust hast, denn ich bin vollkommen zufrieden, für alle Zukunft in dem deinigen zu verharren." Ueber diese Erklärung war ich sehr froh, und indem auch ich in allen meinen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen mich völlig wie sonst fühlte, kam mir im Traum der Eindruck einer vollkommenen Unabhängigkeit unserer Seele und der Möglichkeit einer künftigen Existenz in einem andern Leibe.

„Ihr Traum ist sehr artig", sagte Goethe, als ich ihm heute nach Tische die Hauptzüge davon mittheilte. „Man sieht", fuhr er fort, „daß die Musen Sie auch im Schlaf besuchen, und zwar mit besonderer Gunst; denn Sie werden gestehen, daß es Ihnen im wachen Zustande schwer werden würde, etwas so Eigenthümliches und Hübsches zu erfinden."

„Ich begreife kaum, wie ich dazu gekommen bin", erwiderte ich, „denn ich fühlte mich alle die Tage her so niedergeschlagenen Geistes, daß die Anschauung eines so frischen Lebens mir sehr fern stand."

„Es liegen in der menschlichen Natur wunderbare Kräfte", erwiderte Goethe, „und eben wenn wir es am wenigsten hoffen, hat sie etwas Gutes für uns in Bereitschaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Thränen einschlief; aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichsten Gestalten, mich zu trösten und zu beglücken, und ich stand am andern Morgen wieder frisch und froh auf den Füßen.

„Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und complicirt, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu sein, sodaß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen.

„Denkt man sich bei deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif. Und das Uebel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eigenen vermehrt, unsern Nachkommen."

„Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf", versetzte ich; „allein wenn ich sodann irgendein Regiment deutscher Dragoner an mir vorüberreiten sehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, so schöpfe ich wieder einigen Trost, und ich sage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menschheit noch nicht so gar schlecht stehe."

„Unser Landvolk", erwiderte Goethe, „hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange im Stande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und

Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Muthe werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten Hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet.

„Doch wir wollen uns der hypochondrischen Gedanken entschlagen. Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Wie haben Sie sonst heute gelebt? Erzählen Sie mir und geben Sie mir gute Gedanken!"

„Ich habe in Sterne gelesen", erwiderte ich, „wo Yorik in den Straßen von Paris umherschlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Mensch ein Zwerg sei. Ich dachte soeben daran, als Sie der Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleon's unter der französischen Infanterie ein Bataillon gesehen zu haben, das aus lauter Parisern bestand, und welches alles so schmächtige kleine Leute waren, daß man nicht wol begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten."

„Die Bergschotten des Herzogs von Wellington", versetzte Goethe, „mögen freilich andere Helden gewesen sein!"

„Ich habe sie ein Jahr vor der Waterlooschlacht in Brüssel gesehen", erwiderte ich. „Das waren in der That schöne Leute! Alle stark, frisch und behende, wie aus der ersten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf so frei und froh und schritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln so leicht einher, als gebe es für sie keine Erbsünde und keine Gebrechen der Väter."

„Es ist ein eigenes Ding", erwiderte Goethe, „liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug die Engländer überhaupt scheinen vor vielen andern etwas vorauszuhaben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Mi-

nimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgendeines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Thränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Tugend."

„Ich möchte jedoch nicht behaupten", versetzte ich, „daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch."

„In solchen Dingen, mein Bester", erwiderte Goethe, „liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus complete Menschen. Auch complete Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, sodaß sie sowol in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwickelung genießen als bei uns Deutschen.

„Ich brauche nur in unſerm lieben Weimar zum Fenſter hinauszuſehen, um gewahr zu werden wie es bei uns ſteht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, ſogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich ſah die armen Dingerchen fliehen ſo ſchnell ſie konnten. Jetzt, wo die Frühlingsſonne ſie aus den Häuſern lockt und ſie mit ihresgleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machten, ſehe ich ſie immer genirt, als wären ſie nicht ſicher und als fürchteten ſie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitſche knallen, oder ſingen, oder rufen, ſogleich iſt die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, ſodaß am Ende nichts übrigbleibt als der Philiſter.

„Sie wiſſen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreiſenden Fremden beſucht werde. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich an den perſönlichen Erſcheinungen, beſonders junger deutſcher Gelehrten aus einer gewiſſen nordöſtlichen Richtung, große Freude hätte, ſo müßte ich lügen. Kurzſichtig, blaß, mit eingefallener Bruſt, jung ohne Jugend: das iſt das Bild der meiſten wie ſie ſich mir darſtellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Geſpräch einlaſſe, habe ich ſogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unſereiner Freude hat, nichtig und trivial erſcheint, daß ſie ganz in der Idee ſtecken und nur die höchſten Probleme der Speculation ſie zu intereſſiren geeignet ſind. Von geſunden Sinnen und Freude am Sinnlichen iſt bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendluſt iſt bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in ſeinem zwanzigſten Jahre nicht jung iſt, wie ſoll er es in ſeinem vierzigſten ſein!“

Goethe ſeufzte und ſchwieg.

Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethe's Jugend fiel; es trat mir die Sommerluft von Seſenheim vor die Seele, und ich erinnerte ihn an die Verſe:

Nachmittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen.

„Ach", seufzte Goethe, „das waren freilich schöne Zeiten! — Doch wir wollen sie uns aus dem Sinne schlagen, damit uns die grauen Nebeltage der Gegenwart nicht ganz unerträglich werden."

„Es thäte noth", sagte ich, „daß ein zweiter Erlöser käme, um den Ernst, das Unbehagen und den ungeheuern Druck der jetzigen Zustände uns abzunehmen."

„Käme er", antwortete Goethe, „man würde ihn zum zweiten male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein so Großes. Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zutheil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten.

„So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuern Vorrath an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerlaßlich ist.

„Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist!

„Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

„Wir wollen indeß", fügte Goethe lächelnd hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein."

Freitag den 16. Mai 1828.*

Mit Goethe spazieren gefahren. Er amusirte sich an der Erinnerung seiner Streitigkeiten mit Kotzebue und Consorten und recitirte einige sehr lustige Epigramme gegen den erstern, die übrigens mehr spaßhaft als verletzend waren. Ich fragte ihn, warum er sie nicht in seine Werke aufgenommen. „Ich habe eine ganze Sammlung solcher Gedichtchen", erwiderte Goethe, „die ich geheimhalte und nur gelegentlich den vertrautesten meiner Freunde zeige. Es war dies die einzige unschuldige Waffe, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote stand. Ich machte mir dadurch im stillen Luft und befreite und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Miswollens, das ich sonst gegen die öffentlichen und oft boshaften Häkeleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müssen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir also persönlich einen wesentlichen Dienst geleistet. Aber ich will nicht das Publikum mit meinen Privathändeln beschäftigen oder noch lebende Personen dadurch verletzen. In spätererer Zeit jedoch wird sich davon dies oder jenes ganz ohne Bedenken mittheilen lassen."

Freitag den 6. Juni 1828.*

Der König von Baiern sandte vor einiger Zeit seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um das Porträt Goethe's zu machen. Als eine Art Empfehlungsbrief und als Zeugniß seiner Geschicklichkeit brachte Stieler das vollendete lebensgroße Bildniß eines sehr schönen jungen Frauenzimmers mit, nämlich das der münchener Schauspielerin Fräulein von Hagn. Goethe gewährte darauf Herrn Stieler alle gewünschten Sitzungen, und sein Bild ward nun vor einigen Tagen fertig.

Diesen Mittag war ich bei ihm zu Tische und zwar allein. Beim Dessert stand er auf und führte mich in das den Speisesaal angrenzende Cabinet und zeigte mir die jüngst vollendete Arbeit Stieler's. Darauf, sehr geheimnißvoll, führte er mich weiter in das sogenannte Majolikazimmer, wo sich das Bild der schönen Schauspielerin befand. „Nicht wahr", sagte er, nachdem wir es eine Weile betrachtet, „das ist der Mühe werth! Stieler war gar nicht dumm! Er brauchte diesen schönen Bissen bei mir als Lockspeise, und indem er mich durch solche Künste zum Sitzen brachte, schmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter seinem Pinsel ein Engel entstehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte."

Freitag den 26. September 1828.*

Goethe zeigte mir heute seine reiche Fossilienssammlung, die sich in dem freistehenden Pavillon an seinem Hausgarten befindet. Die Sammlung ist durch ihn selber angelegt, durch seinen Sohn stark vermehrt, und besonders merkwürdig durch eine zahlreiche Folge versteinerter Knochen, die alle in der Umgebung von Weimar gefunden worden.

Montag den 6. October 1828.*

Bei Goethe zu Tische mit Herrn von Martius, der seit einigen Tagen hier ist und sich mit Goethe über bota-

nische Gegenstände bespricht. Besonders ist es die Spiraltendenz der Pflanzen, worin Herr von Martius wichtige Entdeckungen gemacht, die er Goethen mittheilt, dem sich dadurch ein neues Feld eröffnet. Goethe schien die Idee seines Freundes mit einer Art jugendlicher Leidenschaftlichkeit aufzunehmen. „Für die Physiologie der Pflanzen", sagte er, „ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiraltendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäß, es ist auf demselbigen Wege gefunden, aber es ist damit ein ungeheuerer Schritt vorwärts gethan."

Freitag den 17. October 1828.*

Goethe liest seit einiger Zeit sehr eifrig den „Globe" und macht dieses Blatt sehr oft zum Gegenstand seines Gesprächs. Die Bemühungen Cousin's und seiner Schule erscheinen ihm besonders wichtig.

„Diese Männer", sagte er, „sind ganz auf dem Wege, eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zu bewirken, indem sie eine Sprache bilden, die durchaus geeignet ist den Ideenverkehr zwischen beiden Nationen zu erleichtern."

Auch hat der „Globe" für Goethe dadurch noch ein besonderes Interesse, daß die neuesten Producte der schönen Literatur Frankreichs darin besprochen und die Freiheiten der romantischen Schule, oder vielmehr die Befreiung von den Fesseln nichtssagender Regeln, darin oft sehr lebhaft vertheidigt werden.

„Was will der ganze Plunder gewisser Regeln einer steifen veralteten Zeit!" sagte er heute, „und was will all der Lärm über classisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wol classisch sein."

Donnerstag den 23. October 1828.

Goethe sprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Kanzlers, die den Großherzog Karl August zum Gegenstande hat und das thatenreiche Leben dieses seltenen Fürsten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift ist wirklich sehr gelungen", sagte Goethe, „das Material mit großer Umsicht und großem Fleiß zusammengebracht, sodann alles vom Hauch der innigsten Liebe beseelt, und zugleich die Darstellung so knapp und kurz, daß That auf That sich drängt und bei dem Anblick einer solchen Fülle von Leben und Thun es uns zu Muthe wird, als würden wir von einem geistigen Schwindel ergriffen. Der Kanzler hat seine Schrift auch nach Berlin geschickt und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte.

„Nun fügte es sich in der That wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast beständiger Gesellschaft mit Humboldt verleben, und daß er über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Briefe eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch einiges daraus mittheilen."

Goethe stand auf und ging zu seinem Pult, wo er den Brief nahm und sich wieder zu mir an den Tisch setzte. Er las eine Weile im stillen. Ich sah Thränen in seinen Augen. „Lesen Sie es für sich", sagte er dann, indem er mir den

Brief zureichte. Er ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich las.

„Wer konnte mehr durch das ſchnelle Hinſcheiden des Verewigten erſchüttert werden", ſchreibt Humboldt, „als ich, den er ſeit dreißig Jahren mit ſo wohlwollender Auszeichnung, ich darf ſagen mit ſo aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich faſt zu jeder Stunde um ſich haben; und als ſei eine ſolche Lucidität, wie bei den erhabenen ſchneebedeckten Alpen, der Vorbote des ſcheidenden Lichts, nie habe ich den großen menſchlichen Fürſten lebendiger, geiſtreicher, milder und an aller fernern Entwickelung des Volkslebens theilnehmender geſehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier beſaßen.

„Ich ſagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängſtigt, daß dieſe Lebendigkeit, dieſe geheimnißvolle Klarheit des Geiſtes bei ſo viel körperlicher Schwäche mir ein ſchreckhaftes Phänomen ſei. Er ſelbſt oscillirte ſichtbar zwiſchen Hoffnung der Geneſung und Erwartung der großen Kataſtrophe.

„Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieſer ſah, beim Frühſtück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeſchieben baltiſcher Länder, nach Kometſchweifen, welche ſich unſerer Atmoſphäre trübend einmiſchen könnten, nach der Urſache der großen Winterkälte an allen öſtlichen Küſten.

„Als ich ihn zuletzt ſah, drückte er mir zum Abſchied die Hand mit den heitern Worten: «Sie glauben, Humboldt, Teplitz und alle warmen Quellen ſeien wie Waſſer, die man künſtlich erwärmt? Das iſt nicht Küchenfeuer! Darüber ſtreiten wir in Teplitz, wenn Sie mit dem Könige kommen. Sie ſollen ſehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zuſammenhalten.» Sonderbar! denn alles wird bedeutend bei ſo einem Manne.

„In Potsdam ſaß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und ſchlief abwechſelnd, trank wieder, ſtand auf, um an ſeine Gemahlin zu ſchreiben, dann ſchlief er wieder. Er war heiter, aber ſehr erſchöpft. In

den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: «Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!»

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freiern Geistesregungen. «Dazu sind es unwahre Bursche», rief er aus, «die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.»

„Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. «Das ist eine menschenfreundliche Lehre», sagte er; «aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.»"

Ich gab Goethen über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen", sagte Goethe, „was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürsten sich spiegelt. Ja, so war er! Ich kann es am besten sagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand so durch und durch wie ich selber. Ist es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterschied ist und daß auch ein solcher Mensch so früh dahin muß? Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben! — Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele als wir denken und wünschen. Immer sind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, sodaß es zwar

im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich recht habe."

„Die Entwickelung der Menschheit", sagte ich, „scheint auf Jahrtausende angelegt."

„Wer weiß", erwiderte Goethe, „vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menschheit dauern so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Noth, damit sie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben."

Goethe war in besonders guter, erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er sich und mir einschenkte. Unser Gespräch ging wieder auf den Großherzog Karl August zurück.

„Sie sehen," sagte Goethe, „wie sein außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte. Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen- und Thierformen der Urwelt, und was sonst dazu gehört, er hatte für alles Sinn und für alles Interesse. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloß sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserm Verhältniß zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben,

und es wäre kein Wunder wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten."

„Eine so gründliche Bildung", sagte ich, „wie sie der Großherzog gehabt zu haben scheint, mag bei fürstlichen Personen selten vorkommen."

„Sehr selten!" erwiderte Goethe. „Es gibt zwar viele, die fähig sind über alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein bischen das kennen und ein bischen das, und dann ein bischen das und wieder ein bischen das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborener großer Mensch, womit alles gesagt und alles gethan ist."

„Bei allen seinen höhern wissenschaftlichen und geistigen Richtungen", sagte ich, „scheint er doch auch das Regieren verstanden zu haben."

„Er war ein Mensch aus dem Ganzen", erwiderte Goethe, „und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben was er wollte. Uebrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zu statten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebenso viel war, wo nicht noch mehr: er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edeln Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe

aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren.

„Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urtheilte selber und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur, und seinen Worten folgte die Handlung."

„Wie leid thut es mir", sagte ich, „daß ich nicht viel mehr von ihm gekannt habe als sein Aeußeres; doch das hat sich mir tief eingeprägt. Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Cigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheint nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu sein."

„Das ist", erwiderte Goethe, „jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles übrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponirt nur noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser. Uebrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

„Spuren davon", sagte ich, „sieht man schon in Ihrem Gedicht «Ilmenau», wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben scheinen."

„Er war damals sehr jung", erwiderte Goethe; „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er wußte

mit seinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel campiren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen.

„Das ilmenauer Gedicht", fuhr Goethe fort, „enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, sodaß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabackspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.

Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

„So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben. Doch aus dieser Sturm- und Drangperiode hatte sich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, sodaß ich ihn zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt seiner frühern Jahre sehr wohl erinnern mochte.

„Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum Besten, sodaß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken."

„Sie machten", bemerkte ich, „in dieser ersten Zeit mit ihm eine einsame Reise durch die Schweiz."

„Er liebte überhaupt das Reisen", erwiderte Goethe; „doch war es nicht sowol um sich zu amusiren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Ueberhaupt waren seine Tendenzen nicht persönlich, egoistisch, sondern rein productiver Art, und zwar productiv für das allgemeine Beste. Dadurch hat er sich denn auch einen Namen gemacht, der über dieses kleine Land weit hinausgeht."

„Sein sorgloses einfaches Aeußere", sagte ich, „schien anzudeuten, daß er den Ruhm nicht suche, und daß er sich wenig aus ihm mache. Es schien als sei er berühmt geworden ohne sein weiteres Zuthun, blos wegen seiner stillen Tüchtigkeit."

„Es ist damit ein eigenes Ding", erwiderte Goethe. „Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch

wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt sich der Ruhm nicht, und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wol jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

„Ebenso ist es mit der Gunst des Volks. Er suchte sie nicht und that den Leuten keineswegs schön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe."

Goethe erwähnte sodann die übrigen Glieder des großherzoglichen Hauses, und wie durch alle der Zug eines edeln Charakters gehe. Er sprach über die Herzensgüte des jetzigen Regenten, über die großen Hoffnungen, zu denen der junge Prinz berechtige, und verbreitete sich mit sichtbarer Liebe über die seltenen Eigenschaften der jetzt regierenden hohen Fürstin, welche im edelsten Sinne große Mittel verwende, um überall Leiden zu lindern und gute Keime zu wecken. „Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen", sagte er, „und wird es mehr und mehr, je länger sie ihm verbunden ist. Ich kenne die Großherzogin seit dem Jahre 1805 und habe Gelegenheit in Menge gehabt, ihren Geist und Charakter zu bewundern. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit, und würde es sein wenn sie auch keine Fürstin wäre. Und das ist's eben, worauf es ankommt, daß wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beste übrigbleibe."

Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswerth.

„Mir ist nicht bange", sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten

werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

„Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrthum.

„Man hat einen Staat wol einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wol die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Culturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit hellern oder dunklern Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wol sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

„Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkscultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Cultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Cultur Hand in Hand geht.

„Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche vertheilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

„Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

„Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen.

„Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wol bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränetät verlieren und irgendeinem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Mittwoch den 3. December 1828.*

Heute hatte ich mit Goethen einen anmuthigen Spaß ganz besonderer Art. Madame Duval zu Cartigny im Canton Genf nämlich, die sehr geschickt in Zubereitung von Con-

fituren iſt, hatte mir als Producte ihrer Kunſt einige Cedraten für die Frau Großfürſtin und Goethe geſchickt, völlig überzeugt, daß ihre Confituren alle andern ſo weit übertreffen, als die Gedichte Goethe's diejenigen der meiſten ſeiner deutſchen Mitbewerber.

Die älteſte Tochter jener Dame hatte nun ſchon längſt eine Handſchrift Goethe's gewünſcht: worauf es mir einfiel, daß es klug ſein würde, durch die ſüße Lockſpeiſe der Cedraten Goethe zu einem Gedicht für meine junge Freundin anzukörnen.

Mit der Miene eines mit einem wichtigen Geſchäft beauftragten Diplomaten ging ich daher zu ihm und unterhandelte mit ihm als Macht gegen Macht, indem ich für die offerirten Cedraten ein Originalgedicht ſeiner Hand zur Bedingung machte. Goethe lachte über dieſen Scherz, den er ſehr wohl aufnahm, und ſich ſogleich die Cedraten erbat, die er ganz vortrefflich fand. Wenige Stunden darauf war ich ſehr überraſcht, folgende Verſe als ein Weihnachtsgeſchenk für meine junge Freundin ankommen zu ſehen:

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen ſie durchſüßen! u. ſ. w.

Als ich ihn wiederſah, ſcherzte er über den Vortheil, den er jetzt aus ſeinem poetiſchen Metier zu ziehen im Stande ſei, während er in ſeiner Jugend zu ſeinem „Götz" keinen Verleger habe finden können. „Ihren Handelsvertrag", ſagte er, „nehme ich an; wenn meine Cedraten verſchmauſt ſein werden, vergeſſen Sie ja nicht andere zu commandiren, ich werde pünktlich mit meinen poetiſchen Wechſeln zahlen."

Sonntag den 21. December 1828.

Ich hatte in voriger Nacht einen wunderlichen Traum, den ich diesen Abend Goethen erzählte und den er sehr artig fand. Ich sah mich nämlich in einer fremden Stadt, in einer breiten Straße gegen Südost, wo ich mit einer Menge Menschen stand und den Himmel betrachtete, der wie mit leisen Dünsten bedeckt schien und im hellsten Gelb leuchtete. Jedermann war erwartungsvoll, was sich ereignen würde, als sich zwei feurige Punkte bildeten, die gleich Meteorsteinen mit Krachen vor uns niederfuhren, nicht weit von der Stelle wo wir standen. Man eilte hin, um zu sehen was herabgekommen war, und siehe, es trat mir entgegen: Faust und Mephistopheles! Ich war erfreut-verwundert und gesellte mich zu ihnen als zu Bekannten, und ging neben ihnen her in heiterer Unterhaltung, indem wir um die nächste Straßenecke bogen. Was wir sprachen, ist mir nicht geblieben; doch der Eindruck ihres körperlichen Wesens war so eigener Art, daß er mir vollkommen deutlich und nicht leicht zu vergessen ist. Beide waren jünger als man sie gewöhnlich zu denken pflegt, und zwar mochte Mephistopheles einundzwanzig Jahre sein, wenn Faust siebenundzwanzig haben konnte. Ersterer erschien durchaus vornehm, heiter und frei; er schritt so leicht einher, wie man sich etwa den Mercur denkt. Sein Gesicht war schön, ohne bösartig, und man hätte nicht erkennen mögen, daß es der Teufel sei, wenn nicht von seiner jugendlichen Stirn zwei zierliche Hörner sich erhoben und seitwärts gebogen hätten, so wie wol ein schöner Haarwuchs sich erhebt und zu beiden Seiten umbiegt. Als Faust im Gehen sein Gesicht redend mir zuwandte, war ich erstaunt über den eigenartigen Ausdruck. Die edelste Sittlichkeit und Herzensgüte sprach aus jedem Zuge als das Vorwaltende, Ursprüngliche seiner Natur. Man sah ihm an, als wären alle menschlichen Freuden, Leiden und Gedanken trotz seiner Jugend bereits durch seine Seele gegangen: so durchgearbeitet war sein Gesicht. Er war ein wenig blaß und so anziehend, daß man sich nicht satt an ihm sehen konnte; ich suchte mir seine Züge

einzuprägen, um sie zu zeichnen. Faust ging rechts, Mephistopheles zwischen uns beiden, und es ist mir der Eindruck geblieben, wie Faust sein schönes eigenartiges Gesicht herumwandte, um mit Mephistopheles oder mit mir zu reden. Wir gingen durch die Straßen, und die Menge verlief sich, ohne weiter auf uns zu achten.

1830—1832.

Montag den 18. Januar 1830.*

Goethe sprach über Lavater und sagte mir viel Gutes von seinem Charakter. Auch Züge von ihrer frühern intimen Freundschaft erzählte mir Goethe, und wie sie zu jener Zeit oft brüderlich zusammen in einem und demselbigen Bette geschlafen. „Es ist zu bedauern", fügte er hinzu, „daß ein schwacher Mysticismus dem Aufflug seines Genies so bald Grenzen setzte."

Freitag den 22. Januar 1830.*

Wir sprachen über die „Geschichte Napoleon's" von Walter Scott.

„Es ist wahr", sagte Goethe, „man kann dem Verfasser dabei große Ungenauigkeiten und eine ebenso große Parteilichkeit vorwerfen; allein gerade diese beiden Mängel geben seinem Werke in meinen Augen einen ganz besondern Werth. Der Erfolg des Buchs war in England über alle Begriffe groß, und man sieht also, daß Walter Scott eben in seinem Haß gegen Napoleon und die Franzosen der wahre Dolmetscher und Repräsentant der englischen Volksmeinung und des englischen Nationalgefühls gewesen ist. Sein Buch wird keineswegs ein Document für die Geschichte Frankreichs, allein es wird eins für die Geschichte Englands sein. Auf jeden Fall aber ist es eine Stimme, die bei diesem wichtigen historischen Proceß nicht fehlen durfte.

„Ueberhaupt iſt es mir angenehm, über Napoleon die entgegengeſetzteſten Meinungen zu hören. Ich leſe jetzt das Werk von Bignon, welches mir einen ganz beſondern Werth zu haben ſcheint.

Montag den 25. Januar 1830.*

Ich brachte Goethen die Verzeichniſſe, die ich über die hinterlaſſenen Schriften Dumont's als Vorbereitung einer Herausgabe derſelben gemacht hatte. Goethe las ſie mit vieler Sorgfalt und ſchien erſtaunt über die Maſſe von Kenntniſſen, Intereſſen und Ideen, die er bei dem Autor ſo verſchiedener und reichhaltiger Manuſcripte vorauszuſetzen Urſache habe.

„Dumont", ſagte er, „muß ein Geiſt von großem Umfange geweſen ſein. Unter den Gegenſtänden, die er behandelt hat, iſt nicht ein einziger, der nicht an ſich intereſſant und bedeutend wäre; und die Wahl der Gegenſtände zeigt immer, was einer für ein Mann und weß Geiſtes Kind er iſt. Nun kann man zwar nicht verlangen, daß der menſchliche Geiſt eine ſolche Univerſalität beſitze, um alle Gegenſtände mit einem gleichen Talent und Glück zu behandeln; aber wenn es auch dem Autor mit allen nicht auf gleiche Weiſe gelungen ſein ſollte, ſo gibt ſchon der bloße Vorſatz und Wille, ſie zu behandeln, mir von ihm eine ſehr hohe Meinung. Ich finde beſonders merkwürdig und ſchätzbar, daß bei ihm überall eine praktiſche, nützliche und wohlwollende Tendenz vorwaltet."

Ich hatte ihm zugleich die erſten Kapitel der „Reiſe nach Paris" mitgebracht, die ich ihm vorleſen wollte, die er aber vorzog allein zu betrachten.

Er ſcherzte darauf über die Schwierigkeit des Leſens und den Dünkel vieler Leute, die ohne alle Vorſtudien und vorbereitende Kenntniſſe ſogleich jedes philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Werk leſen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leutchen", fuhr er fort, „wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.

Mittwoch den 27. Januar 1830.

Mittags mit Goethe sehr vergnügt bei Tische. Er sprach mit großer Anerkennung über Herrn von Martius. „Sein Aperçu der Spiraltendenz", sagte er, „ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte, ein Factum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzu sehr im Weiten zu suchen."

Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der Naturforschenden Versammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Facsimiles der Handschriften, die wir betrachten und auf den Charakter schließen.

„Ich weiß recht gut", sagte Goethe, „daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht so viel herauskommt als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgendeine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser wiederum geneigt sein wird, uns in unsern Richtungen eines andern Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir daß etwas geschieht, und niemand kann wissen was dabei herauskommt."

Goethe zeigte mir sodann einen Brief eines englischen Schriftstellers mit der Adresse: An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe. „Diesen Titel", sagte Goethe lachend, „habe ich wahrscheinlich den deutschen Journalisten zu danken, die mich aus allzu großer Liebe wol den deutschen Dichterfürsten genannt haben. Und so hat denn der unschuldige deutsche Irrthum den ebenso unschuldigen Irrthum des Engländers zur Folge gehabt."

Goethe kam darauf wieder auf Herrn von Martius zurück und rühmte an ihm, daß er Einbildungskraft besitze. „Im Grunde", fuhr er fort, „ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginirt, die nicht existiren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahnten, vermutheten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob denn dieses Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit andern bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Uebersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht."

Während wir sprachen, kam ein Packet mit einer Uebersetzung der „Geschwister" ins Böhmische, die Goethen große Freude zu machen schien.

Sonntag den 31. Januar 1830.*

Besuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer.

Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, wobei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größten Theil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausgabe seines „Römischen Carneval", mit Kupfern nach eigenen Originalzeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Auction sechs Thaler dafür geboten, ohne sie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erste Manuscript seines „Götz von Berlichingen", ganz in der ursprünglichen Gestalt wie er es vor länger als funfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen Wochen geschrieben Die schlanken Züge der Handschrift trugen schon ganz den freien klaren Charakter, wie ihn seine deutsche Schrift später immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuscript war sehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Correctur, sodaß

man es eher für eine Copie als für einen ersten raschen Entwurf hätte halten sollen.

Seine frühesten Werke hat Goethe, wie er uns sagte, alle mit eigener Hand geschrieben, auch seinen „Werther"; doch ist das Manuscript verloren gegangen. In späterer Zeit dagegen hat er fast alles dictirt, und nur Gedichte und flüchtig notirte Plane finden sich von seiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedacht, von einem neuen Product eine Abschrift nehmen zu lassen; vielmehr hat er häufig die kostbarste Dichtung dem Zufall preisgegeben, indem er öfter als einmal das einzige Exemplar, das er besaß, nach Stuttgart in die Druckerei schickte.

Nachdem wir das Manuscript des „Berlichingen" genugsam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner „Italienischen Reise". In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden sich in Bezug auf die Handschrift dieselbigen guten Eigenschaften wie bei seinem „Götz". Alles ist entschieden, fest und sicher, nichts ist corrigirt, und man sieht, daß dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reisende sich aufhielt, in Format und Farbe stets ein anderes wurde.

Gegen das Ende dieses Manuscripts fand sich eine geistreich hingeworfene Federzeichnung von Goethe, nämlich die Abbildung eines italienischen Advocaten, wie er in seiner großen Amtskleidung vor Gericht eine Rede hält. Es war die merkwürdigste Figur, die man sich denken konnte, und sein Anzug so auffallend, daß man hätte glauben sollen, er habe ihn gewählt, um auf eine Maskerade zu gehen. Und doch war alles nur eine treue Darstellung nach dem wirklichen Leben. Den Zeigefinger auf die Spitze des Daumens und die übrigen Finger ausgestreckt haltend, stand der dicke Redner behaglich da, und diese wenige Bewegung paßte recht gut zu der großen Perrüke, womit er sich behängt hatte.

Mittwoch den 3. Februar 1830.*

Wir sprachen über den „Globe" und „Temps", und dies führte auf die französische Literatur und Literatoren.

„Guizot", sagte Goethe unter anderm, „ist ein Mann nach meinem Sinne, er ist solide. Er besitzt tiefe Kenntnisse, verbunden mit einem aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien stehend, seinen eigenen Weg geht. Ich bin begierig, zu sehen welche Rolle er in den Kammern spielen wird, wozu man ihn jetzt gewählt hat."

„Leute, die ihn nur oberflächlich zu kennen scheinen", erwiderte ich, „haben mir ihn als etwas pedantisch geschildert."

„Es bleibt zu wissen übrig", entgegnete Goethe, „welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menschen, die in ihrer Lebensweise eine gewisse Regelmäßigkeit und feste Grundsätze besitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können sehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erscheinen. Guizot ist ein weitsehender, ruhiger, festhaltender Mann, der der französischen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu schätzen und gerade ein solcher ist wie sie ihn brauchen.

„Villemain", fuhr Goethe fort, „ist vielleicht glänzender als Redner. Er besitzt die Kunst einer gewandten Entwickelung aus dem Grunde, er ist nie verlegen um schlagende Ausdrücke, wodurch er die Aufmerksamkeit fesselt und seine Hörer zu lautem Beifall fortreißt; aber er ist weit oberflächlicher als Guizot und weit weniger praktisch.

„Was Cousin betrifft, so kann er zwar uns Deutschen wenig geben, indem die Philosophie, die er seinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns seit vielen Jahren bekannt ist. Allein er ist für die Franzosen von großer Bedeutung; er wird ihnen eine ganz neue Richtung geben.

„Cuvier, der große Naturkenner, ist bewundernswürdig durch seine Darstellung und seinen Stil; niemand exponirt ein Factum besser als er. Allein er besitzt fast gar keine

Philoſophie; er wird ſehr unterrichtete Schüler erziehen, aber wenig tiefe."

Alles dieſes zu hören war mir um ſo intereſſanter, als es mit den Anſichten Dumont's über die gedachten Männer ſehr nahe zuſammentraf. Ich verſprach Goethen, ihm die betreffenden Stellen aus deſſen Manuſcripte abzuſchreiben, damit er ſie mit ſeiner eigenen Meinung gelegentlich vergleichen möge.

Die Erwähnung Dumont's brachte das Geſpräch auf deſſen Verhältniß zu Bentham, worüber ſich Goethe alſo äußerte:

„Es iſt für mich ein intereſſantes Problem", ſagte er, „wenn ich ſehe, daß ein ſo vernünftiger, ſo gemäßigter und ſo praktiſcher Mann wie Dumont der Schüler und treue Verehrer dieſes Narren Bentham ſein konnte."

„Bentham", erwiderte ich, „iſt gewiſſermaßen als eine doppelte Perſon zu betrachten. Ich unterſcheide Bentham das Genie, das die Principien erſann, die Dumont der Vergeſſenheit entzog, indem er ſie ausarbeitete, und Bentham den leidenſchaftlichen Mann, der aus übertriebenem Nützlichkeitseifer die Grenzen ſeiner eigenen Lehre überſchritt und dadurch ſowol in der Politik als in der Religion zum Radicalen ward."

„Das aber", erwiderte Goethe, „iſt eben ein neues Problem für mich, daß ein Greis die Laufbahn eines langen Lebens damit beſchließen kann, in ſeinen letzten Tagen noch ein Radicaler zu werden."

Ich ſuchte dieſen Widerſpruch zu löſen, indem ich bemerkte, daß Bentham, in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ſeiner Lehre und ſeiner Geſetzgebung, und bei der Unmöglichkeit ſie ohne eine völlige Veränderung des herrſchenden Syſtems in England einzuführen, ſich um ſo mehr von ſeinem leidenſchaftlichen Eifer habe fortreißen laſſen, als er mit der äußern Welt wenig in Berührung komme und die Gefahr eines gewaltſamen Umſturzes nicht zu beurtheilen vermöge.

„Dumont dagegen", fuhr ich fort, „der weniger Leidenſchaft und mehr Klarheit beſitzt, hat die Ueberſpannung

Bentham's nie gebilligt und ist weit entfernt gewesen, selber in einen ähnlichen Fehler zu fallen. Er hat überdies den Vortheil gehabt, die Principien Bentham's in einem Lande in Anwendung zu bringen, das infolge politischer Ereignisse zu jener Zeit gewissermaßen als ein neues zu betrachten war, nämlich in Genf, wo denn auch alles vollkommen gelang und der glückliche Erfolg den Werth des Princips an den Tag legte."

„Dumont", erwiderte Goethe, „ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe.

„Der wahre Liberale", fuhr er fort, „sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen."

Sonnabend den 6. Februar 1830.

Bei Frau von Goethe zu Tische. Der junge Goethe erzählte einiges Artige von seiner Großmutter, der Frau Rath Goethe zu Frankfurt, die er vor zwanzig Jahren als Student besucht habe und mit der er eines Mittags beim Fürsten Primas zur Tafel geladen worden.

Der Fürst sei der Frau Rath aus besonderer Höflichkeit auf der Treppe entgegengekommen; da er aber seine gewöhnliche geistliche Kleidung getragen, so habe sie ihn für einen Abbé gehalten und nicht sonderlich auf ihn geachtet. Auch habe sie anfänglich bei Tafel, an seiner Seite sitzend, nicht eben das freundlichste Gesicht gemacht. Im Laufe des Ge-

ſprächs aber ſei ihr an dem Benehmen der übrigen Anweſenden nach und nach beigegangen, daß es der Primas ſei.

Der Fürſt habe darauf ihre und ihres Sohnes Geſundheit getrunken, worauf denn die Frau Rath aufgeſtanden und die Geſundheit Sr. Hoheit ausgebracht.

Mittwoch den 10. Februar 1830.*

Heute nach Tiſche war ich einen Augenblick bei Goethe. Er freute ſich des herannahenden Frühlings und der wieder länger werdenden Tage. Dann ſprachen wir über die Farbenlehre. Er ſchien an der Möglichkeit zu zweifeln, ſeiner einfachen Theorie Bahn zu machen. „Die Irrthümer meiner Gegner", ſagte er, „ſind ſeit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einſamen Wege hoffen könnte noch dieſen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Bret ergreift, das nur einen Einzigen zu tragen im Stande iſt. Dieſer Eine rettet ſich, während alle übrigen jämmerlich erſaufen."

Sonntag den 14. Februar 1830.*

Der heutige Tag war für Weimar ein Tag der Trauer; die Großherzogin Luiſe ſtarb dieſen Mittag halb zwei Uhr. Die regierende Frau Großherzogin befahl mir, bei Fräulein von Waldner und Goethe in ihrem Namen einen Condolenzbeſuch zu machen.

Ich ging zuerſt zu Fräulein von Waldner. Ich fand ſie in Thränen und tiefer Betrübniß und ſich ganz dem Gefühl ihres erlittenen Verluſtes überlaſſend. „Ich war", ſagte ſie, „ſeit länger als funfzig Jahren im Dienſte der verewigten Fürſtin. Sie hatte mich ſelbſt zu ihrer Ehrendame erwählt, und dieſe freie Wahl ihrerſeits war mein Stolz und mein Glück. Ich habe mein Vaterland verlaſſen, um ihrem Dienſte zu leben. Hätte ſie mich doch auch jetzt mit ſich ge-

nommen, damit ich nicht nach einer Wiedervereinigung mit ihr so lange zu seufzen brauchte!"

Ich ging darauf zu Goethe. Aber wie ganz anders waren die Zustände bei ihm! Er fühlte den ihn betroffenen Verlust gewiß nicht weniger tief, allein er schien seiner Empfindungen auf alle Weise Herr bleiben zu wollen. Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde bei Tische sitzen und eine Flasche Wein trinken. Er sprach lebhaft und schien überall in sehr heiterer Stimmung. „Wohlan", sagte er, als er mich sah, „kommen Sie her, nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen."

„Dort sind Ihre Tröster", sagte ich, indem ich auf seine Papiere zeigte. „Die Arbeit ist ein treffliches Mittel, uns in Leiden wieder emporzurichten."

„Solange es Tag ist", erwiderte Goethe, „wollen wir den Kopf schon oben halten, und solange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen."

Er sprach darauf über Personen, die ein hohes Alter erreicht, und erwähnte auch die berühmte Ninon. „Noch in ihrem neunzigsten Jahre", sagte er, „war sie jung; aber sie verstand es auch, sich im Gleichgewicht zu erhalten, und machte sich aus den irdischen Dingen nicht mehr als billig. Selbst der Tod konnte ihr keinen übermäßigen Respect einflößen. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre von einer schweren Krankheit genas und die Umstehenden ihr die Gefahr schilderten, in der sie geschwebt, sagte sie ganz ruhig: «Was wäre es denn weiter gewesen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelassen!» Sie lebte darauf noch über siebzig Jahre, liebenswürdig und geliebt und alle Freuden des Lebens genießend, aber bei diesem ihr eigenthümlichen Gleichmuth sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es; es gibt wenige, die ihr es nachthun."

Er reichte mir sodann einen Brief des Königs von Baiern, den er heute erhalten hatte und der zu seiner

heitern Stimmung wahrscheinlich nicht wenig beigetragen. „Lesen Sie", sagte er, „und gestehen Sie, daß das Wohlwollen, das der König mir fortwährend bewahrt, und das lebhafte Interesse, das er an den Fortschritten der Literatur und höhern menschlichen Entwickelung nimmt, durchaus geeignet ist mir Freude zu machen. Und daß ich diesen Brief gerade heute erhielt, dafür danke ich dem Himmel als für eine besondere Gunst."

Wir sprachen darauf über das Theater und dramatische Poesie. „Gozzi", sagte Goethe, „wollte behaupten, daß es nur sechsunddreißig tragische Situationen gebe. Schiller gab sich alle Mühe noch mehrere zu finden, allein er fand nicht einmal so viele als Gozzi."

Dies führte auf einen Artikel des „Globe", und zwar auf eine kritische Beleuchtung des „Gustav Wasa" von Arnault. Die Art und Weise, wie der Recensent sich dabei benommen, machte Goethen viel Vergnügen und fand seinen vollkommenen Beifall. Der Beurtheilende hatte sich nämlich damit begnügt, alle Reminiscenzen des Autors namhaft zu machen, ohne ihn selber und seine poetischen Grundsätze weiter anzugreifen. „Der «Temps»", fügte Goethe hinzu, „hat sich in seiner Kritik nicht so weise benommen. Er maßt sich an dem Dichter den Weg vorschreiben zu wollen, den er hätte gehen müssen. Dies ist ein großer Fehler, denn damit erreicht man nicht, ihn zu bessern. Es gibt überhaupt nichts Dümmeres, als einem Dichter zu sagen: Dies hättest du müssen so machen, und dieses so! Ich spreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen ein anderer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten.

„Meine Freunde, die Herren vom «Globe», wie gesagt, machen es sehr klug: sie drucken eine lange Liste aller Gemeinplätze, die der Herr Arnault aus allen Ecken und Enden her geliehen hat; und indem sie dieses thun, deuten sie sehr geschickt die Klippe an, vor welcher der Autor sich künftig zu hüten hat. Es ist fast unmöglich, heutzutage noch eine Situation zu finden, die durchaus neu wäre. Blos die

Anschauungsweise und die Kunst, sie zu behandeln und darzustellen, kann neu sein, und hierbei muß man um so mehr vor jeder Nachahmung sich in Acht nehmen."

Goethe erzählte uns darauf die Art und Weise, wie Gozzi sein Theater dell'Arte zu Venedig eingerichtet hatte, und wie seine improvisirende Truppe beliebt gewesen. „Ich habe", sagte er, „zu Venedig noch zwei Actricen jener Truppe gesehen, besonders die Brighella, und habe noch mehrern solcher improvisirten Stücke mit beigewohnt. Die Wirkung, die diese Leute hervorbrachten, war außerordentlich."

Goethe sprach sodann über den neapolitaner Pulcinell. „Ein Hauptspaß dieser niedrig-komischen Personnage", sagte er, „bestand darin, daß er zuweilen auf der Bühne seine Rolle als Schauspieler auf einmal ganz zu vergessen schien. Er that als wäre er wieder nach Hause gekommen, sprach vertraulich mit seiner Familie, erzählte von dem Stücke, in welchem er gespielt, und von einem andern, worin er noch spielen solle; auch genirte er sich nicht, kleinen Naturbedürfnissen ungehinderte Freiheit zu lassen. «Aber, lieber Mann», rief ihm sodann seine Frau zu, «du scheinst dich ja ganz zu vergessen; bedenke doch die werthe Versammlung, vor welcher du dich befindest!» — «E vero! E vero!» erwiderte darauf Pulcinell, sich wieder besinnend, und kehrte unter großem Applaus der Zuschauer in sein voriges Spiel zurück. Das Theater des Pulcinell ist übrigens von solchem Ruf, daß niemand in guter Gesellschaft sich rühmt, darin gewesen zu sein. Frauen, wie man denken kann, gehen überall nicht hin, es wird nur von Männern besucht.

„Der Pulcinell ist in der Regel eine Art lebendige Zeitung. Alles, was den Tag über sich in Neapel Auffallendes zugetragen hat, kann man abends von ihm hören. Diese Localinteressen, verbunden mit dem niedern Volksdialekt, machen es jedoch dem Fremden fast unmöglich, ihn zu verstehen."

Goethe lenkte das Gespräch auf andere Erinnerungen seiner frühern Zeit. Er sprach über sein geringes Vertrauen zum Papiergelde, und welche Erfahrungen er in dieser Art gemacht. Als Bestätigung erzählte er uns eine Anekdote

von Grimm, und zwar aus der Zeit der Französischen Revolution, wo dieser, es in Paris nicht mehr für sicher haltend, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und in Gotha lebte.

„Wir waren", sagte Goethe, „eines Tages bei Grimm zu Tische. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einem male: «Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanschetten besitzt als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe.» Es läßt sich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erstaunen ausdrückten, besonders die Damen, und daß wir alle sehr neugierig waren, ein Paar so wunderbare Handmanschetten zu sehen. Grimm stand also auf und holte aus seinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanschetten von so großer Pracht, daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir versuchten es, sie zu schätzen, konnten sie jedoch nicht höher halten als etwa zu hundert bis zweihundert Louisdor. Grimm lachte und rief: «Ihr seid sehr weit vom Ziele! Ich habe sie mit zweimalhundertundfunfzigtausend Franken bezahlt und war noch glücklich, meine Assignaten so gut angebracht zu haben. Am nächsten Tage galten sie keinen Groschen mehr.»"

Montag den 15. Februar 1830.*

Ich war diesen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der gestrigen etwas gewaltsamen Aufgeregtheit keine Spur. Er schien die Lücke, die der Tod in ein funfzigjähriges freundschaftliches Verhältniß gerissen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten", sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuern Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewisser-

maßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Uebergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

Freitag den 5. März 1830.*

Eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten Goethe's, Fräulein von Türkheim, war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreise aus. „Sie ist so jung", sagte ich, „und zeigt eine so erhabene Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können."

„Wie sehr thut es mir leid", erwiderte Goethe, „daß ich sie nicht öfter gesehen, und daß ich anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen, um mich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen.

„Der vierte Band von «Wahrheit und Dichtung»", fuhr er fort, „wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.

„Indem Sie", fuhr Goethe fort, „mit solchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.

„Ich bin", fuhr Goethe fort, „meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!

„Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von «Wahrheit und Dichtung» lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist als eine Liebe in Romanen."

„Dasselbige", erwiderte ich, „könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerm Vortheil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte.

„Auch ist die Liebe selbst", fügte ich hinzu, „sich niemals gleich; sie ist stets original und modificirt sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben."

„Sie haben vollkommen recht", erwiderte Goethe; „denn nicht blos wir sind die Liebe, sondern es ist es auch das uns anreizende liebe Object. Und dann, was nicht zu ver-

geſſen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämoniſche hinzu, das jede Leidenſchaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe ſein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es beſonders wirkſam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hierſein davon eine unmittelbare Folge war."

Sonnabend den 6. März 1830.*

Goethe lieſt ſeit einiger Zeit die „Memoiren" von Saint-Simon.

„Mit dem Tode von Ludwig dem Vierzehnten", ſagte er mir vor einigen Tagen, „habe ich jetzt halt gemacht. Bis dahin hat mich das Dutzend Bände in hohem Grade intereſſirt, und zwar durch den Contraſt der Willensrichtungen des Herrn und der ariſtokratiſchen Tugend des Dieners. Aber von dem Augenblick an, wo jener Monarch abgeht, und eine andere Perſonnage auftritt, die zu ſchlecht iſt, als daß Saint-Simon ſich zu ſeinem Vortheil neben ihr ausnehmen könnte, machte die Lektüre mir keine Freude mehr; der Widerwille trat ein, und ich verließ das Buch da, wo mich der «Tyrann» verließ."

Auch den „Globe" und den „Temps", den Goethe ſeit mehrern Monaten mit dem größten Eifer las, hat er ſeit etwa vierzehn Tagen zu leſen aufgehört. Sowie die Nummern bei ihm unter Kreuzband ankommen, legt er ſie uneröffnet beiſeite. Indeß bittet er ſeine Freunde, ihm zu erzählen was in der Welt vorgeht. Er iſt ſeit einiger Zeit ſehr productiv und ganz vertieft im zweiten Theile ſeines „Fauſt". Beſonders iſt es die „Claſſiſche Walpurgisnacht", die ihn ſeit einigen Wochen ganz hinnimmt und die dadurch auch raſch und bedeutend heranwächſt. In ſolchen durchaus productiven Epochen liebt Goethe die Lektüre überhaupt nicht, es wäre denn daß ſie als etwas Leichtes und Heiteres ihm als ein wohlthätiges Ausruhen diente, oder auch daß ſie mit dem Gegenſtande, den er eben unter Händen hat, in Harmonie

ſtände und dazu behülflich wäre. Er meidet ſie dagegen ganz entſchieden, wenn ſie ſo bedeutend und aufregend wirkte, daß ſie ſeine ruhige Production ſtören und ſein thätiges Intereſſe zerſplittern und ablenken könnte. Das letztere ſcheint jetzt mit dem „Globe“ und „Temps“ der Fall zu ſein. „Ich ſehe“, ſagte er, „es bereiten ſich in Paris bedeutende Dinge vor; wir ſind am Vorabend einer großen Exploſion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, ſo will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem ſpannenden Gange des Dramas unnützerweiſe täglich aufregen zu laſſen. Ich leſe jetzt ſo wenig den «Globe» als den «Temps», und meine «Walpurgisnacht» rückt dabei gar nicht ſchlecht vorwärts.“

Er ſprach darauf über den Zuſtand der neueſten franzöſiſchen Literatur, die ihn ſehr intereſſirt. „Was die Franzoſen“, ſagte er, „bei ihrer jetzigen literariſchen Richtung für etwas Neues halten, iſt im Grunde weiter nichts als der Widerſchein desjenigen, was die deutſche Literatur ſeit funfzig Jahren gewollt und geworden. Der Keim der hiſtoriſchen Stücke, die bei ihnen jetzt etwas Neues ſind, findet ſich ſchon ſeit einem halben Jahrhundert in meinem «Götz». Uebrigens“, fügte er hinzu, „haben die deutſchen Schriftſteller niemals daran gedacht und nie in der Abſicht geſchrieben, auf die Franzoſen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich ſelbſt habe immer nur mein Deutſchland vor Augen gehabt, und es iſt erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern, daß es mir einfällt meine Blicke weſtwärts zu wenden, um auch zu ſehen wie unſere Nachbarn jenſeit des Rheins von mir denken. Aber auch jetzt haben ſie auf meine Productionen keinen Einfluß. Selbſt Wieland, der die franzöſiſchen Formen und Darſtellungsweiſen nachgeahmt, iſt im Grunde immer deutſch geblieben und würde ſich in einer Uebertragung ſchlecht ausnehmen.“

Sonntag den 14. März 1830.

Abends bei Goethe. Er zeigte mir alle jetzt geordneten Schätze der Kiſte von David, mit deren Auspackung ich

ihn vor einigen Tagen beschäftigt fand. Die Gipsmedaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Dichter Frankreichs hatte er in großer Ordnung auf Tischen nebeneinandergelegt. Er sprach dabei abermals über das außerordentliche Talent David's, das ebenso groß sei in der Auffassung als in der Ausführung. Auch zeigte er mir eine Menge der neuesten Werke, die ihm durch die Vermittelung David's von den ausgezeichnetsten Talenten der romantischen Schule als Autorgeschenke verehrt worden. Ich sah Werke von Sainte-Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin und andern. „David", sagte er, „hat mir durch diese Sendung schöne Tage bereitet. Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Ich werde über die mir sehr lieben Porträts und Bücher einen eigenen Katalog machen und beiden in meiner Kunstsammlung und Bibliothek einen besondern Platz geben." Man sah es Goethen an, daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichst beglückte.

Er las darauf einiges in den „Studien" von Emile Deschamps. Die Uebersetzung der „Braut von Korinth" lobte er als treu und sehr gelungen. „Ich besitze", sagte er, „das Manuscript einer italienischen Uebersetzung dieses Gedichts, welches das Original bis zum Rhythmus wiedergibt."

Die „Braut von Korinth" gab Goethen Anlaß, auch von seinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke sie größtentheils Schillern", sagte er, „der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine «Horen» brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als anmuthige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmuth; es war mir als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen.

„In andern Zeiten", fuhr Goethe fort, „ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, sodaß ich sie auf der Stelle instinctmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere solcher in der Diagonale geschriebenen Blätter besessen; sie sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, sodaß es mir leidthut, keine Proben solcher poetischen Vertiefung mehr vorzeigen zu können."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf die französische Literatur zurück, und zwar auf die allerneueste ultraromantische Richtung einiger nicht unbedeutenden Talente. Goethe war der Meinung, daß diese im Werden begriffene poetische Revolution der Literatur selber im hohen Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern aber, die sie bewirken, nachtheilig sei.

„Bei keiner Revolution", sagte er, „sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Misbräuchen, aber ehe man es sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Greueln. So wollten auch die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form, aber dabei bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen neben der Form auch den bisherigen Inhalt. Die Darstellung edler Gesinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären, und man versucht sich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten. An die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müssen Gaunern und Galerensklaven Platz machen. Dergleichen ist pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publikum diese stark gepfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerm und Stärkerm begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt

sein will, und nicht groß genug ist, auf eigenem Wege zu gehen, muß sich dem Geschmack des Tages bequemen, ja es muß seine Vorgänger im Schreck- und Schauerlichen noch zu überbieten suchen. In diesem Jagen nach äußern Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenweise gründliche Entwickeln des Talents und Menschen von innen heraus ganz außer Acht gelassen. Das ist aber der größte Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewol die Literatur im allgemeinen bei dieser augenblicklichen Richtung gewinnen wird."

„Wie kann aber", versetzte ich, „ein Bestreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Literatur im allgemeinen günstig sein?"

„Die Extreme und Auswüchse, die ich bezeichnet habe", erwiderte Goethe, „werden nach und nach verschwinden, aber zuletzt wird der sehr große Vortheil bleiben, daß man neben einer freiern Form auch einen reichern, verschiedenartigern Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannichfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen. Ich vergleiche die jetzige literarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswerth ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werks ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingredienz eintreten; ja man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit desto größerm Verlangen wieder hervorsuchen."

„Es ist mir auffallend", bemerkte ich, „daß auch Mérimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abscheulichen Gegenstände seiner «Guzla» gleichfalls jene ultraromantische Bahn betreten hat."

„Mérimée", erwiderte Goethe, „hat diese Dinge ganz anders tractirt als seine Mitgesellen. Es fehlt freilich diesen Gedichten nicht an allerlei schauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Gespenstern und Vampyren; allein alle diese Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt sie vielmehr aus einer gewissen

objectiven Ferne und gleichsam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künstler, dem es Spaß macht, auch einmal so etwas zu versuchen. Er hat sein eigenes Innere, wie gesagt, dabei gänzlich verleugnet, ja er hat dabei sogar den Franzosen verleugnet, und zwar so sehr, daß man diese Gedichte der «Guzla» anfänglich für wirklich illyrische Volksgedichte gehalten, und also nur wenig gefehlt hat daß ihm die beabsichtigte Mystification gelungen wäre.

„Mérimée", fuhr Goethe fort, „ist freilich ein ganzer Kerl; wie denn überhaupt zum objectiven Behandeln eines Gegenstandes mehr Kraft und Genie gehört als man denkt. So hat auch Byron trotz seiner stark vorwaltenden Persönlichkeit zuweilen die Kraft gehabt, sich gänzlich zu verleugnen, wie dies an einigen seiner dramatischen Sachen und besonders an seinem «Marino Faliero» zu sehen. Bei diesem Stück vergißt man ganz, daß Byron, ja daß ein Engländer es geschrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig und ganz und gar in der Zeit, in der die Handlung vorgeht. Die Personen reden ganz aus sich selber und aus ihrem eigenen Zustande heraus, ohne etwas von subjectiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an sich zu haben. Das ist die rechte Art. Von unsern jungen französischen Romantikern der übertriebenen Sorte ist das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen gelesen: Gedichte, Romane, dramatische Arbeiten, es trug alles die persönliche Farbe des Autors, und es machte mich nie vergessen, daß ein Pariser, daß ein Franzose es geschrieben; ja selbst bei behandelten ausländischen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris, durchaus befangen in allen Wünschen, Bedürfnissen, Conflicten und Gärungen des augenblicklichen Tages."

„Auch Béranger", warf ich versuchend ein, „hat nur Zustände der großen Hauptstadt und nur sein eigenes Innere ausgesprochen."

„Das ist auch ein Mensch danach", erwiderte Goethe, „dessen Darstellung und dessen Inneres etwas werth ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur,

fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und: Was machen die andern? damit er es ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern was das Publikum oder was diese oder jene Partei erwarte. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volks hingehorcht; allein das hat ihn nur in sich selber befestigt, indem es ihm sagte, daß sein eigenes Innere mit dem des Volks in Harmonie stand, aber es hat ihn nie verleitet, etwas anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte.

„Sie wissen, ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche, wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von blos imaginirten oder imaginären Interessen, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleon's und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wol seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn ausspricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritte entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmuthigen Geistern gewöhnt und genöthigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr?

Und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

„Er ist vortrefflich, ohne Frage", erwiderte ich. „Sie wissen selbst, wie sehr ich ihn seit Jahren liebe; auch können Sie denken, wie wohl es mir thut, Sie so über ihn reden zu hören. Soll ich aber sagen, welche von seinen Liedern ich vorziehe, so gefallen mir denn doch seine Liebesgedichte besser als seine politischen, bei denen mir ohnehin die speciellen Bezüge und Anspielungen nicht immer deutlich sind."

„Das ist Ihre Sache", erwiderte Goethe; „auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben; fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Product eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich, alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Oesterreich; und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Blos vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall; hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können. Allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Noth und das all-

gemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

„Man hat Ihnen vorgeworfen", bemerkte ich etwas unvorsichtig, „daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben."

„Lassen wir das, mein Guter!" erwiderte Goethe „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

„Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

„Im Grunde", versetzte ich begütigend, „sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden. Denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Cultur seiner Nation mehr gethan als irgendein anderer, nun endlich alles hätte thun sollen."

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke", erwiderte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich

bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine «Xenien», und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

„Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter, Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen andern nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

„Und wenn noch die bornirte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivuak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder

eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

„Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewol ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!

„Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Cultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Culturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Montag den 15. März 1830.

Abends ein Stündchen bei Goethe. Er sprach viel über Jena und die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht. Für Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur insoweit sie zur Pharmacie gehörig behandelt worden, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor allem sei für das Naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selbstbehagen und guter Laune die Geschichte seiner gewaltsamen Besitzergreifung eines an die Bibliothek gren-

zenden Saales, den die mediciniſche Facultät innegehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek", ſagte er, „befand ſich in einem ſehr ſchlechten Zuſtande. Das Local war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet, ſeine Schätze gehörigerweiſe zu faſſen, beſonders ſeit durch den Ankauf der Büttner'ſchen Bibliothek von ſeiten des Großherzogs abermals 13000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie geſagt, an Raum fehlte, ſie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieſerhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau ſchreiten müſſen, allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer ſtand und ganz geeignet war allen unſern Bedürfniſſen auf das herrlichſte abzuhelfen. Allein dieſer Saal war nicht im Beſitz der Bibliothek, ſondern im Gebrauch der Facultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Conferenzen benutzten. Ich wendete mich alſo an dieſe Herren mit der ſehr höflichen Bitte, mir dieſen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren ſich nicht verſtehen. Allenfalls ſeien ſie geneigt nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Conferenzen einen neuen Saal wolle bauen laſſen, und zwar ſogleich. Ich erwiderte ihnen, daß ich ſehr bereit ſei ein anderes Local für ſie herrichten zu laſſen, daß ich aber einen ſofortigen Neubau nicht verſprechen könne. Dieſe meine Antwort ſchien aber den Herren nicht genügt zu haben; denn als ich am andern Morgen hinſchickte, um mir den Schlüſſel ausbitten zu laſſen, hieß es: er ſei nicht zu finden!

„Da blieb nun weiter nichts zu thun, als eroberungsweiſe einzuſchreiten. Ich ließ alſo einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. «Dieſe Mauer, mein Freund», ſagte ich, «muß ſehr dick ſein, denn ſie trennt zwei verſchiedene Wohnungspartien. Verſuchet doch einmal und prüfet, wie ſtark ſie iſt.» Der Maurer ſchritt zu Werke, und kaum hatte er fünf bis ſechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Back-

steine fielen und man durch die entstandene Oeffnung schon einige ehrwürdige Perrüken herdurchschimmern sah, womit man den Saal decorirt hatte. «Fahret nur fort, mein Freund», sagte ich, «ich sehe noch nicht hell genug. Genirt Euch nicht und thut ganz als ob Ihr zu Hause wäret.» Diese freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer so belebend, daß die Oeffnung bald groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll Bücher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und thätig dazu, daß schon in wenigen Tagen sämmtliche Bücher in ihren Reposituren in schönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und zogen sich still wieder zurück; aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tische habe, so sind sie ganz charmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, das freilich mit seinem Einverständniß und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amusirte es ihn königlich, und wir haben später recht oft darüber gelacht."

Goethe war in sehr guter Laune und glücklich in diesen Erinnerungen. „Ja, mein Freund", fuhr er fort, „man hat seine Noth gehabt, um gute Dinge durchzusetzen. Später, als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Theil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen lassen, ging es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der

sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte: daß es doch Sr. Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich auch zu diesem Schritte heimlich autorisirt hatte, antwortete sehr weise: «Ich mische mich nicht in Goethe's Angelegenheiten. Er weiß schon was er zu thun hat, und muß sehen wie er zurechtkommt. Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage habt!»

„Es ließ sich aber niemand bei mir blicken", fügte Goethe lachend hinzu; „ich fuhr fort von der alten Mauer niederreißen zu lassen, was mir im Wege stand, und hatte die Freude, meine Bibliothek endlich trocken zu sehen."

Mittwoch den 17. März 1830.*

Abends ein paar Stündchen bei Goethe. Ich brachte ihm im Auftrage der Frau Großfürstin „Gemma von Art" zurück und äußerte gegen ihn über dieses Stück alles Gute, was ich darüber in Gedanken hatte. „Ich freue mich immer", erwiderte er, „wenn etwas hervorgebracht worden, das in der Erfindung neu ist und überall den Stempel des Talents trägt." Darauf, indem er den Band zwischen beide Hände nahm und ihn ein wenig von der Seite ansah, fügte er hinzu: „Aber es will mir nie recht gefallen, wenn ich sehe daß dramatische Schriftsteller Stücke machen, die durchaus zu lang sind, um so gegeben werden zu können, wie sie geschrieben. Diese Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich sonst darüber empfinden würde. Sehen Sie nur, was «Gemma von Art» für ein dicker Band ist."

„Schiller", erwiderte ich, „hat es nicht viel besser gemacht, und doch ist er ein sehr großer dramatischer Schriftsteller."

„Auch er hat freilich darin gefehlt", erwiderte Goethe. „Besonders seine ersten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend schrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte

zu viel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, als daß er es hätte beherrschen können. Später, als er sich dieses Fehlers bewußt war, gab er sich unendliche Mühe und suchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenstand gehörig beherrschen und sich vom Leibe zu halten, und sich nur auf das durchaus Nothwendige zu concentriren, erfordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen und ist schwerer als man denkt."

Hofrath Riemer ließ sich melden und trat herein. Ich schickte mich an zu gehen, weil ich wußte, daß es der Abend war, wo Goethe mit Riemer zu arbeiten pflegt. Allein Goethe bat mich zu bleiben, welches ich denn sehr gern that und wodurch ich Zeuge einer Unterhaltung wurde voll Uebermuth, Ironie und mephistopheliſcher Laune von seiten Goethe's.

„Da ist der Sömmerring gestorben", fing Goethe an, „kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radicalen Narren; er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich."

„Man könnte hinzufügen", erwiderte ich, „daß er Ihnen noch in einem andern Punkte gleicht, denn er arbeitet noch immer mit der ganzen Thätigkeit der Jugend."

„Das mag sein", erwiderte Goethe; „aber wir befinden uns an den beiden entgegengesetzten Enden der Kette: er will niederreißen, und ich möchte erhalten und aufbauen. In seinem Alter so radical zu sein, ist der Gipfel aller Tollheit."

„Ich denke", entgegnete ich, „man muß zwei Arten von Radicalismus unterscheiden. Der eine, um künftig aufzubauen, will vorher reine Bahn machen und alles niederreißen; während der andere sich begnügt, auf die schwachen Partien und Fehler einer Staatsverwaltung hinzudeuten, in Hoffnung, das Gute zu erreichen ohne die Anwendung gewaltsamer Mittel. In England geboren, würden Sie dieser letzten Art sicher nicht entgangen sein."

„Wofür halten Sie mich?“ erwiderte Goethe, der nun ganz die Miene und den Ton seines Mephisto annahm. „Ich hätte sollen Misbräuchen nachspüren, und noch obendrein sie aufdecken und sie namhaft machen, ich, der ich in England von Misbräuchen würde gelebt haben? In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog gewesen, oder vielmehr ein Bischof mit jährlichen 30000 Pfund Sterling Einkünfte.“

„Recht hübsch“, erwiderte ich; „aber wenn Sie zufällig nicht das große Los, sondern eine Niete gezogen hätten? Es gibt so unendlich viele Nieten.“

„Nicht jeder, mein Allerbester“, erwiderte Goethe, „ist für das große Los gemacht. Glauben Sie denn, daß ich die Sottise begangen haben würde, auf eine Niete zu fallen? Ich hätte vor allen Dingen die Partie der 39 Artikel ergriffen, ich hätte sie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten, besonders den Artikel 9, der für mich ein Gegenstand einer ganz besondern Aufmerksamkeit und zärtlichen Hingebung gewesen sein würde. Ich hätte in Reimen und Prosa so lange und so viel geheuchelt und gelogen, daß meine 30000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen. Und dann, einmal zu dieser Höhe gelangt, würde ich nichts unterlassen haben mich oben zu erhalten. Besonders würde ich alles gethan haben, die Nacht der Unwissenheit womöglich noch finsterer zu machen. O wie hätte ich die gute einfältige Masse cajoliren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten lassen, damit ja niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Muth hätte haben sollen zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Misbräuche fundirt sei!“

„Bei Ihnen“, versetzte ich, „hätte man doch wenigstens den Trost gehabt, zu denken daß Sie durch ein vorzügliches Talent zu solcher Höhe gelangt; in England aber sind oft gerade die Dummsten und Unfähigsten im Genuß der höchsten irdischen Güter, die sie keineswegs dem eigenen Verdienst, sondern der Protection, dem Zufall und vor allem der Geburt zu verdanken haben.“

„Im Grunde“, erwiderte Goethe, „ist es gleichviel, ob einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung,

oder durch Erbschaft zugefallen. Die ersten Besitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwissenheit und Schwäche der andern sich zu Nutze machten. Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nöthig hat sie im Tollhause zu suchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verstorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuser kannte, mich durch List und Ueberraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfniß verspüre, auch noch diejenigen Narren zu sehen, die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. «Ich bin sehr bereit», sagte ich, «Euer Hoheit, wenn es sein muß, in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser.»

O welch ein Spaß würde es für mich sein, die 39 Artikel auf meine Weise zu tractiren und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!"

„Auch ohne Bischof zu sein", sagte ich, „könnten Sie sich dieses Vergnügen machen."

„Nein", erwiderte Goethe, „ich werde mich ruhig verhalten; man muß sehr gut bezahlt sein, um so zu lügen. Ohne Aussicht auf die Bischofsmütze und meine 30000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verstehen. Uebrigens habe ich schon ein Pröbchen in diesem Genre abgelegt. Ich habe als sechzehnjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht über die Höllenfahrt Christi geschrieben, das sogar gedruckt, aber nicht bekannt geworden, und das erst in diesen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht ist voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen. Nicht wahr, Riemer, Sie kennen es?"

„Nein, Excellenz", erwiderte Riemer, „ich kenne es nicht. Aber ich erinnere mich, daß Sie im ersten Jahre nach meiner Ankunft schwer krank waren und in Ihrem Phantasiren mit einem male die schönsten Verse über denselbigen Gegenstand recitirten. Es waren dies ohne Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend."

„Die Sache ist sehr wahrscheinlich", sagte Goethe. „Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen

Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die schönsten griechischen Sentenzen recitirte. Man war vollkommen überzeugt, daß dieser Mann kein Wort griechisch verstehe, und schrie daher Wunder über Wunder, ja die Klugen fingen schon an aus dieser Leichtgläubigkeit der Thoren Vortheil zu ziehen, als man unglücklicherweise entdeckte, daß jener Alte in seiner frühen Jugend war genöthigt worden allerlei griechische Sprüche auswendig zu lernen, und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch sein Beispiel anzuspornen trachtete. Er hatte jenes wirklich classische Griechisch ganz maschinenmäßig gelernt, ohne es zu verstehen, und hatte seit funfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in seiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einem male wieder anfing sich zu regen und lebendig zu werden."

Goethe kam darauf mit derselbigen Malice und Ironie nochmals auf die enorme Besoldung der englischen hohen Geistlichkeit zurück, und erzählte sodann sein Abenteuer mit dem Lord Bristol, Bischof von Derby.

„Lord Bristol", sagte Goethe, „kam durch Jena, wünschte meine Bekanntschaft zu machen, und veranlaßte mich ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin, gelegentlich grob zu sein; wenn man ihm aber ebenso grob entgegentrat, so war er ganz tractabel. Er wollte mir im Laufe unsers Gesprächs eine Predigt über den «Werther» halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. «Der ‚Werther'», sagte er, «ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch!» — Halt! rief ich. Wenn Ihr so über den armen «Werther» redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singet ein Tedeum darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstigt, sodaß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem

Tollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüther Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, sodaß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres bischen Lichts vollends auszublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr andern, ihr Priester und Fürsten, euch so Großes und Starkes erlaubt!

„Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm sich von nun an gegen mich in unserer weitern Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Takt. Ich verlebte darauf mit ihm einen sehr guten Abend. Denn Lord Bristol, so grob er sein konnte, war ein Mann von Geist und Welt, und durchaus fähig in die verschiedenartigsten Gegenstände einzugehen. Bei meinem Abschied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch seinen Abbé die Honneurs fortsetzen. Als ich mit diesem auf die Straße gelangt war, rief er mir zu: «O, Herr von Goethe, wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von Ihrem Besuch sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun.»"

„Sie haben wegen Ihres «Werther» allerlei zu ertragen gehabt", bemerkte ich. „Ihr Abenteuer mit Lord Bristol erinnert mich an Ihre Unterredung mit Napoleon über diesen Gegenstand. War nicht auch Talleyrand dabei?"

„Er war zugegen", erwiderte Goethe. „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerst liebenswürdig gegen mich und tractirte den Gegenstand, wie es sich von einem so grandiosen Geiste erwarten ließ."

Vom „Werther" lenkte sich das Gespräch auf Romane und Schauspiele im allgemeinen und ihre moralische oder unmoralische Wirkung auf das Publikum. „Es müßte schlimm zugehen", sagte Goethe, „wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selber, das täglich der skandalösen Scenen im Ueberfluß, wo nicht vor unsern Augen, doch vor unsern Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buchs oder Theaterstücks keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch."

„Aber doch", bemerkte ich, „sucht man sich bei Kindern in Acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge spricht, welche zu hören wir für sie nicht gut halten."

„Das ist recht löblich", erwiderte Goethe, „und ich thue es selbst nicht anders; allein ich halte diese Vorsicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem andern. Sie wissen auch immer ganz genau, wie dieser oder jener Hausfreund zu ihren Aeltern steht, und da sie nun in der Regel noch keine Verstellung üben, so können sie uns als die trefflichsten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unserer Gunst oder Ungunst bei den Ihrigen wahrzunehmen.

„Man hatte einst in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte, zu erfahren woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen sein. Mit einem male bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht grüßten, wie sie sonst zu thun pflegten. Dies war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr

bald, daß es ihre lieben Aeltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten."

Montag den 29. März 1830.*

Abends einige Augenblicke bei Goethe. Er schien sehr ruhig und heiter und in der mildesten Stimmung. Ich fand ihn umgeben von seinem Enkel Wolf und Gräfin Karoline Egloffstein, seiner intimen Freundin. Wolf machte seinem lieben Großvater viel zu schaffen. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der einen Schulter und bald auf der andern. Goethe erduldete alles mit der größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben seinem Alter auch sein mochte. „Aber, lieber Wolf", sagte die Gräfin, „plage doch deinen guten Großvater nicht so entsetzlich! er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden." — „Das hat gar nichts zu sagen", erwiderte Wolf; „wir gehen bald zu Bette, und da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Fatigue ganz vollkommen wieder auszuruhen." — „Sie sehen", nahm Goethe das Wort, „daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist."

Das Gespräch wendete sich auf Campe und dessen Kinderschriften. „Ich bin mit Campe", sagte Goethe, „nur zweimal in meinem Leben zusammengetroffen. Nach einem Zwischenraum von vierzig Jahren sah ich ihn zuletzt in Karlsbad. Ich fand ihn damals sehr alt, dürr, steif und abgemessen. Er hatte sein ganzes Leben lang nur für Kinder geschrieben; ich dagegen gar nichts für Kinder, ja nicht einmal für große Kinder von zwanzig Jahren. Auch konnte er mich nicht ausstehen. Ich war ihm ein Dorn im Auge, ein Stein des Anstoßes, und er that alles, um mich zu vermeiden. Doch führte das Geschick mich eines Tages ganz unerwartet an seine Seite, sodaß er nicht umhin konnte einige Worte an mich zu wenden. «Ich habe», sagte er, «vor den Fähigkeiten Ihres Geistes allen Respect; Sie haben in verschiedenen Fächern eine erstaunliche Höhe erreicht. Aber, sehen

Sie, das sind alles Dinge, die mich nichts angehen und auf die ich gar nicht den Werth legen kann, den andere Leute darauf legen.» Diese etwas ungalante Freimüthigkeit verdroß mich keineswegs, und ich sagte ihm dagegen allerlei Verbindliches. Auch halte ich in der That ein großes Stück auf Campe. Er hat den Kindern unglaubliche Dienste geleistet; er ist ihr Entzücken und sozusagen ihr Evangelium. Blos wegen zwei oder drei ganz schrecklicher Geschichten, die er nicht blos die Ungeschicklichkeit gehabt hat zu schreiben, sondern auch in seine Sammlung für Kinder mit aufzunehmen, möchte ich ihn ein wenig gezüchtigt sehen. Warum soll man die heitere, frische, unschuldige Phantasie der Kinder so ganz unnöthigerweise mit den Eindrücken solcher Greuel belasten!"

Montag den 5. April 1830.

Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist. „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein", sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich so sehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Désobligeanten, ungefähr so als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen — und das ist schon ein wenig zu seinem Nachtheil; oder er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus — und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht genirt, ist Zelter; bei allen andern ist sie mir fatal. Es kommt mir immer

vor als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

„Es hat jemand bemerken wollen", versetzte ich, „daß das Brillentragen die Menschen dünkelhaft mache, indem die Brille sie auf eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt sich die Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur sei."

„Die Bemerkung ist sehr artig", erwiderte Goethe, „sie scheint von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen, ist sie nicht haltbar. Denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blinden sehr bescheidene Menschen sein, dagegen alle mit trefflichen Augen Begabten dünkelhaft. Dies ist aber durchaus nicht so; vielmehr finden wir, daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgestatteten Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dagegen alle besonders geistig verfehlten weit eher einbilderischer Art. Es scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinsicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dünkel als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat.

„Uebrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so geistiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. Bei Bornirten und geistig Dunkeln findet sich der Dünkel; bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kraft wirklich ist, so ist dieses Gefühl alles andere, aber kein Dünkel."

Wir unterhielten uns noch über verschiedene andere Gegenstände und kamen zuletzt auch auf das „Chaos", diese von Frau von Goethe geleitete weimarische Zeitschrift, woran nicht blos hiesige deutsche Herren und Damen, sondern vorzüglich auch die hier sich aufhaltenden jungen Engländer, Franzosen und andere Fremdlinge theilnehmen, sodaß denn fast jede Nummer ein Gemisch fast aller bekanntesten europäischen Sprachen darbietet.

„Es ist doch hübsch von meiner Tochter", sagte Goethe, „und man muß sie loben und es ihr Dank wissen, daß sie das höchst originelle Journal zu Stande gebracht und die einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft so in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr besteht. Es ist freilich nur ein dilettantischer Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt; allein es ist doch artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarischen Gesellschaft. Und dann, was die Hauptsache ist, es gibt unsern jungen Herren und Damen, die oft gar nicht wissen was sie mit sich anfangen sollen, etwas zu thun; auch haben sie dadurch einen geistigen Mittelpunkt, der ihnen Gegenstände der Besprechung und Unterhaltung bietet und sie also gegen den ganz nichtigen und hohlen Klatsch schützt. Ich lese jedes Blatt, sowie es frisch aus der Presse kommt, und kann sagen, daß mir im ganzen noch nichts Ungeschicktes vorgekommen ist, vielmehr mitunter sogar einiges recht Hübsche. Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau von Bechtolsheim auf den Tod der Frau Großherzogin-Mutter einwenden? Ist das Gedicht nicht sehr artig? Das einzige, was sich gegen dieses sowie gegen das meiste unserer jungen Damen und Herren sagen ließe, wäre etwa, daß sie, gleich zu saftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarotzerschößlinge treiben, einen Ueberfluß von Gedanken und Empfindungen haben, deren sie nicht Herr sind, sodaß sie sich selten zu beschränken und da aufzuhören wissen, wo es gut wäre. Dieses ist auch der Frau von Bechtolsheim passirt. Um einen Reim zu bewahren, hatte sie einen andern Vers hinzugefügt, der dem Gedicht durchaus zum Nachtheil gereichte, ja es gewissermaßen

verdarb. Ich ſah dieſen Fehler im Manuſcript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Praktikus ſein", fügte er lachend hinzu, „um das Streichen zu verſtehen. Schiller war hierin beſonders groß. Ich ſah ihn einmal bei Gelegenheit ſeines «Muſenalmanachs» ein pompöſes Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf ſieben reduciren, und zwar hatte das Product durch dieſe furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten dieſe ſieben Strophen noch alle guten und wirkſamen Gedanken jener zweiundzwanzig."

Montag den 19. April 1830.*

Goethe erzählte mir von dem Beſuche zweier Ruſſen, die heute bei ihm geweſen. „Es waren im ganzen recht hübſche Leute", ſagte er; „aber der eine zeigte ſich mir nicht eben liebenswürdig, indem er während der ganzen Viſite kein einziges Wort hervorbrachte. Er kam mit einer ſtummen Verbeugung herein, öffnete während ſeiner Anweſenheit nicht die Lippen, und nahm nach einem halben Stündchen mit einer ſtummen Verbeugung wieder Abſchied. Er ſchien blos gekommen zu ſein, mich anzuſehen und zu beobachten. Er ließ, während ich ihnen gegenüberſaß, ſeine Blicke nicht von mir. Das ennuyirte mich; weshalb ich denn anfing das tollſte Zeug hin- und herzuſchwatzen, ſo wie es mir gerade in den Kopf fuhr. Ich glaube, ich hatte die Vereinigten Staaten von Nordamerika mir zum Thema genommen, das ich auf die leichtſinnigſte Weiſe behandelte und davon ſagte was ich wußte und was ich nicht wußte, immer gerade in den Tag hinein. Das ſchien aber meinen beiden Fremden eben recht zu ſein, denn ſie verließen mich dem Anſcheine nach durchaus nicht unzufrieden."

Donnerstag den 22. April 1830.*

Bei Goethe zu Tiſche. Frau von Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm belebt, doch iſt mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreiſender Fremder ſich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe ſich aufzuhalten und morgen früh wieder abreiſen müſſe. Goethe ließ ihm ſagen, daß er ſehr bedauere, heute niemand ſehen zu können; vielleicht aber morgen Mittag. „Ich denke", fügte er lächelnd hinzu, „das wird genug ſein." Zu gleicher Zeit aber verſprach er ſeiner Tochter, daß er den Beſuch des von ihr empfohlenen jungen Henning nach Tiſche erwarten wolle, und zwar in Rückſicht ſeiner braunen Augen, die denen ſeiner Mutter gleichen ſollten.

Mittwoch den 12. Mai 1830.*

Vor Goethe's Fenſter ſtand ein kleiner bronzener Moſes, eine Nachbildung des berühmten Originals von Michel Angelo. Die Arme erſchienen mir im Verhältniß zum übrigen Körper zu lang und zu ſtark, welche meine Meinung ich gegen Goethe offen ausſprach.

„Aber die beiden ſchweren Tafeln mit den Zehn Geboten!" rief er lebhaft; „glaubt Ihr denn, daß es eine Kleinigkeit war, die zu tragen? Und glaubt Ihr denn ferner, daß Moſes, der eine Armee Juden zu commandiren und zu bändigen hatte, ſich mit ganz ordinären Armen hätte begnügen können?"

Goethe lachte, indem er dieſes ſagte, ſodaß ich nicht erfuhr, ob ich wirklich unrecht hatte, oder ob er ſich mit der Vertheidigung ſeines Künſtlers nur einen Spaß machte.

Montag den 2. Auguſt 1830.*

Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und ſetzten alles in Aufregung.

Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun", rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!"

„Eine furchtbare Geschichte!" erwiderte ich. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde."

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester", erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!"

Diese Aeußerung Goethe's war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte.

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung", fuhr Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Discussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publikums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle

Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege blos mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen, und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanctionirt!

„Ich habe mich seit funfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignorirt. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmerring, Oken, D'Alton, Carus und andern gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

Sonnabend den 21. August 1830.*

Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menschen. Er versprach, etwas für ihn zu thun, doch schien er wenig Vertrauen zu haben.

„Wer wie ich", sagte er, „ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protection junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchsten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden ist, dem muß wol der Enthusiasmus und die Lust, in solcher Richtung zu wirken, nach und nach vergehen. Es ist nun an euch jüngern Leuten, den Mäcen zu spielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieſer Aeußerung Goethe's die täuſchenden Verſprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüten, aber keine Früchte tragen.

Mittwoch den 13. October 1830.*

Goethe zeigte mir Tabellen, wohinein er in lateiniſcher und deutſcher Sprache viele Namen von Pflanzen geſchrieben hatte, um ſie auswendig zu lernen. Er ſagte mir, daß er ein Zimmer gehabt, das ganz mit ſolchen Tabellen austapeziert geweſen, und worin er, an den Wänden umhergehend, ſtudirt und gelernt habe. „Es thut mir leid", fügte er hinzu, „daß es ſpäter überweißt worden. Auch hatte ich ein anderes, das mit chronologiſchen Notizen meiner Arbeiten während einer langen Reihe von Jahren beſchrieben war, und worauf ich das Neueſte immer nachtrug. Auch dieſes iſt leider übertüncht worden, welches ich nicht wenig bedauere, indem es mir gerade jetzt herrliche Dienſte thun könnte."

Mittwoch den 20. October 1830.*

Ein Stündchen bei Goethe, um mit ihm im Auftrage der Frau Großherzogin wegen eines ſilbernen Wappenſchildes Rückſprache zu nehmen, das der Prinz der hieſigen Armbruſtſchützengeſellſchaft verehren ſoll, deren Mitglied er geworden.

Unſere Unterhaltung wendete ſich bald auf andere Dinge, und Goethe bat mich, ihm meine Meinung über die Saint-Simoniſten zu ſagen.

„Die Hauptrichtung ihrer Lehre", erwiderte ich, „ſcheint dahin zu gehen, daß jeder für das Glück des Ganzen arbeiten ſolle, als unerlaßliche Bedingung ſeines eigenen Glücks."

„Ich dächte", erwiderte Goethe, „jeder müſſe bei ſich ſelber anfangen und zunächſt ſein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entſtehen wird. Uebrigens erſcheint jene Lehre mir durchaus

unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als einzelner seine Pflicht thut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse, und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber dies war nicht Zweck, sondern ganz nothwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet. Hätte ich als Schriftsteller die Wünsche des großen Haufens mir zum Ziele machen und diese zu befriedigen trachten wollen, so hätte ich ihnen Histörchen erzählen und sie zum besten haben müssen, wie der selige Kotzebue gethan."

„Dagegen ist nichts zu sagen", erwiderte ich. „Es gibt aber nicht blos ein Glück, was ich als einzelnes Individuum, sondern auch ein solches, was ich als Staatsbürger und Mitglied einer großen Gesammtheit genieße. Wenn man nun die Erreichung des möglichsten Glücks für ein ganzes Volk nicht zum Princip macht, von welcher Basis soll da die Gesetzgebung ausgehen!"

„Wenn Sie da hinaus wollen", erwiderte Goethe, „so habe ich freilich gar nichts einzuwenden. In solchem Falle könnten aber nur sehr wenige Auserwählte von Ihrem Princip Gebrauch machen. Es wäre nur ein Recept für Fürsten und Gesetzgeber; wiewol es mir auch da scheinen will, als ob die Gesetze mehr trachten müßten, die Masse der Uebel zu vermindern, als sich anmaßen zu wollen, die Masse des Glücks herbeizuführen."

„Beides", entgegnete ich, „würde wol ziemlich auf eins hinauskommen. Schlechte Wege erscheinen mir z. B. als ein großes Uebel. Wenn aber der Fürst in seinem Staate, bis auf die letzte Dorfgemeinde, gute Wege einführt, so ist

nicht blos ein großes Uebel gehoben, sondern zugleich für sein Volk ein großes Glück erreicht. Ferner ist eine langsame Justiz ein großes Unglück. Wenn aber der Fürst durch Anordnung eines öffentlichen mündlichen Verfahrens seinem Volke eine rasche Justiz gewährt, so ist abermals nicht blos ein großes Uebel beseitigt, sondern abermals ein großes Glück da."

„Aus diesem Tone", fiel Goethe ein, „wollte ich Euch noch ganz andere Lieder pfeifen. Aber wir wollen noch einige Uebel unangedeutet lassen, damit der Menschheit etwas bleibe, woran sie ihre Kräfte ferner entwickele. Meine Hauptlehre aber ist vorläufig diese: Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht!"

Dienstag den 4. Januar 1831.*

Ich durchblätterte mit Goethe einige Hefte Zeichnungen meines Freundes Töpffer in Genf, dessen Talent als Schriftsteller wie als bildender Künstler gleich groß ist, der es aber bisjetzt vorzuziehen scheint, die lebendigen Anschauungen seines Geistes durch sichtbare Gestalten statt durch flüchtige Worte auszudrücken. Das Heft, welches in leichten Federzeichnungen die „Abenteuer des Doctor Festus" enthielt, machte vollkommen den Eindruck eines komischen Romans und gefiel Goethen ganz besonders. „Es ist wirklich zu toll!" rief er von Zeit zu Zeit, indem er ein Blatt nach dem andern umwendete; „es funkelt alles von Talent und Geist! Einige Blätter sind ganz unübertrefflich! Wenn er künftig einen weniger frivolen Gegenstand wählte und sich noch ein bischen mehr zusammennähme, so würde er Dinge machen, die über alle Begriffe wären."

„Man hat ihn mit Rabelais verglichen und ihm vorwerfen wollen", bemerkte ich, „daß er jenen nachgeahmt und von ihm Ideen entlehnt habe."

„Die Leute wissen nicht was sie wollen", erwiderte Goethe; „ich finde durchaus nichts von dergleichen. Töpffer

ſcheint mir im Gegentheil ganz auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſo durchaus originell zu ſein, wie mir nur je ein Talent vorgekommen."

Mittwoch den 17. Januar 1831.*

Ich fand Coudray bei Goethe in Betrachtung architektoniſcher Zeichnungen. Ich hatte ein Fünffrankenſtück von 1830 mit dem Bildniß Karl's X. bei mir, das ich vorzeigte. Goethe ſcherzte über den zugeſpitzten Kopf. „Das Organ der Religioſität erſcheint bei ihm ſehr entwickelt", bemerkte er. „Ohne Zweifel hat er aus übergroßer Frömmigkeit nicht für nöthig gehalten, ſeine Schuld zu bezahlen; dagegen ſind wir ſehr tief in die ſeinige gerathen, indem wir es ſeinem Genieſtreich verdanken, daß man jetzt in Europa ſo bald nicht wieder zur Ruhe kommen wird."

Wir ſprachen darauf über „Rouge et Noir", welches Goethe für das beſte Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht leugnen", fügte er hinzu, „daß einige ſeiner Frauencharaktere ein wenig zu romantiſch ſind. Indeſſen zeugen ſie alle von großer Beobachtung und pſychologiſchem Tiefblick, ſodaß man denn dem Autor einige Unwahrſcheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag."

Dienstag den 23. Januar 1831.*

Mit dem Prinzen bei Goethe. Seine Enkel amuſirten ſich mit Taſchenſpielerkunſtſtückchen, worin beſonders Walther geübt iſt. „Ich habe nichts dawider", ſagte Goethe, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit ſolchen Thorheiten ausfüllen. Es iſt, beſonders in Gegenwart eines kleinen Publikums, ein herrliches Mittel zur Uebung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geiſtigen Gewandtheit, woran wir Deutſchen ohnehin keinen Ueberfluß haben. Der Nachtheil allenfalls entſtehender kleiner Eitelkeit wird durch ſolchen Gewinn vollkommen aufgewogen."

„Auch sorgen schon die Zuschauer für die Dämpfung solcher Regungen", bemerkte ich, „indem sie dem kleinen Künstler gewöhnlich sehr scharf auf die Finger sehen und schadenfroh genug sind, seine Fehlgriffe zu verhöhnen und seine kleinen Geheimnisse zu seinem Verdruß öffentlich aufzudecken."

„Es geht ihnen wie den Schauspielern", versetzte Goethe, „die heute gerufen und morgen gepfiffen werden, wodurch denn alles im schönsten Gleise bleibt."

Mittwoch den 10. März 1831.*

Diesen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beschlossen habe, der Direction des hiesigen Theaters ein Geschenk von tausend Thalern zustellen zu lassen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Diese Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, sichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm zu bereden. Es ist nämlich die Absicht der Frau Großherzogin, den jetzigen besten deutschen Schriftsteller, insofern er ohne Amt und Vermögen wäre und blos von den Früchten seines Talents leben müßte, nach Weimar berufen zu lassen und ihm hier eine sorgenfreie Lage zu bereiten, dergestalt, daß er die gehörige Muße fände, jedes seiner Werke zu möglichster Vollendung heranreifen zu lassen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Noth flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachtheil seines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin", erwiderte Goethe, „ist wahrhaft fürstlich, und ich beuge mich vor ihrer edeln Gesinnung; allein es wird sehr schwer halten, irgendeine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht jeder hierher, und nicht jedem wäre

wirklich damit geholfen. Ich werde indeß die edle Absicht im Auge behalten und sehen was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen."

Mittwoch den 31. März 1831.*

Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, sodaß er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen im rechten Beine, bis denn zuletzt sein inneres Uebel durch eine Wunde am Fuße sich Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil, und er ist wieder heiter und graziös wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Besuch gemacht und kam sehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach seinem Befinden gefragt; worauf er denn sehr galant geantwortet, daß er bis heute seine Genesung noch nicht gespürt, daß aber ihre Gegenwart ihm das Glück der wiedererlangten Gesundheit aufs neue empfinden lasse.

Mittwoch den 14. April 1831.*

Soirée beim Prinzen. Einer der ältern anwesenden Herren, der sich noch mancher Dinge aus den ersten Jahren von Goethe's Hiersein erinnerte, erzählte uns folgendes sehr Charakteristische.

„Ich war dabei", sagte er, „als Goethe im Jahre 1784 seine bekannte Rede bei der feierlichen Eröffnung des ilmenauer Bergwerks hielt, wozu er alle Beamten und Interessenten aus der Stadt und Umgegend eingeladen hatte. Er schien seine Rede gut im Kopfe zu haben, denn er sprach eine Zeit lang ohne allen Anstoß und vollkommen geläufig. Mit einem male aber schien er wie von seinem guten Geiste gänzlich verlassen, der Faden seiner Gedanken war wie ab-

geschnitten, und er schien den Ueberblick des ferner zu Sagenden gänzlich verloren zu haben. Dies hätte jeden andern in große Verlegenheit gesetzt; ihn aber keineswegs. Er blickte vielmehr wenigstens zehn Minuten lang fest und ruhig in dem Kreise seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, sodaß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu sein, er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt ohne Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nichts passirt wäre."

Sonntag den 20. Juni 1831.

Diesen Nachmittag ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tische fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrthümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache ist ganz einfach diese", sagte Goethe. „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wol gar verletzt und vernichtet."

„Wenn Sie das sagen", erwiderte ich, „der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen

und, als Feind aller Phrase, für Ihre höhern Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dächte aber, wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden sein. Unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen. Die Franzosen aber stehen gegen uns sehr im Nachtheil. Bei ihnen wird der Ausdruck eines angeschauten höhern Naturverhältnisses durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus sogleich materiell und gemein, sodaß er der höhern Anschauung keineswegs mehr genügt."

„Wie sehr Sie recht haben", fiel Goethe ein, „ist mir noch neulich bei dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire ist ein Mensch, der wirklich in das geistige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einsicht hat; allein seine französische Sprache, insofern er sich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen ist, läßt ihn durchaus im Stiche. Und zwar nicht blos bei geheimnißvoll-geistigen, sondern auch bei ganz sichtbaren, rein körperlichen Gegenständen und Verhältnissen. Will er die einzelnen Theile eines organischen Wesens ausdrücken, so hat er dafür kein anderes Wort als Materialien, wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Theile das organische Ganze eines Arms bilden, mit den Steinen, Balken und Bretern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.

„Ebenso ungehörig", fuhr Goethe fort, „gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck Composition. Ich kann aber wol die einzelnen Theile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Composition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Theile eines organischen Ganzen im Sinne habe."

„Es will mir sogar scheinen", versetzte ich, „als ob der Ausdruck Composition auch bei echten Erzeug-

Buch nicht allein möglich macht und
s sogar ganz erträglich und ergötzlich

Mittwoch den 14. Juli 1831.*

mit dem Prinzen Se. Majestät den König
zu Goethe. Der König schien bei unserer
befriedigt und trug mir auf, Goethen für
zu danken, das dieser Besuch ihm ge-

Donnerstag den 15. Juli 1831.*

enblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Com-
önigs ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt mit
ezug auf die Spiraltendenz der Pflanze, von
Entdeckung er der Meinung ist daß sie sehr
nd auf die Wissenschaft großen Einfluß aus-
„Es geht doch nichts über die Freude", fügte
uns das Studium der Natur gewährt. Ihre
ind von einer unergründlichen Tiefe, aber es
hen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke
Und gerade daß sie am Ende doch unergründlich
r uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr
und immer wieder neue Einblicke und neue
zu versuchen."

Dienstag den 20. Juli 1831.*

h ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich
milder Stimmung fand. Wir sprachen über
, zuletzt auch über Karlsbad, und er scherzte
herlei Herzensabenteuer, die er daselbst erlebt.
iebschaft", sagte er, „ist das einzige, was uns

niſſen der Kunſt und Poeſie ungehörig und herabwürdigend wäre."

„Es iſt ein ganz niederträchtiges Wort", erwiderte Goethe, „das wir den Franzoſen zu danken haben, und das wir ſo bald wie möglich wieder los zu werden ſuchen ſollten. Wie kann man ſagen, Mozart habe ſeinen «Don Juan» componirt! Compoſition — als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zuſammenrührt! Eine geiſtige Schöpfung iſt es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiſte und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs verſuchte und ſtückelte und nach Willkür verfuhr, ſondern wobei der dämoniſche Geiſt ſeines Genies ihn in der Gewalt hatte, ſodaß er ausführen mußte was jener gebot."

Sonntag den 27. Juni 1831.*

Wir ſprachen über Victor Hugo. „Er iſt ein ſchönes Talent", ſagte Goethe, „aber ganz in der unſelig-romantiſchen Richtung ſeiner Zeit befangen, wodurch er denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichſte und Häßlichſte darzuſtellen verführt wird. Ich habe in dieſen Tagen ſeine «Notre-Dame de Paris» geleſen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszuſtehen, die dieſe Lektüre mir gemacht hat. Es iſt das abſcheulichſte Buch, das je geſchrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen, die man auszuſtehen hat, nicht einmal durch die Freude entſchädigt, die man etwa an der dargeſtellten Wahrheit menſchlicher Natur und menſchlicher Charaktere empfinden könnte. Sein Buch iſt im Gegentheil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten ſogenannten handelnden Perſonen ſind keine Menſchen mit lebendigem Fleiſch und Blut, ſondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umſpringt wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen läßt, ſo wie er es für ſeine beabſichtigten Effecte eben braucht. Was iſt das aber für eine

Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet!"

Mittwoch den 14. Juli 1831.*

Ich begleitete mit dem Prinzen Se. Majestät den König von Würtemberg zu Goethe. Der König schien bei unserer Zurückkunft sehr befriedigt und trug mir auf, Goethen für das Vergnügen zu danken, das dieser Besuch ihm gemacht habe.

Donnerstag den 15. Juli 1831.*

Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Commission des Königs ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt mit Studien in Bezug auf die Spiraltendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung ist daß sie sehr weit führen und auf die Wissenschaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude", fügte er hinzu, „die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen."

Dienstag den 20. Juli 1831.*

Nach Tisch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich sehr heiterer, milder Stimmung fand. Wir sprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Karlsbad, und er scherzte über die mancherlei Herzensabenteuer, die er daselbst erlebt. „Eine kleine Liebschaft", sagte er, „ist das einzige, was uns

einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor Langeweile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich, dort irgendeine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Besonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht.

„Ich besuchte nämlich eines Tages Frau von Reck. Nachdem wir uns eine Weile nicht sonderlich unterhalten und ich wieder Abschied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei sehr hübschen jungen Mädchen. «Wer war der Herr, der soeben von Ihnen ging?» fragte die Dame. «Es war Goethe», antwortete Frau von Reck. «O wie leid thut es mir», erwiderte die Dame, «daß er nicht geblieben ist, und daß ich nicht das Glück gehabt habe, seine Bekanntschaft zu machen!» — «O daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe», sagte die Reck. «Er ist sehr langweilig unter Damen, es sei denn daß sie hübsch genug wären, ihm einiges Interesse einzuflößen. Frauen unsers Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen.»

„Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hause gingen, gedachten sie der Worte der Frau von Reck. «Wir sind jung, wir sind hübsch», sagten sie, «laßt doch sehen, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen!» Am andern Morgen auf der Promenade am Sprudel machten sie mir im Vorübergehen wiederholt die graziösesten, lieblichsten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlassen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und sie anzureden. Sie waren charmant! Ich sprach sie wieder und wieder, sie führten mich zu ihrer Mutter, und so war ich denn gefangen. Von nun an sahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage miteinander. Um unser Verhältniß noch inniger zu machen, ereignete es sich, daß der Verlobte der einen ankam, worauf ich mich denn um so ungetheilter an die andere schloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man sich denken kann, sehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle miteinander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieser Familie so glückliche Tage, daß sie mir noch jetzt eine höchst angenehme

Erinnerung ſind. Die beiden Mädchen erzählten mir ſehr bald die Unterredung zwiſchen ihrer Mutter und Frau von Reck, und welche Verſchwörung ſie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht."

Hierbei fällt mir eine Anekdote anderer Art ein, die Goethe mir früher erzählte und die hier einen Platz finden mag.

„Ich ging", ſagte er mir, „mit einem guten Bekannten einſt in einem Schloßgarten gegen Abend ſpazieren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Perſonen unſers Kreiſes bemerkten, die in ruhigen Geſprächen aneinander hingingen. Ich kann Ihnen ſowenig den Herrn als die Dame nennen, aber es thut nichts zur Sache. Sie unterhielten ſich alſo und ſchienen an nichts zu denken, als mit einem male ihre Köpfe ſich gegeneinander neigten und ſie ſich gegenſeitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie ſchlugen darauf ihre erſte Richtung wieder ein und ſetzten ſehr ernſt ihre Unterhaltung fort, als ob nichts paſſirt wäre. «Haben Sie es geſehen?» rief mein Freund voll Erſtaunen; «darf ich meinen Augen trauen?» Ich habe es geſehen, erwiderte ich ganz ruhig — aber ich glaube es nicht!"

Montag den 2. Auguſt 1831.*

Wir ſprachen über die Metamorphoſe der Pflanze, und namentlich über Decandolle's Lehre von der Symmetrie, die Goethe für eine bloße Illuſion hält.

„Die Natur", fügte er hinzu, „ergibt ſich nicht einem jeden. Sie erweiſt ſich vielmehr gegen viele wie ein neckiſches junges Mädchen, das uns durch tauſend Reize anlockt, aber in dem Augenblicke, wo wir es zu faſſen und zu beſitzen glauben, unſern Armen entſchlüpft."

Mittwoch den 19. October 1831.*

Heute war zu Belvedere die Verſammlung der Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, auch erſte Aus-

ſtellung von Früchten und Gegenſtänden der Induſtrie, welche reicher war als man erwartet hatte. Darauf großes Diner der zahlreich anweſenden Mitglieder. Goethe trat herein, zu freudiger Ueberraſchung aller Anweſenden. Er verweilte einige Zeit und betrachtete ſodann die ausgeſtellten Gegenſtände mit ſichtbarem Intereſſe. Sein Erſcheinen machte den glücklichſten Eindruck, beſonders auch auf ſolche, die ihn früher noch nicht geſehen.

Donnerstag den 1. December 1831.

Ein Stündchen bei Goethe in allerlei Geſprächen. Dann kamen wir auch auf Soret.

„Ich habe", ſagte Goethe, „in dieſen Tagen ein ſehr hübſches Gedicht von ihm geleſen, und zwar eine Trilogie, deren beide erſten Theile einen heiter ländlichen, der letzte aber, unter dem Titel «Mitternacht», einen ſchauerlich-düſtern Charakter trägt. Dieſe «Mitternacht» iſt ihm ganz vorzüglich gelungen. Man athmet darin wirklich den Hauch der Nacht, faſt wie in den Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt. Victor Hugo hat ähnliche Gegenſtände behandelt, allein nicht mit ſolchem Glück. In den nächtlichen Darſtellungen dieſes unſtreitig ſehr großen Talents wird es nie wirklich Nacht, vielmehr bleiben die Gegenſtände immer noch ſo deutlich und ſichtbar, als ob es in der That noch Tag und die dargeſtellte Nacht blos eine erlogene wäre. Soret hat den berühmten Victor Hugo in ſeiner «Mitternacht» ohne Frage übertroffen."

Ich freute mich dieſes Lobes und nahm mir vor die gedachte Trilogie von Soret baldmöglichſt zu leſen. „Wir beſitzen in unſerer Literatur ſehr wenige Trilogien", bemerkte ich.

„Dieſe Form", erwiderte Goethe, „iſt bei den Modernen überall ſelten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der ſich naturgemäß in drei Partien behandeln laſſe,

ſodaß in der erſten eine Art Expoſition, in der zweiten eine Art Kataſtrophe, und in der dritten eine verſöhnende Ausgleichung ſtattfinde. In meinen Gedichten vom Junggeſellen und der Müllerin finden ſich dieſe Erforderniſſe beiſammen, wiewol ich damals, als ich ſie ſchrieb, keineswegs daran dachte eine Trilogie zu machen. Auch mein «Paria» iſt eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich dieſen Cyklus ſogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt. Meine ſogenannte «Trilogie der Leidenſchaft» dagegen iſt urſprünglich nicht als Trilogie concipirt, vielmehr erſt nach und nach und gewiſſermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerſt hatte ich, wie Sie wiſſen, blos die «Elegie» als ſelbſtändiges Gedicht für ſich. Dann beſuchte mich die Szymanowska, die denſelbigen Sommer mit mir in Marienbad geweſen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich-ſeligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieſer Freundin widmete, ſind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener «Elegie» gedichtet und fügen ſich dieſer wie von ſelbſt als verſöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines «Werther» veranſtalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchſt willkommener Anlaß war, mein Gedicht «An Werther» zu ſchreiben. Da ich aber immer noch einen Reſt jener Leidenſchaft im Herzen hatte, ſo geſtaltete ſich das Gedicht wie von ſelbſt als Introduction zu jener «Elegie». So kam es denn, daß alle drei jetzt beiſammenſtehenden Gedichte von demſelbigen liebesſchmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene «Trilogie der Leidenſchaft» ſich bildete, ich wußte nicht wie.

„Ich habe Soret gerathen, mehr Trilogien zu ſchreiben, und zwar ſoll er es auch machen, wie ich eben erzählt. Er ſoll ſich nicht die Mühe nehmen, zu irgendeiner Trilogie einen eigenen Stoff zu ſuchen, vielmehr ſoll er aus dem reichen Vorrath ſeiner ungedruckten Poeſien irgendein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduction und verſöhnenden Abſchluß hinzudichten, doch ſo, daß zwiſchen jeder der drei Productionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf dieſe Weiſe kommt man weit leichter zum Ziele und erſpart

ſich viel Denken, welches bekanntlich, wie Meyer ſagt, eine gar ſchwierige Sache iſt."

Wir ſprachen darauf über Victor Hugo, und daß ſeine zu große Fruchtbarkeit ſeinem Talente im hohen Grade nachtheilig.

„Wie ſoll einer nicht ſchlechter werden und das ſchönſte Talent zu Grunde richten", ſagte Goethe, „wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman zu ſchreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten ſcheint um ungeheuere Geldſummen zuſammenzuſchlagen. Ich ſchelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch nicht, daß er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht iſt; allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, ſo muß er anfangen weniger zu ſchreiben und mehr zu arbeiten."

Goethe ging darauf die „Marion Delorme" durch und ſuchte mir deutlich zu machen, daß der Gegenſtand nur Stoff zu einem einzigen guten und zwar recht tragiſchen Act enthalten habe, daß aber der Autor durch Rückſichten ganz ſecundärer Art ſich habe verführen laſſen, ſeinen Gegenſtand auf fünf lange Acte übermäßig auszudehnen. „Hierbei", fügte Goethe hinzu, „haben wir blos den Vortheil gehabt, zu ſehen daß der Dichter auch in Darſtellung des Details bedeutend iſt, welches freilich auch nichts Geringes und allerdings etwas heißen will."

Donnerstag den 5. Januar 1832.*

Von meinem Freunde Töpffer in Genf waren einige neue Hefte Federzeichnungen und Aquarellbilder eingegangen, größtentheils landſchaftliche Anſichten aus der Schweiz und Italien, die er auf ſeinen Fußreiſen nach und nach zuſammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieſer Zeichnungen, beſonders der Aquarellbilder, ſo ſehr frappirt, daß er ſagte, es ſei ihm als ſähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dies noch keineswegs das Beſte von Töpffer ſei und daß er ganz andere Dinge zu ſenden habe. „Ich

weiß nicht was Ihr wollt!“ erwiderte Goethe. „Was ſollte es denn noch beſſer ſein! Und was hätte es zu ſagen wenn es auch wirklich noch etwas beſſer wäre! Sobald ein Künſtler zu einer gewiſſen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt iſt, wird es ziemlich gleichgültig, ob eins ſeiner Werke etwas vollkommener gerathen iſt als ein anderes. Der Kenner ſieht in jedem doch immer die Hand des Meiſters und den ganzen Umfang ſeines Talents und ſeiner Mittel.“

Freitag den 17. Februar 1832. *

Ich hatte Goethen ein in England geſtochenes Porträt von Dumont zugeſchickt, das ihn ſehr zu intereſſiren ſchien.

„Ich habe das Bild des bedeutenden Mannes oft und wiederholt betrachtet“, ſagte er, als ich ihn heute gegen Abend beſuchte. „Anfangs hatte es etwas Zurückſtoßendes für mich, welches ich jedoch der Behandlung des Künſtlers zuſchreiben möchte, der die Züge etwas zu hart und tief eingegraben. Aber je länger ich den im hohen Grade merkwürdigen Kopf anſah, deſto mehr verſchwanden alle Härten und es trat aus dem dunkeln Grunde ein ſchöner Ausdruck von Ruhe, Güte und geiſtreich-feiner Milde hervor, wie ſie den klugen, wohlwollenden und für das allgemeine Beſte thätigen Mann charakteriſiren und der Seele des Beſchauers ſo wohl thun.“

Wir ſprachen darauf weiter über Dumont, beſonders aber über die Memoiren, die er in Bezug auf Mirabeau geſchrieben, und worin er die mannichfaltigen Hülfsquellen aufdeckt, die Mirabeau zu benutzen verſtanden, auch die vielen Leute von Talent namhaft macht, die er zu ſeinen Zwecken in Bewegung geſetzt und mit deren Kräften er gearbeitet. „Ich kenne kein lehrreicheres Buch“, ſagte Goethe, „als dieſe Memoiren, wodurch wir in die geheimſten Winkel jener Zeit tiefe Blicke thun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieſer Held dadurch irgendetwas von ſeiner Größe verliert. Nun kommen aber die neueſten Recenſenten der franzöſiſchen Journale, die über

dieſen Punkt ein wenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfaſſer jener Memoiren wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimniß ſeiner übermenſchlichen Thätigkeit enthüllt und auch andern Leuten einigen Antheil an dem großen Verdienſte vindicirt, das bisher der Name Mirabeau allein verſchlang.

„Die Franzoſen erblicken in Mirabeau ihren Hercules, und ſie haben vollkommen recht. Allein ſie vergeſſen, daß auch der Koloß aus einzelnen Theilen beſteht, und daß auch der Hercules des Alterthums ein collectives Weſen iſt, ein großer Träger ſeiner eigenen Thaten und der Thaten anderer.

„Im Grunde aber ſind wir alle collective Weſen, wir mögen uns ſtellen wie wir wollen. Denn wie weniges haben und ſind wir, das wir im reinſten Sinne unſer Eigenthum nennen! Wir müſſen alle empfangen und lernen, ſowol von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns ſind. Selbſt das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles ſeinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele ſehr gute Menſchen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künſtler gekannt, die ſich rühmten, keinem Meiſter gefolgt zu ſein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob ſich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdränge und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte! Ja ich behaupte, wenn ein ſolcher Künſtler nur an den Wänden dieſes Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großen Meiſter, womit ich ſie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

„Und was iſt denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung iſt, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unſern höhern Zwecken dienſtbar zu machen? Ich darf wol von mir ſelber reden und beſcheiden ſagen wie ich fühle. Es iſt wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zu Stande

gebracht, deſſen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich ſein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu ſehen und zu hören, zu unterſcheiden und zu wählen, und das Geſehene und Gehörte mit einigem Geiſt zu beleben und mit einiger Geſchicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, ſondern Tauſenden von Dingen und Perſonen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weiſe, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle ſagten mir, wie es ihnen zu Sinne ſei, was ſie dachten, wie ſie lebten und wirkten und welche Erfahrungen ſie ſich geſammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich geſäet hatten.

„Es iſt im Grunde auch alles Thorheit, ob einer etwas aus ſich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch ſich wirke, oder ob er durch andere wirke: die Hauptſache iſt, daß man ein großes Wollen habe und Geſchick und Beharrlichkeit beſitze, es auszuführen; alles übrige iſt gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er ſich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er beſaß die Gabe, das Talent zu unterſcheiden, und das Talent fühlte ſich von dem Dämon ſeiner gewaltigen Natur angezogen, ſodaß es ſich ihm und ſeiner Leitung willig hingab. So war er von einer Maſſe ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit ſeinem Feuer durchdrang und zu ſeinen höhern Zwecken in Thätigkeit ſetzte. Und eben daß er es verſtand, mit andern und durch andere zu wirken, das war ſein Genie, das war ſeine Originalität, das war ſeine Größe.“

Sonntag den 11. März 1832.

Abends ein Stündchen bei Goethe in allerlei guten Geſprächen. Ich hatte mir eine engliſche Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphiſchen Bücher

nicht enthalten fand; und zwar waren sie nicht aufgenommen als nicht für echt gehalten und als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermißte den durch und durch edeln Tobias, dieses Musterbild eines frommen Wandels, ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach: alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung", erwiderte Goethe. „Doch gibt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

„Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke

und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalls und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten, sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen sowenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirach's einiges bedeutende Gewicht haben können.

„Uebrigens, echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht als das Abfurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir

leben, weben und ſind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt ſei mich vor einem Daumenknochen des Apoſtels Petri oder Pauli zu bücken, ſo ſage ich: Verſchont mich und bleibt mir mit euern Abſurditäten vom Leibe!

„«Den Geiſt dämpfet nicht!» ſagt der Apoſtel.

„Es iſt gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber ſie will herrſchen, und da muß ſie eine bornirte Maſſe haben, die ſich duckt und die geneigt iſt ſich beherrſchen zu laſſen. Die hohe reichdotirte Geiſtlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der untern Maſſen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, ſo lange als irgend möglich. Was ſollte auch ein armes chriſtliches Gemeindeglied von der fürſtlichen Pracht eines reichdotirten Biſchofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Chriſti ſieht, der mit ſeinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürſtliche Biſchof in einer von ſechs Pferden gezogenen Carroſſe einherbrauſt!

„Wir wiſſen gar nicht", fuhr Goethe fort, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir ſind frei geworden von den Feſſeln geiſtiger Bornirtheit, wir ſind infolge unſerer fortwachſenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Chriſtenthum in ſeiner Reinheit zu faſſen. Wir haben wieder den Muth, mit feſten Füßen auf Gottes Erde zu ſtehen und uns in unſerer gottbegabten Menſchennatur zu fühlen. Mag die geiſtige Cultur nun immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachſen, und der menſchliche Geiſt ſich erweitern wie er will, über die Hoheit und ſittliche Cultur des Chriſtenthums, wie es in den Evangelien ſchimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

„Je tüchtiger aber wir Proteſtanten in edler Entwickelung voranſchreiten, deſto ſchneller werden die Katholiken folgen. Sobald ſie ſich von der immer weiter um ſich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müſſen ſie nach, ſie mögen ſich ſtellen wie ſie

wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

„Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen.

„Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen."

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben.

„Wenn man die Leute reden hört", sagte Goethe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte.

„Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakspeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß

als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene.

„Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen."

Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen.

Anmerkungen zum dritten Theil.

S. IX, Z. 1 v. u. bis S. X, Z. 2 v. o. „wenn seine frühern Freunde ... gedrucktes." In den nach dem Tode des Dichters erschienenen Bruchstücken, „Aus meinem Leben", heißt es: „In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte, sei besser als was ich spreche, dieses besser als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte."

S. 3, Z. 1 v. o. „Den 21. September 1822." Seit kurzem war Soret, dem alle folgenden Eintragungen dieses und des nächsten Jahres angehören, beim Erbprinzen in Weimar angestellt. Vgl. zu I, 63. Nach Vollendung seiner naturwissenschaftlichen Studien war er zur weitern Ausbildung nach Paris gegangen, wo er sich mit dem Mathematiker und Physiker Jean Baptiste Biot befreundete, dessen Lehre über die Polarisation des Lichts Goethe widerwärtig war. Arago's im Jahre 1821 dagegen sich erhebender Widerspruch that Goethe sehr wohl.

S. 3, Z. 6 v. u. „Lithographien aus Stuttgart", des münchener Lithographen Strixner Blätter nach Gemälden aus der Boisserée'schen Sammlung. Schon im vorigen Jahre hatte Goethe in „Kunst und Alterthum" (III, 2) behauptet, weder die Lithographie noch der Kupferstich habe eine bessere, höher zu schätzende Nachbildung älterer Gemälde geliefert als Strixner.

S. 4, Z. 8 v. o. „Präsidenten Peucer". Heinrich Karl Friedrich Peucer, geb. zu Buttstedt 1779, seit 1815 Geheimer Regierungsrath und Oberconsistorialdirector (erst 1838 Präsident), war mit Goethe schon seit langem befreundet. Im Jahre 1810 war dessen Uebersetzung von Voltaire's „Zaïre" in Weimar aufgeführt worden; 1814 hatte er das Festspiel zu Iffland's Andenken nach Goethe's Angaben gedichtet.

S. 4, Z. 13 v. u. „Blumenbach", der auch vor zwei Jahren mit seiner Familie Goethe besucht hatte, der berühmte mit

Prof. Voigt in Jena verwandte Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach, den Goethe schon im Frühjahr 1783 kennen gelernt hatte. Auch diesmal war er mit den Seinigen gekommen, wie sein Dankbrief an Goethe vom folgenden 2. Februar zeigt. Vgl. S. 235, Z. 12 fg.; S. 288, Z. 3 fg. v. o.

S. 4, Z. 3 v. u. „Kolbe", der düsseldorfer Maler Heinrich Kolbe, der schon 1799 bei der ersten von Goethe gestellten Preisaufgabe für Maler einen Theil des Preises erhalten und auch bei den spätern weimarischen Kunstausstellungen sich betheiligt hatte. Im vorigen Jahre hatte er in Weimar die freundlichste Aufnahme gefunden; er hatte dort einige Arbeiten ausgestellt und mehrere Porträts gemalt.

S. 5, Z. 1 v. o. „von Eschwege", Wilhelm Ludwig von Eschwege, 1777 geboren, seit 1817 Generaldirector der brasilianischen Goldberge, Oberst des Ingenieurcorps. Goethe vermittelte den Ankauf seiner kostbaren Edelsteinsammlung von seiten des Großherzogs, nachdem Soret über den Bestand und Werth derselben berichtet hatte.

S. 5, Z. 14 v. o. „ihnen verboten", auf öffentlicher Straße zu singen. Deshalb waren sie wieder einmal nach dem altenburgischen Städtchen Kahla ausgezogen. Der Großherzog hatte denselben Tag an Goethe geschrieben: „Die Akademie Jena gewährt seit einiger Zeit wenig Freude. Vielleicht ist der jetzige Actus das letzte Recidiv und die Krankheit wird aus dem Grunde gehoben und geheilt."

S. 5, Z. 14 v. u. „das Gedicht «Charon»", Uebersetzung eines neugriechischen Volksliedes, die erst im folgenden Jahre gedruckt wurde.

S. 6, Z. 8 v. o. „einige Damen aus Goethe's Bekanntschaft". Vgl. I, S. 103, Z. 22 fg.

S. 9, Z. 1 v. o. „Montag". Die Angabe der Wochentage ist bis zum 6. Mai einschließlich (mit Ausnahme des 22. März) irrig. Eckermann muß bei der Aufsuchung der Wochentage sich hier des Kalenders von 1824 bedient haben; statt der genannten Tage sind die vorhergehenden, Sonntag statt Montag u. s. w. zu setzen.

S. 9, Z. 11 v. o. „seit einigen Tagen", vom 17. an.

S. 9, Z. 12 v. o. „ohne Hoffnung", da alle Mittel ohne Wirkung geblieben; erst nach dem Gebrauch der Arnica trat eine Wendung ein.

S. 10, Z. 8 v. o. „Huschke", Dr. Wilhelm Ernst Huschke, der im Jahre 1789 die Herzogin-Mutter nach Italien begleitet hatte, später Leibarzt der herzoglichen Familie geworden; doch war

er nicht mehr fähig, allein seiner Stelle vorzustehen, sodaß man neben ihm Rehbein als Leibarzt anstellte, den er aber noch überlebte, da er erst 1828 starb.

S. 12, Z. 8 v. u. „Alexandra", Feodorowna, Gemahlin des Großfürsten Nikolaus, Tochter Friedrich Wilhelm's III. von Preußen.

S. 13, Z. 18 v. o. „Wonne der Thränen", wol mit Anspielung auf den Titel eines Goethe'schen Gedichts „Wonne der Wehmuth"; ein anderes ist „Trost der Thränen" überschrieben.

S. 13, Z. 9 v. u. „Marot" (1465—1523), den Goethe in seiner Jugend mit Lust gelesen. Der naive style Marotique war lange beliebt.

S. 13, Z. 3 v. u. „die Fortsetzung", den zweiten Theil, im bremer „Taschenbuch auf das Jahr 1802" gedruckt. Goethe hatte ihn am 24. Januar 1796 dem Componisten Paul Wranitzky, Director des Hofopernorchesters in Wien, angeboten.

S. 14, Z. 7 v. o. „Karoline [von] Egloffstein." Vgl. I, 14.

S. 14, Z. 10 v. u. „einen Globus", vielmehr eine Weltkarte, 1527 von Ribero gezeichnet.

S. 15, Z. 9 v. o. „seine kleinen Gedichtchen und Blättchen «an Personen»". Er dachte schon an seine Ausgabe letzter Hand, in welcher die „Inschriften, Denk- und Sendeblätter" eine eigene umfangreiche Sammlung bilden. Bei der vorigen Ausgabe hatte er bereits ihm abhanden gekommene Gedichte von manchen Bekannten sich zu verschaffen gesucht, wie er es in der damals gedichteten „Vorklage" aussprach.

S. 15, Z. 15 v. u. „Meteorologie". Vgl. I, S. 95, Z. 17 fg., S. 238, Z. 4 fg.

S. 16, Z. 14 v. o. „Madame Szymanowska". Vgl. den genauern Bericht Müller's von diesem Tage in den „Unterhaltungen" und zu I, S. 48, Z. 5 v. u. (S. 270).

S. 16, Z. 14 v. u. „seit längerer Zeit", seit der Nacht vom 3. auf den 4. Vgl. I, 5 fg.

S. 16, Z. 3 v. u. Daß sie schon „ein neues Stück zu geben" vorhatten, ist nicht richtig, da man damals noch nicht an das Theater denken konnte, das erst am 26. December wieder eröffnet wurde.

S. 17, Z. 4 v. o. „Sonntag den 16." Vgl. Eckermann's Bericht von demselben Tage, I, S. 63.

S. 17, Z. 12 v. u. „Humboldt ist hier", seit dem 12. Vgl. I, S. 59, Z. 2 fg.

S. 17, Z. 3 v. u. „Meyer's «Kunstgeschichte».“ Vgl. I, S. 235, Z. 17 fg.

S. 18, Z. 3 v. o. „Deschamps“ und „Massot“, ein Naturforscher und ein Maler von Soret's Bekanntschaft.

S. 18, Z. 5 v. u. Der December war ihm immer ungünstig. Am 5. December 1793 schrieb er nach dem Tode eines Kindes: „Nach dem neuen Jahre sage ich mehr; denn die trübe Jahreszeit hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten.“

S. 19, Z. 1 v. o. „ihrer Mutter“, Frau Oberhofmeisterin Gräfin Ottilie Henckel von Donnersmark.

S. 19, Z. 17 v. o. „seine «Reise in die Schweiz».“ Vgl. I, S. 48, Z. 13 fg.; S. 55, Z. 6 fg.

S. 19, Z. 20 v. o. „als einmal“. Das ist nicht richtig, obgleich es S. 28, Z. 11 fg. wiederholt wird. Im April 1777 kam „Werther“ ihm einmal zufällig zur Hand, wo ihm denn alles neu und fremd schien. Drei Jahre später las er ihn zum ersten mal wieder ganz durch. Im Spätherbst 1782 ließ er ihn abschreiben und mit Papier durchschießen, um daran zu ändern und ihn zu ergänzen, doch scheint er damit nicht weit gekommen zu sein. Erst im Juni 1786 vollendete er die Neubearbeitung für die Ausgabe seiner Werke.

S. 19, Z. 10 v. u. „seinem «Rameau»“, Diderot's „Rameau's Neffe“. Am 21. December 1804 erwiderte er Schiller, der ihm die Uebersetzung angetragen hatte, die Hälfte hoffe er Mitte, die andere Ende Januar abliefern zu können; schon am 24. Januar schickte er das Ganze diesem zur Durchsicht.

S. 21, Z. 3 v. o. „einem meiner Freunde“, wahrscheinlich dem Grafen Reinhard, der die Verbreitung der Goethe'schen Ansichten in Paris betreiben wollte. Der „Franzose“ könnte der Professor der Astronomie Jean Baptiste Joseph Delambre gewesen sein.

S. 21, Z. 10 v. o. Merkwürdigerweise finden wir dieser „Broschüre“ sonst von Goethe nirgendwo gedacht. Sollte Arthur Schopenhauer's Schrift, „Ueber das Sehn und die Farben“, gemeint sein, so wäre die Bezeichnung derselben sehr auffallend, da Goethe selbst Schopenhauer in seiner Farbenlehre unterwiesen hatte. Dieser sandte ihm freilich das Buch gleich nach dem Erscheinen (1816) und besuchte ihn drei Jahre später. Vgl. zu II, S. 58, Z. 8 v. u.

S. 22, Z. 13 v. u. „ein Portefeuille“, das 23 Blätter von Johann Heinrich und Rudolf Füeßli enthält, auch auf den innern Seiten einige Zeichnungen des erstern.

S. 28, Z. 11 v. o. „wie ich schon öfter gesagt", eine sonderbare Rückbeziehung. Vgl. S. 19, Z. 20.

S. 28, Z. 17 v. o. „das ich aus der Skizze kenne". Offenbar irrig; denn diese wurde erst im Februar geschrieben. Vgl. zu II, S. 78, Z. 1 v. u.; S. 262, Z. 4 fg. v. o.

S. 28, Z. 7 v. u. „ist freilich nicht schlecht". Hat Goethe dies wirklich gesagt, so hat er Eckermann zu viel Ehre erwiesen.

S. 28, Z. 5 v. u. „nicht zu verrathen". Wie wir aus Müller's „Erinnerungen" wissen, hatte Napoleon getadelt, daß er neben der unglücklichen Liebe noch das Motiv der Ehrenkränkung ins Spiel gesetzt, was übrigens schon Herder bemerkt hatte. In der seit 1786 gangbaren Gestalt des „Werther" waren die betreffenden Stellen so geändert, daß dieser Vorwurf auch nicht mehr den geringsten Halt hatte. Sowol Napoleon wie Frau von Staël, die denselben Vorwurf im Jahre 1803 oder 1804 erhob, kannte den „Werther" nur in der ältern französischen Uebersetzung.

S. 29, Z. 1 v. o. „dieser allgemein verbreiteten Ansicht". Goethe selbst hatte diese Ansicht im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" ausgeführt, worauf er Z. 11 fg. hindeutet. Auch hier gibt er Eckermann zu viel zu.

S. 29, Z. 15 v. o. Goethe sagt sonst wol auch: „Ich habe gelebt und geliebt", aber die Verbindung, die er hier gebraucht haben soll, fällt auf.

S. 29, Z. 6 v. u. Ein „Portefeuille von Rafael" findet sich nicht in Goethe's Sammlungen, wenn nicht etwa die funfzehn Blätter Friese mit biblischen Darstellungen aus dem Vatican gemeint sein sollen.

S. 31, Z. 14 v. o. „wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke". Aber die Durchsicht des schon Gedruckten war zunächst noch nicht ins Auge gefaßt.

S. 31, Z. 12—3 v. u. Es schwebt die Scene zwischen der Gräfin und dem Hofrath vor (III, 1), nach welcher Eckermann hier Goethe's Rede eingerichtet hat.

S. 32, Z. 10—12 v. o. „weit mehr ein Aristokrat... sagte", dürfte doch Goethe kaum in dieser Weise geäußert haben.

S. 32, Z. 7 v. u. „einen Freund des Bestehenden", einen Conservativen. Das wäre eben keine ungerechte Bezeichnung gewesen, aber man nannte ihn einen Fürstenknecht (S. 61, Z. 10 v. u.).

S. 33, Z. 8 v. u. „Die Papiere". Goethe hatte sie ihm am 2. gegeben (I, 108).

S. 36, Z. 8 v. o. „vor einigen Jahren", im Frühjahr 1818. Der Gasthof liegt zu Camsdorf, einem Vororte Jenas; Goethe bewohnte dort am Tage die Mansardzimmer.

S. 36, Z. 21 v. o. Der Lausitzer Friedrich August „Köthe" war 1810 als außerordentlicher Professor der Theologie sowie Archidiakonus und Garnisonsprediger nach Jena berufen worden. 1814 hatte er sich mit Goethe's junger Freundin, Silvie von Ziegesar, verbunden. Vier Jahre später kam er als Superintendent, Consistorialrath und Pfarrer nach Allstedt.

S. 36, Z. 12 v. u. „einem englischen Gedicht". „King Coals Levee, or geological etiquette", von John Scafe, erschien zu London 1819. Der das Gedicht betreffende Aufsatz, der in den „Nachgelassenen Werken" erschien, wird dem Jahre 1829 zugeschrieben. Einige der dort genannten Personen werden hier übergangen. Daß „die Darstellung so noch eine ganze Weile fortgegangen" (S. 37, Z. 12 fg.), ist wenig bezeichnend, paßt auch nicht wohl zu „gegen das Ende" (Z. 11); denn nach den Genannten tritt nur noch Baron Basalt auf mit Lady Grünstein und Page Zeolith.

S. 37, Z. 17 v. o. „die Weltleute zu amusiren". So äußerte er auch gegen Schiller am 26. Januar 1798 in Bezug auf Darwin's ähnliches Gedicht „The botanic garden": „Was mag die englische zerstreute Welt sich nicht an einzelnen Stellen vergnügen!"

S. 37, Z. 3 v. u. „der neuesten Hebungstheorie". A. von Humboldt hatte seine Ansicht im Jahre 1823 in der Goethe äußerst widerwärtigen vortrefflichen Schrift „Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdstrichen" ausgesprochen. Aber der eigentliche Schöpfer der Hebungstheorie war Elie de Beaumont, in seinem 1824 erschienenen „Coup d'oeil sur les mines", und in den fünf Jahre spätern „Observations géologiques sur les formations dans le système des Vosges". Gerade die letztere Schrift setzte Goethe in große Aufregung. Wenn Eckermann schon 1824 Goethe von der „neuesten Hebungstheorie" sprechen läßt, so möchte dies doch verfrüht sein.

S. 38, Z. 21 v. o. „in meinem «Götz»". Da Karl auf die Frage des Vaters, ob er den Herrn von Berlichingen kenne, nicht zu antworten weiß, bemerkt Götz für sich: „Er kennt wol vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht."

S. 39, Z. 6 v. o. „dessen Tod", am 19. April.

S. 39, Z. 17 v. o. „seines «Jüngsten Gerichts»", „Vision of the Judgment", einer Parodie des gleichnamigen Gedichts

des poeta laureatus Robert Southey (1821), der ihn als „satanischen Dichter" bezeichnet hatte. Sie erschien in dem Blatte „The Liberal" und zog dem Herausgeber desselben eine gerichtliche Strafe zu. Auffällt die Art, wie Goethe hier dieser bissigen Satire gedacht haben soll. Vgl. Robinson's Bericht von 1829 bei Eitner, S. 335 fg.

S. 40, Z. 1 v. o. „Charlotte Kestner", das Urbild seiner Lotte im „Werther", die er vor acht Jahren noch einmal in Weimar gesehen hatte.

S. 40, Z. 3 v. o. „Schlossers", sein Neffe Johann Friedrich Heinrich Schlosser und dessen Gattin, deren Besuch ihn vor vier Jahren erfreut hatte. — An „Reinhard" schrieb er den 2. Juni: „Dr. Eckermann, ein junger wahrhaft bedeutender Herankömmling, der sich mit aufrichtiger Neigung an meinem Thun, Schreiben, Treiben und Lassen ausgebildet hat und mir gegenwärtig bei Redaction der vielfachsten Papiere treuen Beistand leistet, wird durch Rath Schlosser bei Ihnen in diesen Wochen eingeführt werden, und Sie erfreuen sich gewiß seiner Art und Wesens." Reinhard antwortete am 28., eben gehe der treue verständige Jünger mit dem Nathanaelsgesicht von ihm; vorgestern sei er angekommen und reise noch heute nach Heidelberg.

S. 40, Z. 4 v. o. „in Heidelberg", wo Paulus und Thibaut alte Bekannte waren, auch Voß noch lebte. — „in Bonn", wo D'Alton, Nees von Esenbeck, A. W. von Schlegel, Windischmann u. a. ihm befreundet waren. D'Alton und Nees nahmen den wol mit einer Empfehlung von Goethe versehenen Eckermann sehr freundlich auf. Auch lernte er Schlegel kennen. Vgl. S. 109, Z. 1 fg.

S. 44, Z. 4 v. o. „der Großherzog". Nach Müller's Bericht sah er dem Brande theilweise aus dem gegenüberliegenden Palais zu und machte schon Bauprojecte.

S. 44, Z. 10 v. o. Ungenaue Anführung aus Goethe's „Pandora", wo Prometheus spricht:

Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf.

S. 44, Z. 12 v. o. „alt", 1779 erbaut, 1798 neu eingerichtet.

S. 44, Z. 11 v. u. „Der Bediente", Stadelmann. Er war noch im November bei Goethe; an seine Stelle trat Friedrich.

S. 45, Z. 8 v. o. „zu Bette zu halten". Gegen Müller, der ihn besuchte, äußerte er: „Die Brandstätte ist das Grab meiner Erinnerungen. Aber nur durch frische Thätigkeit sind die Widerwärtigkeiten zu überwinden, und ich will deshalb noch heute

mit Riemer eine Session halten." Meyer wollte gar nicht begreifen, weshalb Goethe, in dessen Schule er selbst gelernt habe, sich über das Unabwendliche hinwegzusetzen, so angegriffen sei und in dem Unglück ein trauriges Vorzeichen des Jubeljahres des Großherzogs sehe.

S. 47, Z. 4 v. u. „Durand", Friedrich August Durand (eigentlich Aumann, zu Medzibor 1787 geboren), 1812 in Weimar angestellt, seit 1823 Regisseur.

S. 48, Z. 2 v. o. „nach jeder gelungenen Vorstellung". Das ist stark übertrieben. Schiller bewirthete die Schauspieler nach der Probe von Goethe's Uebersetzung des „Mahomet"; auch als er ihnen die vier ersten Acte seiner „Maria Stuart" vorlas, lud er sie auf den fünften zu sich nach Ettersburg ein.

S. 48, Z. 7 v. o. „bei uns eintrat", als er Ende 1799, um mit dem Theater in nähere Verbindung zu kommen, von Jena nach Weimar übersiedelte, wo er denn Goethe in jeder Weise unterstützte.

S. 49, Z. 1 v. o. „Nicht weiter!" das er sich aber nicht blos Schauspielerinnen gegenüber zurief.

S. 49, Z. 23 v. o. „Stellen aus Goethe's «Tasso»", die Eckermann wol zu Goethe brachte; denn am 4. April sah Müller diese bei dem Dichter, der Ende März die Abschrift von drei ringsum angebräunten Stücken des von ihm selbst redigirten Manuscripts an Boisserée sandte.

S. 50, Z. 22 v. o. „mich mit Coudray beschäftigt habe". Aus Anlaß des berliner Theaterbrandes von 1819 hatten sie die Jahre über sich gelegentlich mit Entwürfen eines Theaterbaues beschäftigt.

S. 52, Z. 16 v. o. „die Sonntage". Bisher hatte man nicht Sonntags, sondern nur an drei Wochentagen gespielt, da das Theater vom Hofe unterstützt wurde.

S. 53, Z. 7 v. u. „Schnellposten". Preußen hatte diese bereits 1821 eingeführt.

S. 54, Z. 4 v. u. „alle drei bis vier Jahre". In den sieben letzten Jahren seiner eigenen Theaterleitung war „Tasso" nur zweimal, „Iphigenie" viermal gegeben worden.

S. 55, Z. 10 v. o. «Iphigenie» war nur für das Liebhabertheater geschrieben, bei „Tasso" lag jeder Gedanke an die Bühne fern.

S. 55, Z. 11 v. u. „Gräfin Julie von Egloffstein", geboren den 12. September 1792, deren Fortschritte im Malen

...lichen Professors der Philosophie an der Univer... Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs, heißt voll... Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vor... führt an den beiden Oedipus des Sophokles im ... an der Antigone insbesondere". Dieser Hegel'sche ...ar 1794 im Oldenburgischen geboren), den der ...s schätzte, hatte sich vor zwei Jahren durch seine ... geniale Drama construirenden „Vorlesungen ...Faust" auch in weitern Kreisen einen nicht gerade ...Namen gemacht. Goethe hatte ihm für die Ueber... gedankt: dem Dichter müsse es gegründete Sicher... wenn er vom Philosophen vernehme, daß seine Pro... vor dem Richterstuhl der Vernunft gelten könnten. ...merungen" zu seiner neuen, gleichfalls Goethe zu... schrift begann Hinrichs mit dem Satze: „Meines ...e ich zuerst in den Vorträgen über Goethe's «Faust» Nothwendigkeit und Vernünftigkeit eines Kunstwerkes ...stigen Idee selbst an und für sich zu entwickeln und die ...liche Kunsteintheilung auf diejenige Stufe zu erheben ...elche ihrem Begriffe gemäß ist."

...6, Z. 13 v. o. „Relation der Fabel des Oedip", ...tsangabe beider Dramen, S. 18—21, 26—40.

...86, Z. 19 v. o. „das Einmaleins der Hexe in ...n «Faust»", das Goethe selbst für Unsinn erklärte.

...86, Z. 24 v. o. „Diese Wirklichkeit". Die Stelle ...f der dritt- und vorletzten Seite, und was darauf folgt, ist ...sinnverwirrend ausgesprochen.

...S. 87, Z. 3 v. o. „Seine Idee von Familie und ...at", von der die erste Vorlesung ausgeht. Neben dem das ...lienleben begründenden göttlichen Gesetze der Liebe herrsche im ...tsleben das menschliche Gesetz.

S. 87, Z. 21 v. o. „nach Hinrichs". Dieser erklärte, ...10, Familie, Staat und Volk für die tragischen Mächte des ...ens, die „als solche die Elemente der antiken Tragödie aus...achen".

S. 87, Z. 13 v. u. „die Familienpietät". S. 14: „Ge...schlechtslos aber und ohne alle Ehrfurcht zugleich, und deshalb ganz rein, und allein aus Liebe kann das Weib als Schwester nur den Bruder lieben."

S. 88, Z. 11 v. o. „der Bruder für den Bruder". Der natürliche Sohn des Telamon, Teukros, besteht auf der Beerdigung seines Bruders.

S. 68, Z. 22 v. o. „die Behörden sich genöthigt sahen". Schon 1818 wurden in Preußen alle Turnplätze infolge falscher Verdächtigungen und der Angst vor jeder freiern Richtung geschlossen, während das Turnen sich in Süddeutschland erhielt und in die Nachbarländer verpflanzt wurde.

S. 68, Z. 25 v. o. „wieder herstelle", was nach der Julirevolution geschah.

S. 71, Z. 3 v. o. „Sameneſche", eine sonst nicht gangbare Bezeichnung.

S. 71, Z. 5 v. o. „Hopfgarten und Zimmern", zwei Dörfer an der Gramme, etwa drei Stunden westlich von Weimar.

S. 71, Z. 11 v. o. „Nohra", Dorf an der Quelle der Gramme, anderthalb Stunden westlich von Weimar.

S. 74, Z. 11 v. u. „eines kleinen Nebengebäudes", das zu wirthschaftlichen Zwecken diente, früher von Goethe's Frau bewohnt worden war.

S. 75, Z. 1 v. u. „die Verse", in den „Xenien" (II, 57).

S. 76, Z. 17 v. o. „war dieser Meinung keineswegs". Vgl. II, S. 182, Z. 16 fg.

S. 78, Z. 2 v. o. „Preller", Friedrich Preller, 1804 zu Eisenach geboren. Der Großherzog hatte den talentvollen Maler selbst vor zwei Jahren nach Antwerpen zu van Brée gebracht, jetzt unterstützte er ihn zu einer Reise nach Mailand und Rom.

S. 83, Z. 3 v. o. „Werk über Cuba und Columbien", die beiden Bände, „Essai politique sur l'île de Cuba" (1827), eigentlich ein Sonderabdruck des elften und zwölften Bandes der „Voyages dans les regions équinoxiales du nouveau continent". Humboldt hatte das Werk Goethe mit einem herzlichen Briefe vom 2. Februar durch den Legationsrath Graf von Lottum zukommen lassen.

S. 84, Z. 10 v. o. „eine Verbindung der Donau mit dem Rhein". Vgl. I, S. 93, Z. 19 v. o.; S. 275, Z. 7 fg. v. u.

S. 84, Z. 13 v. u. „vom Grafen Sternberg", worunter wol die von Goethe's Sohn gewünschten Trilobiten. — „Zauper." Vgl. I, S. 51, Z. 12 v. u. Zwischen 1823 und 1829 findet sich kein Brief Goethe's an Zauper. Eckermann schrieb Goethe's Dankbriefe.

S. 84, Z. 6 v. u. „von Hinrichs". Der Titel der

Schrift des ordentlichen Professors der Philosophie an der Universität zu Halle, Dr. Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs, heißt vollständig: „Das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt an den beiden Oedipus des Sophokles im allgemeinen und an der Antigone insbesondere". Dieser Hegel'sche Philosoph (er war 1794 im Oldenburgischen geboren), den der Meister besonders schätzte, hatte sich vor zwei Jahren durch seine wunderlich das geniale Drama construirenden „Vorlesungen über Goethe's Faust" auch in weitern Kreisen einen nicht gerade vortheilhaften Namen gemacht. Goethe hatte ihm für die Uebersendung höflich gedankt: dem Dichter müsse es gegründete Sicherheit verleihen, wenn er vom Philosophen vernehme, daß seine Productionen auch vor dem Richterstuhl der Vernunft gelten könnten. Die „Vorerinnerungen" zu seiner neuen, gleichfalls Goethe zugeschickten Schrift begann Hinrichs mit dem Satze: „Meines Wissens habe ich zuerst in den Vorträgen über Goethe's «Faust» die innere Nothwendigkeit und Vernünftigkeit eines Kunstwerkes aus der geistigen Idee selbst an und für sich zu entwickeln und die wissenschaftliche Kunsteintheilung auf diejenige Stufe zu erheben versucht, welche ihrem Begriffe gemäß ist."

S. 86, Z. 13 v. o. „Relation der Fabel des Oedip", die Inhaltsangabe beider Dramen, S. 18—21, 26—40.

S. 86, Z. 19 v. o. „das Einmaleins der Hexe in meinem «Faust»", das Goethe selbst für Unsinn erklärte.

S. 86, Z. 24 v. o. „Diese Wirklichkeit". Die Stelle steht auf der dritt- und vorletzten Seite, und was darauf folgt, ist ebenso sinnverwirrend ausgesprochen.

S. 87, Z. 3 v. o. „Seine Idee von Familie und Staat", von der die erste Vorlesung ausgeht. Neben dem das Familienleben begründenden göttlichen Gesetze der Liebe herrsche im Staatsleben das menschliche Gesetz.

S. 87, Z. 21 v. o. „nach Hinrichs". Dieser erklärte, S. 10, Familie, Staat und Volk für die tragischen Mächte des Lebens, die „als solche die Elemente der antiken Tragödie ausmachen".

S. 87, Z. 13 v. u. „die Familienpietät". S. 14: „Geschlechtslos aber und ohne alle Ehrfurcht zugleich, und deshalb ganz rein, und allein aus Liebe kann das Weib als Schwester nur den Bruder lieben."

S. 88, Z. 11 v. o. „der Bruder für den Bruder". Der natürliche Sohn des Telamon, Teukros, besteht auf der Beerdigung seines Bruders.

S. 88, Z. 10 v. u. „aus Staatstugend". S. 58 wird behauptet, Kreon sei in die Nothwendigkeit versetzt, „seine Staatstugend dadurch zu beweisen, daß er seinen eigenen Blutsverwandten um die letzte Ehre der Bestattung bestrafen (so!) muß".

S. 89, Z. 12 v. u. „eine Stelle", V. 905—912. Es entging Goethe, daß schon August Ludwig Jacob im Jahre 1821 in seinen „Quaestiones Sophocleae" die Stelle für unecht erklärt, aber ein bedeutenderer Philolog, August Böckh, in der ersten Abhandlung über die „Antigone" in den „Abhandlungen der berliner Akademie von 1824" (gedruckt 1826) dagegen Einspruch erhoben und behauptet hatte, die Handlung der „Antigone" solle keine unbedingte Größe zeigen; es entging ihm, daß schon Aristoteles die Verse gelesen und vertheidigt hatte, auch daß sie in einer merkwürdigen Beziehung zu einer Stelle des Herodot (III, 119) stehen. Noch heute ist darüber keine Einstimmigkeit gewonnen, nicht einmal darüber, ob Sophokles den Herodot oder dieser den Sophokles benutzt habe, obgleich ersteres wahrscheinlicher.

S. 90, Z. 1 v. u. „alt" ist Philoktet nicht!

S. 91, Z. 6 v. o. „der Odysseus", vielmehr Neoptolemus; erst zuletzt, als dieser schwankt, tritt Odysseus ein.

S. 92, Z. 9 v. o. „in seinem «Malade imaginaire»", II, 11.

S. 93, Z. 4 v. o. „Menander." Vgl. I, S. 250, Z. 10 v. u.

S. 93, Z. 13 v. o. „was er über Molière sagt", in der zweiundzwanzigsten Vorlesung. Hier heißt es, Molière habe nur Gelegenheit gehabt, von einer untergeordneten Stelle aus den Hof in der Nähe zu sehen; sein Gewerbe sei gewesen, allerlei lustige Ergötzungen für den Hof auszusinnen; er habe das italienische, spanische und lateinische Theater benutzt und sei nirgend ein ganz origineller Kunstschöpfer; zu seinen ernsthaftern Stücken in Versen scheine er immer einen Anlauf genommen zu haben, man spüre etwas Zwanghaftes in der Anlage und Ausführung.

S. 93, Z. 12 v. u. „Den «Tartüffe» lobt er". Er sei eine vortreffliche ernste Satire, aber kein Lustspiel.

S. 93, Z. 10 v. u. „die Affectationen gelehrter Frauen ..." In den „Gelehrten Frauen" sei die Handlung unbedeutend und nicht im geringsten anziehend, die Auflösung, nach Molière's Art, fremdartig und willkürlich herbeigeführt.

S. 94, Z. 4 v. u. bis S. 95, Z. 12 v. o. Vgl. S. 76, Z. 22 bis S. 77, Z. 3.

S. 95, Z. 15 v. o. „Krüger", Wilhelm. Am 28. März war er als Mortimer in Schiller's „Maria Stuart" mit großem Beifall aufgetreten. Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 29. März.

S. 96, Z. 2 v. o. „Denn ich leide entsetzlich ..." Gewiß richtiger bemerkte er an Zelter zur Begründung der Unmöglichkeit, der Aufführung beizuwohnen: „Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb!" Noch bei seiner Jubelfeier, am 7. November 1825, hatte er den beiden ersten Acten des Stückes beigewohnt, da der Arzt ihm ein längeres Verweilen abgerathen. Seit dem 15. Mai 1802, wo das Stück zuerst in Schiller's Bearbeitung auf der weimarischen Bühne erschien, war es noch häufig unter seiner Theaterleitung aufgeführt, Orest und Iphigenie bis 1815 durch Wolff und dessen Gattin mehrfach meisterhaft gegeben worden.

S. 97, Z. 2 v. u. Die „eingeschriebenen", in die Werke übergegangenen „Verse" sind vom Tage der Aufführung datirt.

S. 98, Z. 21 v. o. „Ich las neulich irgendwo". Merkwürdig stimmt dies mit einer Aeußerung in der zweiten Abhandlung Böckh's über „Antigone", die erst 1828 in der Akademie gelesen, drei Jahre später gedruckt wurde. Böckh bemerkt, ein großer Dichter habe neulich behauptet, die Dichtung sei mit der Sittlichkeit in keiner Berührung, da doch alle alten Dichter in ihren Dichtungen einen hohen sittlichen Zweck verfolgt hätten.

S. 104, Z. 4 v. o. „die «Helena»", im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand. Die Exemplare besaß Goethe bereits am 22. April.

S. 104, Z. 23 v. o. „Madame Tastu." Vgl. II, S. 132, Z. 21.

S. 104, Z. 7 v. u. „schon bei mir gesehen", vor einer Woche. Vgl. I, 239 am Schlusse.

S. 107, Z. 4 v. o. „Als die Lady...", I, 7. — Z. 10 fg. „als Macduff ...", IV, 3. — Z. 8 v. u. „Gebier mir keine Töchter", I, 7. Eigentlich heißt es „nur Söhne" (Bring forth men-childry only)!

S. 108, Z. 14 v. u. „Webicht", ein angenehmes Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

S. 108, Z. 12 v. u. „Dr. Lassen". Christian Lassen, geboren zu Bergen in Norwegen, hatte in Heidelberg und Bonn studirt, war von Schlegel für das Studium der indischen Sprache und Literatur gewonnen worden. Nach dreijährigem Verweilen in London und Paris, wo er indische Handschriften für Schlegel ab-

geschrieben und mit Eugène Burnouf den bedeutenden „Essai sur le Pali" herausgegeben, war er nach Bonn zurückgekehrt. Eben hatte er mit der bahnbrechenden „Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia" den Doctorgrad sich erworben. Der hochbegabte Forscher wohnte bei Schlegel, der ihn seinen Hülfsarbeiter nannte, auf dem Mansard.

S. 108, Z. 7 v. u. „von zwei großen indischen Gedichten", dem „Râmâyana" und dem „Hitopadêça", die er, den letztern mit Lassen, herausgeben wollte. An das zweite große epische Gedicht, den „Mahâbhârata", ist nicht zu denken.

S. 109, Z. 2 v. o. „Noch ganz so wie sonst", wie er ihn in Bonn gesehen, wo man allgemein seine Eitelkeit bespottete.

S. 109, Z. 15 v. o. „ein höchst bedeutendes Gespräch". Vgl. Goethe's Brief an Boisserée vom 21. September 1827.

S. 109, Z. 10 v. u. „Globe", in Nr. 55—64. Einen ausführlichen Auszug der Anzeige hatte Goethe selbst sogleich in „Kunst und Alterthum" (V, 3) gegeben, weil es der deutschen Nation, der eben eine neue Auflage seiner Werke vorgelegt werde, „angenehm sein müsse, zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachbarnation darstellen". Sonderbar genug gedenkt dieses Auszugs Eckermann nicht. — „J. J. Ampère", Jean Jacques Ampère, geboren 1800 zu Lyon. Sein Vater, André Marie Ampère, ein bedeutender Mathematiker und Naturforscher, ward 1805 an der Polytechnischen Schule in Paris angestellt, 1814 Mitglied der Akademie, 1824 Professor der Experimentalphysik am Collège de France. Der Sohn war vor kurzem zum „Globe" getreten.

S. 110, Z. 15 v. o. „so gut wie gar nichts gemacht". Aehnlich hatte sich Goethe, II, S. 43, Z. 7 fg., erklärt. Ampère hatte bemerkt, Goethe sei eine Zeit lang von aller Production abgehalten worden und habe sich indessen zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet.

S. 110, Z. 15 v. o. „daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben". Auch hier drückt Goethe Ampère's Schilderung in seiner Weise aus. Daß er in Italien „Iphigenie", „Egmont" und die Singspiele neu bearbeitet, den Plan zu „Faust" weiter ausgebildet, wird völlig übergangen. Vom „Tasso" lagen ihm zwei Acte bereits vor, die er aber jetzt völlig verwarf und einen neuen Plan ersann.

S. 110, Z. 4 v. u. „vor einigen Tagen". Schon am 22. April war er bei Goethe, bei dem er sich, wie sein Billet an Soret vom 16. zeigt, schon früher angemeldet hatte. Er blieb längere Zeit in Weimar, wohin, nach S. 114, Z. 5 v. u., auch Freund

Stapfer kam, der Ueberſetzer von Goethe's Dramen. Von Weimar wandte ſich Ampère nach Berlin, um, wie früher Italien, jetzt Skandinavien zu beſuchen.

S. 110, Z. 2 v. u. „von einigen zwanzig Jahren". Er war beinahe 27 Jahre alt. S. 112, Z. 7 v. o. ſpricht Goethe von „ſeinem vierundzwanzigſten Jahre".

S. 111, Z. 3 v. o. „wir oft bewundert". Vgl. I, S. 173, Z. 7 v. u.

S. 111, Z. 7 v. o. „im zwanzigſten Jahre". Sein „Théâtre de Clara Gazul" gab er in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre heraus.

S. 112, Z. 12 v. u. „Abkömmling", Enkel.

S. 112, Z. 11 v. u. „dann". Hier wird manches übergangen. — „irgendeinem Bureau", dem der Univerſität.

S. 113, Z. 9 v. u. „Burns". Auf Robert Burns hatte Carlyle Goethe aufmerkſam gemacht. Sein ohne Namen nach Deutſchland gekommenes und dort mehrfach überſetztes Gedicht „John Barleycorn" hatte Goethe längſt bewundert; nach Carlyle's Bemerkung ſtudirte er ſeine Werke in der Ausgabe von 1822. Erſt 1828 erſchien Burns' Leben von Walter Scott's Schwiegerſohn Lockhart.

S. 114, Z. 1 v. o. „von heitern Geſellen". Wie verderblich aber dieſe für ihn geworden, iſt übergangen.

S. 114, Z. 6 v. o. „Herder und ſeine Nachfolger..." Dieſe unmuthigen Aeußerungen ſind äußerſt einſeitig. Auch in England wurden die Volkslieder erſt ſpät geſammelt (1765). Bürger ward früh volksthümlich, auch Voß wurde durch den Componiſten Schulz in den Mund des Volkes gebracht; von Goethe's eigenen Liedern erfreuten ſich viele der allerweiteſten Verbreitung.

S. 114, Z. 20 v. o. Statt „Fiſcher" muß es „Schiffer" heißen. Goethe berichtet aus Venedig vom 7. October 1786 und in dem beſondern Abſchnitt „Volksgeſang" hinter der „Italieniſchen Reiſe" über dieſen „famoſen Geſang der Schiffer" von Stellen Taſſo's und Arioſt's nach eigenen Melodien, bemerkt aber, dieſer ſei ſchon ſo in Abnahme gekommen, daß man ihn wirklich beſtellen müſſe.

S. 115, Z. 14 v. u. „das Gehölz", das Webicht. Vgl. S. 108, Z. 14 v

S. 116, Z. . o. „noch einmal", zum dritten mal, diesmal mit Meyer, vom 28. September bis zum 8. October.

S. 116, Z. 10 v. o. „daß es mich anlockte ...“ Vielmehr ging der Antrieb zu dem Gedicht von Tell selbst aus, dessen Sage sich ihm hier überall aufdrängte. Vgl. den Brief an Schiller vom 14. October 1797. Anders erklärt Goethe sich freilich in den „Tag- und Jahresheften“ unter diesem Jahre, wo sich das hier über den Plan Gesagte schon findet.

S. 116, Z. 1 v. u. „Winkelried“, ein offenbares Versehen statt „Melchthal“.

S. 117, Z. 14—19 v. o. „in dessen Seele ...“ Dies ist nicht richtig, obgleich Goethe auch in den „Tag- und Jahresheften“ die Sache so darstellt und von einem förmlichen Abtreten des Stoffes spricht. Längst hatte Goethe seinen Plan „Tell's“ aufgegeben, als Schiller anfangs 1802 fast zufällig zur Bearbeitung dieses Stoffes kam.

S. 117, Z. 16 v. u. „des Sonnenaufgangs“, vielmehr des Morgens vor Sonnenaufgang, „Faust“ II, 75—82. Wann Goethe ihm diese erste Scene des zweiten Theils vorgelesen, wissen wir nicht. Vgl. S. 131, Z. 15 fg.

S. 119, Z. 18 v. o. „Herr von Holtei“, der durch seine hübschen Liederspiele empfohlene Karl von Holtei, zu Breslau 1797 geboren, der bereits bei Goethe zu Tische gewesen war und durch seine frische Freimüthigkeit und sein lebhaftes Wesen dessen Neigung gewonnen hatte.

S. 119, Z. 11 v. u. „seit einigen Tagen“, dem 12. Holtei war eben in Paris gewesen. Seine erste Zusammenkunft mit Goethe, die durch einen Besuch von seiten des Hofes unterbrochen wurde, und den heitern Verlauf des Mittagessens bei dem Gefeierten hat Holtei („Vierzig Jahre“, IV, 386 fg.) erzählt. Gleich darauf bezog Goethe seinen Garten.

S. 119, Z. 9 v. u. „Holtei.“ Dieser bemerkt, er würde Goethe, da derselbe seinen Garten bezogen, nicht noch einmal besucht haben, hätte nicht Eckermann in seiner unerschöpflichen Gutmüthigkeit ihm ein Abschiedsstündchen vermittelt. Ueber seine damalige Aufnahme berichtet er a. a. O., S. 393 fg. — „Grafen Schulenburg“, Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg, königlich sächsischer Geheimrath und Gesandter in Wien. Holtei gedenkt seiner nicht. — „Ampère“, dessen Abschied Eckermann übergeht. Der ohne seinen Willen im „Globe“, Nr. 51, abgedruckte Brief über den Besuch von Weimar ärgerte Goethe, sodaß er gegen Müller über die „Platituden“ in Ampère's Brief klagte. In Müller's „Unterhaltungen“ wird diese Aeußerung viel zu früh, unter den 20. Juni, gesetzt. Auch gegen Boisserée spricht Goethe am 21. Sep-

tember von dieser „kleinen Indiscretion", durch die Ampère die Weimaraner verletzt habe.

S. 119, Z. 5 v. u. „Es scheint, daß Goethe ..." Zur Zeit, wo Eckermann nicht mit Goethe verkehrte, am 12. Januar 1827, hatte dieser sich an Walter Scott gewandt. Den Brief hatte er dem Kunsthändler Henderson mitgegeben, der ihm ein Bild Byron's gezeigt. Er entledige sich endlich bei der Rückkehr Henderson's der Pflicht, äußerte er dem im vorigen Jahre durch einen schweren Verlust in Schulden gestürzten Dichter, ihm das lebhafte Interesse zu bekennen, welches er seit manchen Jahren an seinen wunderbaren Schilderungen des menschlichen Lebens genommen habe.

S. 120, Z. 4 v. o. „irgendeine meiner Productionen". Schon 1821 hatte Goethe „Kenilworth" aufmerksam gelesen.

S. 120, Z. 19 v. o. „Lockhart", John Gipson Lockhart, Verfasser mehrerer literarischen Arbeiten, einer scharfen Satire auf edinburgher Persönlichkeiten und bedeutender Romane, seit 1825 Redacteur des „Quarterly Review". 1820 hatte er Walter Scott's älteste Tochter Sophie geheirathet.

S. 121, Z. 12 v. o. „die Herren Treuttel und Würtz", Buchhändler in Paris.

S. 122, Z. 1 v. o. „einiger sehr schwerer Verluste", durch den Fall der Häuser Ballantyne und Constable. Um sich von seiner Schuldenlast allmählich zu befreien, hatte er sein „Leben Napoleon's" (S. 121, Z. 12 fg.) begonnen.

S. 122, Z. 4 v. o. „Jarthausen", die Burg von Götz.

S. 122, Z. 6 v. o. „Ich habe Den vergessen", Napoleon als geschworenen Todfeind Englands.

S. 123, Z. 3 v. o. Auffallend ist diese Bezeichnung Lockhart's, der sich schon längst einen Namen erworben hatte.

S. 123, Z. 17 v. o. „der Hottelstedter Ecke", einer ihrer schönen Aussicht wegen von Weimar aus gern besuchten Höhe am Ettersberge. Das Dorf Hottelstedt liegt am Fuße des Berges, zwei Stunden von Weimar.

S. 128, Z. 18 v. o. „die Verse" der Ode „An Schwager Kronos", Str. 3, wo aber „Vom Gebirg zum Gebirg" steht.

S. 128, Z. 9 v. u. „einer biegsamen feinen goldenen Schale". Der Bibliothekassistent Dr. Weller, der auch Goethe auf Spazierfahrten begleitete, nennt sie „ein silbernes Schiffchen", der Polizei- und Magistratsrath Grüner in Eger „eine vergoldete

Pilgrimschale von Silber". Auffallenderweise gedenkt Eckermann I, S. 264, Z. 13 fg. dieser Schale nicht.

S. 128, Z. 4 v. u. „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten", eine Goethe sehr beliebte Redensart, die er auch einmal dem Mephistopheles in den Mund legt, weil der Satan sich in der Bibel ihrer bedient.

S. 129, Z. 10 v. o. „in frühester Zeit", von 1780—1801.

S. 129, Z. 17 v. o. „des jetzt regierenden Herrn". Friedrich IV., am 23. November 1772 geboren, war 1822 seinem seit 1804 regierenden ältern Bruder August Emil Leopold gefolgt. Ihre Aeltern, Ernst II. und die Herzogin Marie Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, waren Goethe geneigt gewesen. Das hier Berichtete fällt wol in den Juni 1784. Mit Fritz Stein, der in gleichem Alter mit dem Erbprinzen stand, war er am 3. nach Gotha gegangen, wo er sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Goethe erinnerte sich nicht, daß im Jahre 1808 Herzog August ihn in Karlsbad gern zur Tafel gezogen, was ihm selbst freilich nicht angenehm war, und er dem Prinzen Friedrich 1811 die Cantate „Rinaldo" gedichtet hatte. Jede Verbindung hatte seit lange aufgehört.

S. 129, Z. 4 v. u. „das Adelsdiplom", das er nicht ablehnen durfte. Als er es am 4. Juni 1782 erhalten hatte, schrieb er an Frau von Stein: „Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann."

S. 130, Z. 8 v. o. „Schiller dort einige Zeit gewohnt", im Mai 1800, um den fünften Act der „Maria Stuart" zu dichten.

S. 130, Z. 12 v. o. „improvisirtem Komödienspiel", aber auch wohleinstudirtem. Selbst „Iphigenie" wurde hier gegeben.

S. 130, Z. 17 v. o. „die Buche...", von der jetzt, infolge von Blitzschlägen, nur noch ein Stumpf steht; in den alten Rindenstücken, womit man ihn bekleidet hat, sind noch Spuren der Namen Goethe, Herder, Wieland u. a. zu erkennen.

S. 130, Z. 1 v. u. „Geheimerath Streckfuß". Vgl. I, S. 262, Z. 1 (S. 262).

S. 131, Z. 6 v. o. „ein neues Heft", VI, 2.

S. 131, Z. 7 v. o. „zwölf Blätter", eingesandt zur Kunstausstellung 1803 und von Goethe in der „Jenaischen Literaturzeitung" besprochen, mit Anerkennung des glücklichen Gedankens der Wiederherstellung, aber mit abweichender Ansicht in den meisten Punkten.

S. 131, Z. 13 v. o. «Das Bild». Vgl. zu I, S. 43, Z. 9; S. 269, Z. 11 fg. v. o.

S. 131, Z. 14 v. o. „die zweite Scene", „Kaiserliche Pfalz".

S. 131, Z. 5 v. u. Daß es auch „in der Küche fehle", ist nicht richtig. „Den Köchen thut kein Mangel wehe ..." („Faust" II, 244 fg.).

S. 133, Z. 1 v. o. „Voß", der am 29. März 1826 gestorben war. Er war später gegen Goethe und den Herzog sehr verstimmt gewesen. Voß hatte zuerst in dem früher von Schiller bewohnten ersten Stock des Grießbach'schen Hauses am Stadtgraben gewohnt, sich später ein kleines Haus vor dem Johannisthore in der stillen Bachstraße, bezeichnet mit D. N. 369, für 900 Thaler gekauft und sich leidlich eingerichtet. Seine Studirstube hatte er in einer Erkerstube des Bodens mit weitester Aussicht. Obstbäume und Blumen wurden, wo möglich, aus Eutin bezogen.

S. 133, Z. 16 v. u. „Zum Bären", in der Vorstadt.

S. 133, Z. 4 v. u. „Ein Glück für mich war es indeß". Aber Voß verließ Jena erst nach Schiller's Tode, da er sich äußerlich und innerlich unbehaglich fühlte; freilich war er schon vorher entschlossen, nach dem Süden zu ziehen.

S. 134, Z. 8 v. o. „Kotzebue vorhatte", im März 1802 auf Schiller's Namenstag.

S. 134, Z. 14 v. u. „auch in physischen". So war es Schiller bei niederm, Goethe bei hohem Barometerstande wohl.

S. 137, Z. 4 v. u. bis S. 139, Z. 2 v. u. Von einer solchen Liebe während der ersten weimarischen Jahre findet sich sonst keine Spur, ja im Grunde gar kein Raum dazu. Alles, was wir von Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein und Corona Schröter wissen, paßt dazu nicht.

S. 138, Z. 17 v. o. „in mein einsames Zimmer". Goethe wohnte seit dem 18. Mai 1776 sechs Jahre lang in seinem Gartenhause; am wenigsten kann hier an die Zeit vor dem Beziehen desselben gedacht werden.

S. 138, Z. 2 v. u. „eine kleine Straße rechts", den Durchgang zum Theaterplatze, der zur Ritterstraße und von da zum Töpfenmarkt führt, wo Goethe freilich die ersten Monate im Kalb'schen Hause wohnte.

S. 140, Z. 8 v. u. „haben wir oft... gesessen", vom Mai 1797 bis zum October 1799.

S. 141, Z. 2 v. o. „in der Manſarde". Auf dem zweiten Stock hatte Schiller ſich ein großes und zwei kleinere Zimmer einrichten laſſen, während für ſeine Gattin der erſte beſtimmt war.

S. 141, Z. 16 v. o. „das Aſtronomiſche (?) und Aſtrologiſche im «Wallenſtein»" hat Schiller nicht in ſeinem Garten gedichtet.

S. 141, Z. 24 v. o. „Burgau", ein beliebter Ausflugsort von Jena, deſſen auch das Gedicht „Die Luſtigen von Weimar" (1813) gedenkt.

S. 149, Z. 16 v. o. „ſich der verwaiſten jungen Raben erbarme". Vgl. Pſalm 147, 9. Luk. 12, 24.

S. 150, Z. 6 v. u. „Frommanns." Vgl. I, S. 32, Z. 15 fg.

S. 150, Z. 3 v. u. „Hegel", der von Paris kam.

S. 151, Z. 1 v. o. „Zelter", der geſtern unvermuthet gekommen ſein muß, da Goethe noch am 17. einen Brief nach München geſandt hatte.

S. 151, Z. 5 v. o. „Hegel", der ſich ſchon mit ſeiner Beurtheilung Hamann's trug. Vgl. II, S. 50, Z. 14 fg.

S. 156, Z. 13 v. u. „lieber Freunde", wol der frankfurter.

S. 157, Z. 2 v. u. „wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen", in der berühmten Stelle am Ende der „Dramaturgie". Dort wollte er alles, was er in der Dichtung geleiſtet, der Kritik zuſchreiben, nicht dem Genie, „der lebendigen Quelle, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet". Im neunzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" handelt Goethe von dem Misbrauch, den man damals (1775) mit dem Worte „Genie" getrieben, da es noch lange gedauert, ehe man ausgeſprochen, daß Genie diejenige Kraft des Menſchen ſei, die durch Handeln und Thun Geſetz und Regel gebe.

S. 160, Z. 11 v. o. „den jetzigen Kronprinzen von Preußen". Vgl. I, S. 228, Z. 5 fg.

S. 161, Z. 7 v. u. „in drei Tagen". Am 26. October 1776 erfand er das Stück, ſchrieb es am 28. und 29. nieder, dictirte es am 30. und 31.

S. 161, Z. 7 v. u. „wie Sie wiſſen", aus „Wahrheit und Dichtung".

S. 164, Z. 13 v. u. „geſagt habe", in den Verſen:

„So lang man nüchtern ist", „Divan" IX, 5, 3 fg., wo aber „Wie" statt „Wenn" steht.

S. 165, Z. 8 v. u. „in gleichem Alter", siebenunddreißig Jahre alt. — Z. 7. „Nur um weniges älter", fast ein Vierteljahr nach Vollendung seines sechsunddreißigsten Jahres.

S. 169, Z. 16 v. u. „zum jüngsten Tage reif", wie sein Mephistopheles parodisch sagt: „Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift" („Faust" I, 3736).

S. 169, Z. 8 v. u. „deutscher Dragoner", wie er sie auf seiner Reise vor drei Jahren gesehen und immer im nahen Preußischen sehen konnte.

S. 170, Z. 15 v. o. „wo Yorik ...", in dem „Der Zwerg" überschriebenen Abschnitte der „Empfindsamen Reise durch Frankreich und Italien". Dort heißt es: „Every third man a pigmy!"

S. 172, Z. 2 v. u. „an die Verse", den Anfang des Liedes „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", das freilich die 1837 ergänzte „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" zwischen 1770 und 1771 setzt, aber noch nicht das 1836 erschienene Inhaltsverzeichniß, das nur das Datum des ersten Druckes (1789) angibt. Der Anfang deutet eher auf eine spätere Erinnerung.

S. 173, Z. 10 v. o. „zum zweiten male kreuzigen", mit Anspielung auf die bekannte Legende: Venio iterum crucifigi, deren Goethe im Briefe aus Terni vom 27. October 1786 gedenkt.

S. 173, Z. 19 v. o. „die Herrscher". Vgl. die erste „Epistel" 15: „Was könnten die Herrscher bewirken?"

S. 174, Z. 14 v. o. „mit Kotzebue und Consorten", dem Triumvirat Kotzebue, Böttiger und Merkel. Die gegen sie gerichteten Gedichte erschienen erst in der Quartausgabe von 1836 unter der Abtheilung „Invectiven", blos „Der neue Alcinous" (Kotzebue und seine Freunde) schon 1833 in den „Nachgelassenen Werken".

S. 175, Z. 3 v. o. „Hofmaler Stieler", Joseph Karl Stieler, der acht Wochen bei ihm wohnte. Schon am 29. Mai meldete Goethe an Zelter Stieler's Ankunft, der soeben beschäftigt sei, auf Befehl des Königs von Baiern sein Bildniß zu malen.

S. 175, Z. 8 v. o. „von Hagn". Charlotte von Hagn, zu München am 23. März 1813 geboren, hatte schon 1827 die Bühne betreten und war nach sechs Monaten angestellt worden.

S. 175, Z. 10 v. o. „fertig", völlig untermalt. Vgl. den Brief an Boisserée vom 6. Juli. Am 21. Juni schreibt Goethe an

Soret: „Ich bin [in Weimar] gefesselt durch die Gegenwart des Hofmaler Stieler. Seine Arbeit, durch die traurigen Ereignisse [den Tod des Großherzogs] unterbrochen, muß nun fortgesetzt werden, und es ist nicht abzusehen, wann er endigen wird. Er denkt noch eine Hand in dem Bilde anzubringen." Gegen seine Schwiegertochter äußert er den 24., es sei ihm in den letzten Tagen schwer geworden, dem vortrefflichen Stieler zu sitzen, und noch werde dieser vierzehn Tage zu thun haben, „wegen Hand und Stellung noch manches auszuharren sein" („Goethe-Jahrbuch", I, 282).

S. 175, Z. 9 v. u. „Goethe", der am 11. September von Dornburg zurückgekehrt war.

S. 175, Z. 2 v. u. „Herrn von Martius". Vgl. II, S. 13, Z. 11—9 v. u.

S. 176, Z. 3 v. u. „classisch und romantisch ... classisch sein." Vgl. II, S. 63, Z. 15 fg. (vom folgenden April).

S. 177, Z. 2 v. o. „eine kleine Schrift". Der von der „Jenaischen Literaturzeitung" gebrachte Aufsatz: „Zum ruhmwürdigen Andenken S. K. H. Karl August's, Großherzogs von Sachsen-Weimar", war auch in einem Sonderabdruck erschienen. Goethe schrieb dem Verfasser am 7. August, der an so zartem Faden rasch durchgeführte Lebenslauf des verewigten Fürsten finde an allen Orten und Enden den größten Beifall.

S. 180, Z. 2 v. u. „auf meinem Sofa". Freilich kam der Herzog in früherer Zeit auch abends zu Goethe, aber viel häufiger brachte dieser die Abende bei Karl August zu, schlief auch manche Nächte auf dessen Kanapee.

S. 182, Z. 16 v. o. „Droschke", einer sogenannten Wurst. Zu seiner Seite hatte er seine zwei Hunde. Er trug einen alten Militärmantel oder eine kurze grüne Pelesche; auf dem Kopfe hatte er eine Mütze mit Goldborte.

S. 182, Z. 3 v. u. „damals", in der dort in einer Vision erscheinenden ersten Zeit seiner Regierung. Vgl. S. 183, Z. 10 fg.

S. 183, Z. 1 v. o. „oft sehr nahe am Halsbrechen". Darüber klagt Goethe auch in den Briefen an Frau von Stein und diese selbst gegen andere.

S. 183, Z. 20 v. o. „Knebel." Vgl. I, S. 32, Z. 5 v. u. bis S. 33, Z. 1 v. o. Man hat, höchst unwahrscheinlich, hier eine Verwechselung mit dem Oberstallmeister von Stein vermuthet.

S. 183, Z. 23 v. o. „Seckendorf", Kammerherr Karl Sigmund Freiherr von Seckendorff-Aberdar, sardinischer Oberstlieutenant z. D., zu Erlangen am 26. November 1744 geboren,

Ende 1775 nach Weimar berufen, wo er sich äußerst unzufrieden fühlte, weil er die Hofetikette zu sehr vernachlässigt und sich selbst von der erwarteten Stellung eines Vertrauten des Herzogs ausgeschlossen sah.

S. 184, Z. 20 v. o. „Reise durch die Schweiz", deren Beschreibung in den „Briefen aus der Schweiz von 1779" schon in den Werken stand.

S. 185, Z. 13 v. o. „der junge Prinz", der Erbprinz, den Goethe oft mit Soret bei sich sah.

S. 185, Z. 20 v. o. „seit dem Jahre 1805", vielmehr seit dem November 1804.

S. 186, Z. 19 v. o. „Dupin", Charles Dupin, Advocat und Führer der Liberalen, dessen „Reise nach England" Goethe außerordentlich angezogen hatte.

S. 187, Z. 2 v. u. „Madame Duval", Bonne Duval, eine Verwandte Soret's, dessen Vettern Franz und Jakob Duval waren.

S. 188, Z. 6 v. o. „die älteste Tochter", Marie.

S. 188, Z. 18 v. o. „folgende Verse". Die acht Verse gingen unter der Ueberschrift: „An die Damen Duval zu Cartigny im Canton Genf. Den 3. December 1828", in die „Nachgelassenen Werke" über.

S. 193, Z. 5 v. o. „in einem und demselbigen Bette". Davon ist sonst nichts bekannt, ja es ist nach allem, was wir wissen, kaum denkbar.

S. 193, Z. 10 v. o. „die «Geschichte Napoleon's» von Walter Scott", die ihm der Verfasser zugeschickt. Vgl. die in die Werke aufgenommenen, vor dem Lesen des Werks gemachten Bemerkungen vom 27. November 1827.

S. 194, Z. 3 v. o. „Bignon", Louis Pierre Edouard Baron Bignon. Von seiner „Histoire de France depuis le 18. brumaire" war der Anfang seit 1827 erschienen. Vgl. den Brief an Zelter vom 7. März 1830.

S. 194, Z. 7 v. o. „Dumont's". Der Genfer Pierre Etienne Louis Dumont, 1759 geboren, Soret's Großonkel. In dem ersten Jahre der Revolution war er zu Paris und mit den Führern derselben befreundet. 1802 begann er die Ideen des Nützlichkeitsphilosophen Jeremy Bentham in eigenen Schriften in faßlicher Weise zu verbreiten. Nach Genf zurückgekehrt, wirkte er seit 1814 als Mitglied des Großen Raths. Am vorigen 30. September war er in seinem einundsiebzigsten Jahre gestorben.

S. 195, Z. 14 v. o. „die Verhandlungen". Seit der siebenten, 1828 in Berlin stattgefundenen Versammlung der Naturforscher erschienen regelmäßig die Verhandlungen derselben in ihrem vollen Umfange. Die achte hatte im vorigen Jahre zu Heidelberg getagt.

S. 196, Z. 16 v. o. „ins Böhmische", von Fr. Celakowsého. „Iphigenie" war schon 1822 ins Böhmische übersetzt worden.

S. 196, Z. 6 v. u. „auf Anregung seiner Schwester". Daß diese ihn zur Vollendung getrieben, wird in „Wahrheit und Dichtung" berichtet.

S. 197, Z. 11 v. o. „öfter als einmal" war nach „häufig" (Z. 9) überflüssig. Selbst vom vervollständigten ersten Theile des „Faust" hatte er keine Abschrift genommen.

S. 197, Z. 11 v. o. „nach Stuttgart." Gedruckt wurden die Ausgaben seiner Werke in Augsburg (und daneben in Wien), die zuerst einzeln erscheinenden spätern Schriften in Jena bei Frommann.

S. 197, Z. 15 v. o. «italienischen Reise». Die Briefe, aus welcher diese zusammengearbeitet wurde, waren verbrannt, nur das für Frau von Stein geschriebene Reisetagebuch von Karlsbad bis Rom erhalten. Vgl. „Sulpiz Boisserée", I, 476.

S. 197, Z. 11 v. u. „italienischen", venediger.

S. 199, Z. 14 v. u. „ein Greis". Bentham war 1747 geboren. 1824 begann das „Westminster Review" seine Lehre zu verbreiten.

S. 200, Z. 11 v. u. „Bei Frau von Goethe". Goethe selbst hielt sich noch in seinen hintern Zimmern zurück.

S. 200, Z. 9 v. u. „vor zwanzig Jahren", im April 1808, auf seiner Reise nach Heidelberg.

S. 201, Z. 6 v. o. „Mittwoch den 10. Februar". Vgl. II, S. 123 fg.

S. 201, Z. 14 v. u. „Sonntag den 14. Februar". Vgl. II, S. 125 fg.

S. 201, Z. 8 v. u. „Fräulein von Waldner". Luise Adelaide von Waldner-Freundstein, die fast erblindete frühere Hofdame, am 22. September 1746 im Elsaß geboren, war mit der Verstorbenen im October 1775 nach Weimar gekommen.

S. 202, Z. 7 v. o. „mit einem guten Freunde", Eckermann.

S. 202, Z. 18 v. o. „So lange es Tag ist", Goethe beliebte biblische Redensart (Joh. 9, 4). Vgl. den Spruch „Noch ist es Tag" („Divan" VI, 7).

S. 202, Z. 22 v. o. „Ninon". Anne de Lenclos, geboren zu Paris den 15. Mai 1616, gestorben am 17. October 1706, hatte Frankreichs bedeutendste Männer zu ihren Liebhabern; sie dankte diese ab, sobald ihre eigene sinnliche Neigung nachließ, ohne deshalb ihre Freundschaft zu verlieren.

S. 203, Z. 15 v. o. „Arnault", Lucien Emile Arnault, der älteste Sohn des gleichfalls als Dramatiker bekannten Antoine Vincent Arnault. Mehrern bis 1828 erschienenen Dramen, unter denen „Régulus" großen Beifall fand, ließ er 1830 „Gustave-Adolphe" (nicht „Gustav Wasa") folgen.

S. 204, Z. 7 v. o. „zwei Actricen". Dies ist irrig. Er sah die Smeraldina (das Kammermädchen) und den (nicht die) Brighella, eine der vier in Gozzi's Commedia dell'Arte benutzten Masken, eine dem Pierrot ähnliche Figur, die einen pöbelhaften, trotzigen und verschlagenen Ferrareser darstellt. Vgl. Goethe's Brief aus Venedig vom 10. October 1786.

S. 205, Z. 5 v. o. „eines Tages", im August 1801. In den „Tag- und Jahresheften", wo Goethe der Geschichte unter diesem Jahre ausführlich gedenkt (die Aushängebogen hatte er damals in Händen), heißt es: Grimm's Geschäftsträger habe für die einigen hunderttausend Franken, die er ihm bei seiner Flucht zurückgelassen, da er sie nicht anders loswerden gekonnt, in der Verzweiflung brüsseler Manschetten und Busenkrause gekauft.

S. 206, Z. 8 v. o. „Fräulein von Türkheim", eine Tochter von Lili's ältestem Sohne Karl, der eine Gräfin von Waldner-Freundstein geheirathet hatte. Sie war bei ihrer Tante von Waldner zu Besuch gewesen.

S. 206, Z. 19 v. o. „ihrer Verwandten", Lili, die schon am 6. Mai 1817 gestorben war.

S. 206, Z. 12 v. u. „ist seit einiger Zeit vollendet". Goethe kann dies nicht gesagt haben; erst im folgenden Jahre vollendete er den vierten Band und schrieb die Trennung von Lili.

S. 207, Z. 10 v. o. „nur leicht und oberflächlich". Auch dies konnte Goethe nicht mit Recht behaupten, selbst wenn wir von seiner letzten Liebe zu Ulrike von Levetzow ganz absehen.

S. 207, Z. 14 v. o. „und doch ging sie mir verloren", weil es ihm widerstand, in eine durch den Einfluß der Verwandten getrübte Ehe zu treten, und es ihm unmöglich schien,

sich durch Annahme einer festen Stellung, die ihn in seiner freien Entwickelung fesselte, von diesen unabhängig zu machen.

S. 208, Z. 9 v. o. „die «Memoiren» von Saint-Simon", die zwanzig Bände „Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la régence..." Am 15. Februar hatte er an Zelter berichtet, in der letzten Zeit sei ihm der Herzog von Saint-Simon in seinen „Memoiren" höchst merkwürdig geworden; den 7. März meldete er demselben, er habe die französischen Memoiren, „Le Globe" und „Le Temps" auf einige Zeit beseitigt, wie hier Z. 22. Vgl. II, S. 128, Z. 10 fg.

S. 209, Z. 5 v. u. „würde sich in einer Uebertragung schlecht ausnehmen". Doch war manches von ihm längst übersetzt.

S. 209, Z. 3 v. u. „Sonntag den 14. März 1830." Hier fehlt das Sternchen; denn der Bericht gründet sich auf Soret's Aufzeichnung.

S. 209, Z. 1 v. u. „der Kiste von David", die schon am 7. ausgepackt worden. Vgl. II, S. 132, Z. 10 fg.

S. 210, Z. 9 v. o. Früher sind nicht erwähnt: „Sainte-Beuve", Charles Augustin Sainte-Beuve, der die Berechtigung der neuern Richtung in seinem „Tableau historique et critique de la Poésie française et du Théâtre français au 16me siècle" (1828) nachwies, „Balzac", Honoré de Balzac, der sich mit seinem Roman „Les derniers Chouans ou la Bretagne en 1800" Bahn brach, und (Gabriel) „Jules Janin", von israelitischen Aeltern 1804 geboren, der Theaterfeuilletonist des „Journal des Débats", der im vorigen Jahre mit dem Roman „L'âne mort et la femme guillotinée" aufgetreten war.

S. 210, Z. 20 v. o. „Emile Deschamps". Vgl. zu II, S. 133, Z. 8.

S. 210, Z. 12 v. u. „Schillern", vielmehr dem Verlangen, ganz eigenthümliche Beiträge zu dessen „Horen" zu liefern; außer der „Braut von Korinth" hatte er nur den Stoff des „Zauberlehrlings" und des „Gottes und der Bajadere" sich längst zur Bearbeitung vorgesetzt.

S. 211, Z. 2 v. o. „gänzlich anders". Vgl. die Aeußerung an Boisserée vom August 1815 („Sulpiz Boisserée", I, 264).

S. 213, Z. 6 v. o. „der «Guzla»", „La Guzla, ou choix de Poésies Illyriques, recueillies dans la Dalmatie..."

S. 217, Z. 1 v. o. „sie wären mich alle sehr gern

los". Vgl. das Divanslied „Mit der Deutschen Freundschaft Hats keine Noth" (V, 3).

S. 218, Z. 6 v. o. „wenn ich liebte". Aber auch aus poetischem Drange, ja, wenn er liebte, war er oft zur dichterischen Darstellung seiner Leidenschaft unfähig, wie in Wetzlar, und selbst seine Liebe zu Lili trieb verhältnißmäßig wenige Gedichte.

S. 218, Z. 12 v. u. „Montag". Auch hier liegt Soret's Aufzeichnung zu Grunde.

S. 218, Z. 2 v. u. „die Geschichte". Vgl. Holtei, „Vierzig Jahre", V, 61 fg.

S. 219, Z. 6 v. o. „Ankauf der Büttner'schen Bibliothek". Sie war 1802 durch den Tod des Hofraths Christian Wilhelm Büttner dem Herzog vertragsmäßig zugefallen.

S. 220, Z. 9 v. u. „Später", im Jahre 1817, unter welchem die „Tag- und Jahreshefte" der Sache gedenken. Vgl. Holtei, V, 62. Aber die Abtragung der Mauer geschah ein Jahr früher als das gewaltsame Eindringen in den Saal der medicinischen Facultät. In den angeführten Heften wird dieses unter dem Jahre 1818 mit den Worten bezeichnet: „Nachdem auch im Innern gewisse Hindernisse mit Lebhaftigkeit beseitigt waren."

S. 221, Z. 16 v. o. «Gemma von Art». Das Stück muß ihm handschriftlich zugeschickt worden sein. Daß es erschienen sei, finde ich nicht.

S. 222, Z. 17 v. o. „Sömmerring", der fünf Jahre jünger als Goethe; am 2. März war er gestorben. Goethe hatte mit diesem bedeutenden Anatomen und Physiologen seit langer Zeit in Verbindung gestanden.

S. 222, Z. 19 v. o. „für Lumpe sind..." Vgl. S. 179, Z. 8—5 v. u.

S. 222, Z. 20 v. o. „Bentham". Vgl. S. 199, Z. 14 v. u. Er starb fast ein Vierteljahr nach Goethe.

S. 223, Z. 14 v. o. „der 39 Artikel", der anglikanischen Kirche, 1571 vom Parlament anerkannt. Artikel 9 bezog sich auf die Rechte und Einkünfte der Bischöfe.

S. 224, Z. 14 v. u. „ein dithyrambisches Gedicht". Vgl. I, S. 170, Z. 9 v. u. bis S. 171, Z. 19 v. o.

S. 224, Z. 7 v. u. „im ersten Jahre nach meiner Ankunft". Das wäre 1804 gewesen. Goethe wurde am 7. Februar 1805 von einem sehr schmerzlichen Leiden befallen, das sich mehrere Jahre lang alle drei oder vier Monate wiederholte. Aber

hier liegt wol eine Verwechselung mit der „grimmigen" vor Riemer's Ankunft fallenden Krankheit vom Januar 1801 zu Grunde. Riemer wußte von Goethe's Gattin („Mittheilungen", I, 121), daß er damals „in Fieberphantasien in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen".

S. 225, Z. 20 v. o. „Lord Bristol kam durch Jena", am 10. Juni 1797. Goethe's gleichzeitiger Bericht findet sich unter den „Biographischen Einzelnheiten", aber dort wird des „Werther" nicht gedacht.

S. 226, Z. 2 v. u. „Ihre Unterredung mit Napoleon". Vgl. II, S. 78, Z. 1 v. u.

S. 227, Z. 1 v. o. „Er war zugegen". Die Präsentation erfolgte durch Savary und Talleyrand. Talleyrand entfernte sich, während Napoleon, an dessen Seite Daru war, sich mit Goethe unterhielt.

S. 228, Z. 15 v. u. „Campe", Joachim Heinrich Campe, schon im Jahre 1818 gestorben. Zuerst sah Goethe ihn 1776 in Dessau, zuletzt 1810 in Karlsbad. Die „Xenien" hatten ihn als Sprachreiniger und Sprachforscher scharf getroffen, und noch 1804 ließ Goethe in der „Jenaischen Literaturzeitung" ein Stachelditichon ohne Nennung seines Namens gegen Campe's Deutung der Laokoongruppe erscheinen, durch welche dieser die „heilige Plastik" mishandelt habe.

S. 229, Z. 6 v. u. „deine neuesten Gedichte". Das hier gemeinte Gedicht, „Feindseliger Blick", brachte erst die Ausgabe letzter Hand, aber auch Goethe's Ottilie hatte schon in den „Wahlverwandtschaften" (1809) bemerkt, daß den Frauen die Lust vergehe, sich mit einem Bebrillten zu unterhalten.

S. 230, Z. 19 v. o. „Die Bemerkung ist sehr artig". In den „Wanderjahren" (I, 10) läßt Goethe Wilhelm seine Ueberzeugung äußern, die Gewohnheit, Annäherungsbrillen zu tragen, habe hauptsächlich an dem Dünkel vieler jungen Leute Schuld.

S. 231, Z. 2 v. o. „das «Chaos»." Vgl. zu II, S. 125, Z. 5 v. u.; S. 270, Z. 1 fg. v. o.

S. 231, Z. 12 v. u. „Frau von Bechtolsheim", Julie Auguste Christine von Bechtolsheim, geborene von Keller, drei Jahre jünger als Goethe, Witwe des Kanzlers Geheimerath von Bechtolsheim in Eisenach, die Wieland 1774 als seine Psyche besungen hatte. Sie war als Dichterin in Almanachen aufgetreten, hatte auch 1810 ein Gedicht auf die Pulverexplosion in Eisenach zum besten der Hülfsbedürftigen herausgegeben. Ein anderes auf den Prinzen Karl, das Soret Goethe im Juli 1828 mitgetheilt, hatte

diesem gezeigt, daß sie „fortfahre, sowol in geselliger als poetischer Anmuth sich musterhaft zu beweisen".

S. 233, Z. 12 v. o. „Henning", vielleicht der Landschaftsmaler Henning; denn der mit Goethe damals noch in Verbindung stehende Professor Leopold von Henning ist unmöglich gemeint.

S. 233, Z. 16 v. o. „ein kleiner bronzener Moses", zwölf Zoll hoch, den Goethe 1812 erworben, wie er in den „Tag- und Jahresheften" unter diesem Jahre berichtet.

S. 234, Z. 10 v. o. bis S. 235, Z. 6 v. o. „Wir scheinen uns ..." Kaum zu vereinigen ist diese weite Ausführung Goethe's über den Vorfall mit seiner brieflichen Aeußerung an den schon seit fünf oder sechs Tagen abwesenden Soret vom 11. August: „Ich erinnere mich nicht, inwiefern Sie noch vor Ihrer Abreise Kenntniß genommen haben von dem offenbaren Widerstreit, der zwischen Baron Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire in der französischen Akademie entstanden ist"; denn unmöglich könnte er vergessen haben, daß er sich in solcher Weise gegen Soret geäußert hatte. Uhde's Annahme, wir hätten in unserm Bericht die „Wiedergabe des Gesammteindrucks mehrerer Unterhaltungen", hebt dieses Bedenken nicht, da ja auch dann Goethe sich noch vor Soret's Abreise nach Jena auf eine diesem nothwendig unvergeßliche Weise erklärt haben müßte. So bleibt nur die Annahme übrig, daß Eckermann Soret's Bericht misverstanden und frei ausgeführt habe. Soret war in höchster Aufregung zu Goethe gegangen, „der ihn aber ruhig mit naturwissenschaftlichen Bemerkungen über die «Metamorphose der Pflanzen» empfing", deren Uebersetzung sie beide lebhaft beschäftigte. Darüber gerieth Soret ganz außer sich, da er nicht ahnte, daß Goethe von der Julirevolution noch nichts wußte. Freilich muß Soret's Bericht sehr kurz gewesen sein, daß Eckermann ihn so arg misverstehen konnte.

S. 234, Z. 16 v. u. In „der Sitzung [der französischen Akademie] des 19. Juli" war es zwischen den ständigen Secretären Arago und Cuvier zum Streit gekommen, da ersterer in dem Sitzungsberichte, wider den Gebrauch, eine von Cuvier gegen die Schrift von Geoffroy de Saint-Hilaire: „Sur la théorie des analogies", eingelegte Protestation, statt ihrer blos zu gedenken, umständlich vortrug, Cuvier dies misbilligte und zugleich über die Unvollständigkeit des Resumés sich beklagte, wogegen Geoffroy die Neuerung in Schutz nahm. Der Streitpunkt selbst war längst erörtert worden, aber daß die Sache zu einem öffentlichen Streite in der Akademie geführt, schien Goethe hochbedeutend.

S. 235, Z. 10 v. o. „mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen", seine handschriftliche mit vielen Zeichnungen ausgestattete Abhandlung „De osse intermaxillari".

S. 235, Z. 11 v. o. „Peter Camper", den berühmtesten Anatomen der Zeit, zu Franeker in Holland.

S. 235, Z. 12 v. o. „Mit Blumenbach", der in seinen Schriften nach wie vor dem Menschen den Zwischenknochen absprach, erst später vertraulich Goethe berichtete, daß er in einzelnen Fällen denselben auch beim Menschen gefunden.

S. 235 Z. 14 v. o. „Sömmerring", der anfangs so wenig wie der mit Unrecht hier übergangene Merck daran glauben wollte.

S. 235, Z. 11 v. u. „einen hoffnungsvollen jungen Menschen", Ernst Moritz Ludwig Ettmüller, der sich in diesem Jahre bei der philosophischen Facultät zu Jena für das Mitteldeutsche habilitirte. Er hatte bis dahin „König Laurin" und den „Wartburgkrieg" herausgegeben. Zu unserm Eintrag stimmen nicht besonders die Tagebuchbemerkungen Soret's vom 17.: „Recommande Ettmuller", und vom 26.: „Envoie de deux livres et d'une lettre d'Ettmuller", wenn man nicht annehmen will, Soret sei den Sonnabend von Jena nach Weimar gekommen, was der Schluß von Goethe's Brief vom 21.: „Erfüllen [Sie] bald die Hoffnung fröhlicher Zusammenkunft", kaum zuläßt.

S. 236, Z. 4 v. o. „Mittwoch". Goethe hatte Soret an demselben Tage eingeladen, ihn diese Woche zu besuchen. Den 30. September hatte er ihm Geld überschickt als Honorar für seine Uebersetzung der „Metamorphose der Pflanzen". Wenn Uhde den Schluß des Briefes: „Am heutigen Festtage uns allen das Beste wünschend", nicht verstand, so übersah er, daß es der Geburtstag der im vorigen Jahre an Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen vermählten Prinzessin Marie Luise Auguste Katharine, der jetzigen deutschen Kaiserin, war, den Goethe also damals in herzlicher Erinnerung feierte.

S. 236, Z. 8 v. o. „ein Zimmer", wol in dem Hause, das er seit Ostern 1789 drei Jahre lang, zur Zeit, wo er die „Metamorphose der Pflanzen" schrieb, bewohnte.

S. 236, Z. 11 v. o. „ein anderes", im Schlosse zu Jena auf dem ersten Stocke.

S. 236, Z. 16 v. o. „gerade jetzt", wo er gern das „Chronologisch-summarische Verzeichniß" seiner Werke vervollständigt hätte, was später unterblieb.

S. 238, Z. 15 v. o. „Dinstag den 4. Januar". Das Datum ist jedenfalls irrig; denn Soret konnte nach seiner Rückkunft von Genf seit dem 3. Januar das Zimmer nicht verlassen; erst am 21. wird er auf Goethe's Wunsch ihn besucht haben. Vielleicht ist der 4. Februar gemeint.

S. 238, Z. 17 v. o. „Töpffer", Rudolf Töpffer, 1799 zu Genf geboren, Sohn eines genfer Landſchafts- und Genremalers, Vorſteher einer Penſionsanſtalt, der erſt ſpäter mit ſeinen Caricaturen und Novellen das größte Aufſehen erregte.

S. 238, Z. 23 v. o. „Abenteuer des Doctor Feſtus", „Le Dr. Festus." Vgl. Soret's und Eckermann's Bericht in „Kunſt und Alterthum", VI, 561.

S. 239, Z. 4 v. o. „Mittwoch den 17. Januar". Der 17. war ein Montag. Vgl. zu Z. 11 v. u.; S. 247, Z. 12 v. u.

S. 239, Z. 11 v. o. „ſeine Schuld", in Frankreich.

S. 239, Z. 15 v. o. „Rouge et Noir". Henri Beyle's zweibändiger Roman „Le Rouge et le Noir" erregte das größte Aufſehen. Seine meiſten Werke hatte er unter dem angenommenen Namen „de Stendhal" herausgegeben, aus Hochachtung für Winckelmann, der in Stendal geboren war.

S. 239, Z. 11 v. u. Der 23. war kein „Dienstag", ſondern ein Sonntag, aber aus einem Briefe Soret's vom 23. ergibt ſich, daß er am vorigen Tage bei Goethe war, ſodaß das richtige Datum iſt „Sonnabend den 22." Den 23. ſchrieb Soret an Goethe: „Le Prince se fait un plaisir de me remettre son entonnoir magique pour le prêter à Votre Excellence. Je le Vous enyoye en même temps que la tête de Napoléon coulée en cuivre dans les usines françaises, dont j'ai eu l'honneur de Vous parler hier."

S. 240, Z. 10 v. o. „Mittwoch". Hier und bei den beiden folgenden Einträgen muß es „Donnerstag" heißen. Auch weiter bis zum 2. Auguſt ſollte der folgende Wochentag ſtehen. Eckermann hatte ſich hier, wie 1823, eines falſchen Jahrgangs des Kalenders bedient.

S. 241, Z. 14 v. o. „einen Beſuch", wie gewöhnlich Donnerstags.

S. 241, Z. 8 v. u. „im Jahre 1784", am 24. Februar.

S. 242, Z. 4 v. o. „wenigſtens zehn Minuten". Dies dürfte doch zu bezweifeln ſtehen, wenn auch Goethe einige Zeit in der gut auswendig gelernten Rede geſtockt haben mag. Voigt, der anweſend war, gedenkt keines ſolchen Stockens.

S. 243, Z. 15 v. u. „als Materialien". Dies bemerkt Goethe in der zweiten Abtheilung des Aufſatzes über Geoffroy's „Principes de Philosophie Zoologique", die erſt im folgenden Jahre abgeſchloſſen wurde.

S. 243, Z. 8—3 v. u. Auch über das „unglückliche" Wort „Compoſition" erklärt ſich Goethe in ähnlicher Weiſe a. a. O.

S. 244, Z. 14 v. u. «Notre-Dame de Paris». Am 25. hatte Goethe den zweiten Theil des Romans an Soret zurückgeſandt, an dem er ſich nicht bis zum endlichen Schluſſe habe erbauen können. „Alle Spur von Wahrſcheinlichkeit, natürlichem Zuſtand und Ereigniß verliert ſich nach und nach in einem Chaos von Abominationen."

S. 246, Z. 7 v. o. „Frau von Reck", von der Recke. Unter dem Jahre 1808 berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften", er habe ſich ſchon früher oft mit Frau von der Recke und ihrer Schweſter, der Herzogin von Kurland, in Karlsbad zuſammengefunden, und auch im Jahre 1820 traf er beide dort, „wie ſonſt, anmuthig und theilnehmend gewogen". Ein Stammbuchblatt hatte er ihr ſchon 1785 geſchrieben. Am 8. November 1811 ſandte er ihr den erſten Band von „Dichtung und Wahrheit" mit einem freundlichen Briefe.

S. 247, Z. 12 v. u. Das Datum „Montag den 2. Auguſt" iſt irrig; nicht allein war dieſer Tag ein Dienstag, ſondern Soret befand ſich am 2. Auguſt in Jena, und es iſt unwahrſcheinlich, daß er damals einen Tag nach Weimar herübergekommen.

S. 248, Z. 13 v. o. „eine Trilogie". Soret hatte dieſes ſein Gedicht am 23. November Goethe mitgetheilt, der ihm am 25. ſchrieb, die Theile der mit offenem Geiſte von ihm geleſenen „Trilogie" brächten und hinterließen den beabſichtigten Eindruck. „Die Tageszeiten ſind hell und klar nach ihrem Charakter, und Mitternacht iſt wahrhaft dunkel gehalten, ein Kunſtſtück, welches dem trefflichen Victor Hugo ſelbſt nicht immer gelingt, der dem Auge noch zu viel in der Finſterniß zu ſchauen übrig läßt. Geben Sie mir zu einem zweiten Leſen einige Zeit, dann ſprechen wir mehr darüber, gewiß zu anmuthiger Unterhaltung." Soret, der wegen Unwohlſeins Goethe nicht beſuchen konnte, äußerte ſich brieflich gegen ihn am 28. über das Weſen der Trilogie, worauf Goethe denſelben Tag antwortete: „Daß Sie, mein Theuerſter, in die Geheimniſſe der Trilogie einzudringen wünſchen, freut mich ganz beſonders, und nur deſto mehr, da ich Sie auf dem rechten Wege finde. Doch iſt dieſes Kapitel wegen großer Zartheit und Mannigfaltigkeit nur mündlich zu behandeln. Wenn Sie ſolches völlig penetrirt haben, ſo werden Sie Ihre eigenen Arbeiten noch lieber gewinnen und gar manches, was jetzt iſolirt ſteht, zu verknüpfen das Vergnügen haben." Die beiden erſten Theile der „Trilogie" hießen: „L'Invocation du Berger" und „L'Etoile filante". Sie erſchienen in der dem „Chaos" launig entgegentretenden „La création", von der nur drei Nummern aus-

gegeben wurden (2, 1 und 0), dagegen „Minuit“ und zwei kurze Gedichte, „Le Matin“ und „Envoi de la trilogie à ...“, im „Chaos“ selbst.

S. 249, Z. 12 v. o. „die «Elegie».“ Vgl. I, S. 49, Z. 2 v. u. bis S. 51, Z. 5 v. o., S. 64, Z. 6—7 v. u.

S. 249, Z. 17 v. o. „die ich dieser Freundin widmete“, das Gedicht „Aussöhnung“.

S. 249, Z. 20 v. o. „eine neue Ausgabe“, die Jubelausgabe von 1825.

S. 250, Z. 8 v. o. „zwei Tragödien“, „Hernani“ und „Marion Delorme“, die aber ein Jahr früher erschienen waren. Die Aufführung der letztern hatte das Ministerium Karl's X. kurz vor den Julitagen untersagt.

S. 250, Z. 8 v. u. „Federzeichnungen und Aquarellbilder“, drei Hefte, für deren Uebersendung Goethe am 3. Januar dankt, und seine Bemerkungen darüber aufzuschreiben verspricht. Vgl. auch die Briefe Goethe's an Soret vom 28. Januar und 4. Februar 1832.

S. 250, Z. 3 v. u. „Lory“, Gabriel Lory, von dem Goethe zwei Handzeichnungen besaß.

S. 251, Z. 11 v. u. „über die Memoiren“, „Souvenirs sur Mirabeau et les deux premières assemblées législatives“, die Goethe schon im vorigen Juni gelesen hatte.

S. 252, Z. 21 v. o. „Träumen von Originalität“. Vgl. II, S. 29, Z. 19 fg.

S. 256, Z. 6 v. o. „sagt der Apostel“, 1. Thessal. 5, 19.

Namen- und Sachregiſter.

Die römiſchen Ziffern bezeichnen die Theile des Werks, die arabiſchen Ziffern die Seitenzahl.

A.

Abeken, Bernh. Rud., I, 291. II, 8. 247.
Abraham a Sancta Clara II, 233.
Achill bei Homer I, 250. II, 127.
Adam II, 15. 16. 134. 138.
Affen und Papagaien bei Fürſten I, 252.
„Agnes Bernauerin", vom Grafen Joſ. Aug. von Torring II, 205. 279.
Akademien I, 79. III, 20.
Aldobrandiniſche Hochzeit, die, I, 42. 268.
D'Alembert, Jean le Rond, II, 219.
Altdeutſche Studien II, 10.
Altdeutſchelnde Künſtler II, 27.
Alter, deſſen Vortheile II, 94.
D'Alton, Joh. Wilh. Ed., I, 233. 292. III, 58. 59. 235. 267.
Ampère, Jean Jacques, III, 109. 110. 112. 114. 115. 119. 272. 273. 274.
Amuſabel und amuſiren I, 263.
Anciennetät und Capacität III, 160.
Angoulême, Louis Antoine de Bourbon, Herzog von, I, 83. 275.
Anticipation beim Dichter I, 89. 90.
Antike I, 262. Antiker geſchnittener Stein I, 80. Antike Gemmen I, 81. 274.
Aquarellmalerei III, 227.
Ariſtokraten und Demokraten I, 256.
Ariſtokratie der Frommen I, 85.
Ariſtoteles I, 258. II, 9. 247. III, 95.
Arnault, Lucien Emile, III, 203. 283.
Arndt, Ernſt Moritz, III, 216.
Arnicadecoct III, 10. 260.
Arnim, Sohn der Frau von, II, 243.
Arteria, Kunſthändler in Mannheim II, 51.
Aeſchylus I, 185. 226. III, 77. 94.
Aeſthetik, Aeſthetiker I, 154. 249. 259. II, 87. III, 100.
Aſtronomie I, 233. 292. II, 5.
Attrativa II, 205. 279.
Augenblick, Werth deſſelben I, 56.
Ausbildung des Talents III, 78. Grenzen der A. I, 145—150.
Ausgeſtopfte Vögel II, 130.

B.

Badebekanntſchaften I, 75. 76.
Baiern, Ludwig I., König von,

II, 79—83. 87. 93. 98. 126. 262. III, 175. 202. 203.
Ballanche, Pierre Simon, III, 210.
Balzac, Honoré de, III, 210. 284.
Barbarei II, 219.
Barometer I, 95. 237. 238. II, 137. III, 15.
Basedow, Joh. Bernh., II, 225.
Baukunst I, 46. II, 44. 45. 60. 66. 67. 202. 254. 258. 259. III, 157.
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de, II, 88. 89. 218. 219. 263.
Beaumont und Fletcher III, 26.
Bechtolsheim, Julie Auguste Christine von, III, 231. 286.
Becker, Heinr., I, 86. 87. 275.
Beer, Michael, (Der Paria) I, 79. 121. 274.
Beethoven, Ludwig van, I, 44. II, 183. III, 4.
Behrisch, Ernst Wolfg., II, 119—121. 174. 268.
Bentham, Jeromy, III, 199. 200. 222.
Béranger, Pierre Jean, I, 195. 215. 218. 224. 291. II, 63. 93. 203. 230. 258. III, 15. 112. 114. 115. 158. 213—215.
Berger, Oberst von, I, 19.
Berka, Spazierfahrt nach, I, 261—264. 296.
Berlin I, 68. 71. II, 225.
Bescheidenheit und Dünkel III, 230.
Besonderes und Allgemeines I, 52. 154.
Bethmann, das Bankhaus, II, 92.
Beulwitz, Friedr. Aug. von, II, 206. 280.
Beuther, Friedr., II, 126. 270.
Bibel III, 253—257.
Biene II, 46. 254. III, 143.
Bignon, Louis Pierre Ed., Baron, III, 194. 281.
Bilder, beschriebene, I, 78. 80. 81. 87. 88. 178. 179. 239. II, 72. 73. 98. 227. III, 105.
Bildung, Vielseitigkeit und Beschränkung der, I, 77. 146—148. Quellen der B. II, 29. 35.
Blücher, Gebhard Leberecht von, I, 116. II, 83.
Blumenbach, Joh. Friedr., III, 4. 235. 259. 288.
Blumenmalerei II, 222.
Bogen und Pfeil III, 68—74.
Bogenschießen III, 66—68.
Böhmische Literatoren II, 71.
Böhmische Schulen I, 244.
Boisserée, Sulpiz, I, 284. 286. II, 128. 239.
Bonaparte, Lätitia, II, 182.
Bonaparte, Lucian, III, 159.
Bonn III, 40. 265.
Bonstetten, Karl Victor von, II, 167. 274.
Botanik I, 80. 232. III, 38. 71—73. 101. 102. 176. 195. 236. 245.
Bourbonen, die, III, 115.
Bourrienne, Fauvelet de, II, 77. 79. 260.
Brandt, Heinr. Franz, I, 81, 274.
Bremer Hafenbau II, 81. 253.
Brill, Paul, II, 96. 265.
Brillen III, 229. 230. 286.
Bristol, Lord-Bischof von Derry, III, 225. 226. 286.
Buch, Leop. von, II, 46. 69. 254.
Buchbinder III, 16.
Buchhändler I, 157. 158.
Burgau III, 141.
Bürger, Gottfr. Aug., I, 152. 283. III, 114.

Burns, Rob., III, 113. 114. 273.
Bury, Friedr., II, 98. 99. 265.
Büttner'sche Bibliothek III, 219. 285.
Byron, George Noel Gordon, Lord, I, 44. 64. 70. 80. 83. 89. 120. 133. 138—143. 153. 160. 161. 172—174. 176—178. 212. 214. 245. 249—251. 257. 274. 280. 282. 284. 286. 290. II, 34. 35. 115.1 31. 157. 158. 177. 205. 218. III, 13. 39. 121. 165. 213. 217. 264.
— Beppo I. 177. 178.
— Childe Harold II, 157.
— Deformed Transformed I, 133. 176. 178. 281.
— Don Juan I, 83. 249. 295. III, 39.
— English Bards I, 141.
— Jüngstes Gericht III, 39. 264.
— Kain I, 80. 245. 246.
— Manfred III, 13.
— Marino Faliero I, 138. 282. III, 213.
— Sardanapal I, 172. 286. III, 13.
— The two Foscari I, 174. 249. 250.
— Werner III, 13.

C.

Cagliostro II, 49.
Calderon de la Barca, Pedro, I, 88. 99. 150. 151. 160. 175. 225. III, 94.
— Der standhafte Prinz II, 183. 276.
Campe, Joach. Heinr., III, 228. 229. 286.
Camper, Peter, III, 235. 288.
Canning, George, I, 193. 254. 287.
Canova, Antonio, III, 37.
Cantarini, Simone, Schüler von Guido Reni, II, 97.
Capernaum, Hauptmann von, II, 135.
Cap-Horn III, 84.
Caricatur II, 209.
Carlyle, Thom., I, 255—257. II, 22. 23. 229. 249. III, 123.
Carracci, Schule der, II, 97.
Carus, Karl Gust., I, 233. 292. III, 235.
Cäsar, Julius, I, 203. 289. II, 179. 180.
Castiglione, Conte di, 92. 264.
Cedraten III, 188.
Centralisation, ihr Vortheil für junge Gelehrte und Dichter III, 111, 112.
Chaos, Zeitschrift, II, 125. III, 231.
Charakter, persönlicher, des Schriftstellers und Künstlers I, 99. 154—156. II, 26. 27. 181. 182.
Charaktere, dramatische, und ihre Darstellung I, 53. 54.
Châteaubriand, Franç. Aug., Vicomte de, I, 194. II, 93.
Chausseebau II, 65. 66.
Chinesische Romane I, 222—224. 291.
Chinesisches Reich I, 223.
Chodowiecky, Dan. Nicol., I, 47. 270.
Christliche Kirche III, 254—256.
Christliche Religion II, 39. 199. 236. 237.
Christus II, 134. 178. 179. 276. III, 33. 173. 255—257.
Cicero I, 127.
Classisch und romantisch II, 63. 70. 106. 137. III, 176.

Claude le Lorrain (Gelée) II, 75. 85—87. 92. 96—98. 239. 263. III, 78. 106.
Clauren, Heinr., I, 119.
Columbus, Chriſtoph, I, 235.
Componiſten I, 148. 196. 197.
Compoſition I, 53. 70. III. 243. 244. 290.
Contraſte III, 14. 98. 99.
Converſations-Lexikon I, 212.
Cooper, James Fenimore, II, 110. 267.
Corneille, Pierre, I, 99. III, 99.
Cornelius, Pet. von, II, 128. 129. 270.
Correggio I, 182.
Cotta, Joh. Friedr., Freiherr von Cottendorf, I, 23. 28. 33. 218. 265. 284.
Coudray, Clem. Wenzeslaus, I, 104. 122. 178. 247. 277. II, 43. 44. 65—68. 91. 155. 206. III, 5. 13. 14. 50. 62. 63. 239.
Courier, Paul Louis, II, 206. 210. 217. 218. 281.
Couſin, Victor, II, 49. 63. 67. 256. III, 176. 198.
Crespi, Giuſeppe Maria, I, 248. 295.
Cumberland, Friederike Herzogin von, I, 103. 277.
Cumberland, Rich., (Der Jude) III, 43.
Cuvier, George Leop. Chrétien Frédéric Dagobert, Baron von, II, 130. 239. III, 198. 234. 243. 287.

D.

Dalberg, Karl von, (Fürſt Primas) II, 123. 269. III, 200. 201.
Dämon, Dämonen II, 62. 64. 104. 105. III, 156. 165. 174. 179. 216. 253.
Dämoniſches II, 62. 187. 198—202. 204. 205. 214. 223. 225. 279. III, 162. 208. 244.
Daniel, der Prophet, II, 134.
Dante, Alighieri, I, 118. 120. II, 27.
„Daphnis und Chloe" ſ. Longus.
David, König, II, 134.
David d'Angers, Pierre Jean, II, 132. 133. 138. 271. III, 209. 210.
Decandolle II, 245. III, 247.
Dechamps III, 18. 262.
Decorationsmaler II, 91. 263.
Delacroix, Eugène, Illuſtrationen zu „Fauſt" I, 178—180. 287.
Delavigne, Caſimir, I, 194. — Der Paria I, 79. 274.
Delille, Jacques, I, 218.
Denken, das, I, 81.
Deschamps, Emile, II, 132. 133. 272. III, 210.
Deutſche Cultur III, 114.
Deutſche Geſchichte als dichteriſcher Stoff I, 171. II, 205.
Deutſche Jugend III, 172.
Deutſche Künſtler in Rom II, 98—100. 219. 220. 282.
Deutſche Literatur I, 155. 156. 169. II, 51. 71. III, 26—28. 209. 215—217.
Deutſche Malerei zu Goethe's Zeit I, 182.
Deutſche Philoſophie II, 50. III, 86.
Deutſche Romanſchreiber III, 14.
Deutſche Schriftſteller — deutſche Märtyrer III, 217.
Deutſche Sprache, Ueberſetzungen, I, 125—127.
Deutſche Volkslieder III, 114.
Deutſcher Particularismus II, 13. 75.

Deutſchland, Friedrich II., Kaiſer von, I, 155.
— Karl der Große, Kaiſer von, I, 93. 275.
Deutſchlands Einheit III, 185—187.
Dialektik III, 151.
Dichter ſ. Erfindung, Poeſie, Poet, Polemiſche Richtung, Politik.
Dichterinnen I, 101, 129. 130. 132.
Diderot, Denis, I, 195. II, 218. 219. III, 13. 112.
Dilettanten I, 132. 144. 145. 181. 217.
Diſſen, Ludolf, I, 21. 22.
Döbereiner, Joh. Wolfg., III, 141.
Dominichin (Domenichino), Zampieri, II, 84.
Donau-Rhein-Kanal I, 93. III, 84.
Doolan, Rob., I, 116. III, 51. 66.
Dornburg II, 5. 206. 245. 246. 280.
Dramatiſche Dichter II, 221. III, 90. 99. 163. 221.
Dreieinigkeit III, 30.
„Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers" II, 85. 263.
Du Chatelet, Marquiſe, II, 34.
Dumas, Alexandre, (Heinrich der Dritte) II, 183.
Dumont, Pierre Etienne Louis, III, 194. 199. 200. 251. 252. 281.
Dupin, Charles, III, 186. 281.
Dupré, Guillaume und Antoine, II, 163. 274.
Durand, Friedr. Aug., III, 47. 266.
Durchſtich der Landenge von Panama III, 83. 84.
Dürer, Albrecht, II, 229. III, 157.
Duval, Bonne, III, 187. 281.

E.

Ebbe und Flut II, 79.
Ebert, Egon, II, 10. 71. 88. 247. 261.
Eberwein, Franz Karl, und deſſen Familie I, 103. 196. 277. II, 82. III, 6. 55.
Eberwein, Traugott Max., I, 194, 288.
Eckermann, Joh. Peter, I, 265. 266. 267. II, 131. 133. 134. 152. 153. 164. 165. 260. 273. III, 66. 265.
— Beiträge zur Poeſie I, 22. 23. 28. 33. 34. 42. 69. 271.
— Geſpräche mit Goethe I, V—X. XI—XXVI. 288. II, 148. 149. 151. 152. 154. 162. 164. 167. 168. III, V—XII. 260.
Eckermann's Briefe aus Frankfurt a. M. II, 139—142, aus Mailand II, 142—147, aus Genf II, 147—160, aus Nordheim II, 164—165.
— Leben I, 3—23. 265.
— Träume III, 135. 136. 166—168. 189. 190.
Edinburgh Review II, 22. 28.
Egloffſtein, Gräfin Julie von, III, 55. 266.
Egloffſtein, Gräfin Karoline von, I, 103. 277. III, 14. 228.
Egoismus in der Kunſt und Wiſſenſchaft I, 92. 145. III, 20.
Eiche, Wachsthum der, III, 101. 102.
Einbildungskraft II, 108. III, 196.
Einheiten, die drei, I, 139. 140.
Einſicht und Lebensthätigkeit I, 147.
Elefant auf der Bühne II, 108. 109.

Emancipation der Irländer II, 67. 76. 259.
Empirie I, 89. 90. 177. 178.
Enghien, Louis Ant. Henri de Bourbon, Herzog von, I, 247.
Engländer, junge, in Weimar I, 125—128. III, 170. 171.
Englische Bischöfe II, 122. III, 223—225.
Englische Geschichte als dichterischer Stoff I, 154. II, 205.
Englische Kirche: die 39 Artikel III, 223. 224. 285.
Englische Kritiker I, 255—257. II, 22, 23. 28. III, 123.
Englische Sprache und Literatur I, 44. 120. 126. III, 19. 25—27. 29. 36. 37. 113.
Englisches Parlament I, 254.
Entelechie II, 101. 131. 266. III, 161.
Erbschaft eines großen Stoffs I, 108.
Erbsünde III, 170.
Erfindung, poetische, I, 139. 226. 227.
Erfahrung II, 118. 119.
Erleuchtung des Genies III, 156.
Erlöser, Erlösung III, 173.
Eschwege, Wilh. Ludw. von, III, 5. 260.
Ettersberg, der, III, 128.
Ettersburg III, 130. 276.
Ettmüller, Ernst Mor. Ludw., III, 235. 288.
Euripides I, 140. 185. 226. II, 176. 182. 276. III, 76. 77. 94. 95.
Europäer, Physischer Verfall der, III, 169. 170.
Eva II, 15.
Exposition I, 174. 217. 220. 227. II, 221.

F.

Fabvier, Charl. Nic., Baron, II, 132. 272.
Facilität des Talents II, 77.
Facius, Friedr. Wilh., II, 73. 261.
Falk, Johannes Daniel, II, 253.
Faßliche, das, im Drama I, 139. 140.
Fatum, das, II, 199.
Fichte, Joh. Gottl., II, 101. 266.
Fiction, künstlerische, III, 106—108.
Fielding, Henry, I, 120.
Filiation in der Kunst I, 196.
Finckenstein, Gräfin von, II, 16. 17. 21. 248.
Flemming, Paul, I, 196.
Fletcher s. Beaumont.
Folgen unserer Handlungen, unerwartete, I, 157. 158.
Foreign Review II, 21. 22.
Fouqué, Friedr. Heinr. Karl, Freiherr de la Motte, I, 255. 256. II, 10. 11. 24.
Franke, Heinr., II, 81. 262.
Frankfurt a. M. II, 139—142. 161. 221. 282.
Franklin, Benjamin, I, 233.
Frankreich, Karl X. König von, III, 239.
— Ludwig XIV. König von, I, 175. II, 218. III, 208.
— Napoleon I, Kaiser von, I, 83. 93. 99. 108. 144. 170. 193. 195. 203. 247. 255. 260. II, 63. 68. 70—72. 77—79. 83. 104. 124. 133. 160. 162. 163. 182. 201. 217. 241. 266. 269. III, 18. 28. 99. 156. 158. 160. 165. 170. 193. 194. 214. 226. 227. 263. 286.
Franz, Agnes, I, 280.

Franzosen, Feldzug der, in Spanien I, 83.
Franzosen und Deutsche I, 116. 117. 254.
Französische Geschichte als dichterischer Stoff I, 154.
Französische Literatur u. Sprache I, 116. 117. 126. 154. 173. 193—195. 214. 215. 218. 251. 256. 259. II, 13. 49. 50. 63. 67. 217—219. III, 111—115. 176. 198—200. 208—215. 244. 250—252.
Französische Maler I, 78. 79. 87. 88.
Französische Revolution I, 92. III, 31. 32.
Französisches Theater I, 97. III, 94.
Fraser, William, II, 21. 22.
Frauen, lesende, II, 12. 13.
Frauencharaktere bei Byron I, 249, bei Goethe II, 28.
Freiheit I, 157. 212. 213. II, 75.
Friederike (Brion) III, 207.
Friedrich s. Krauße.
Fritsch, Karl Wilh. von, I, 104. 277. II, 222. 283.
Frommann, Karl Friedr. Ernst, I, 32. 33. 267. III, 150.
Frondation I, 193.
Froriep, Emma von, I, 103. 277.
Furcht, Angst, Bangigkeit I, 258.
Furcht und moralischer Wille II, 78.
Fürnstein, Anton, I, 39. 267.
Fürst *** s. Putiattin.
Fürst Primas s. Dalberg.
Füßli, Heinrich, III, 22.
Füßli, Joh. Heinr., III, 13. 262.

G.

Galerensklaven, Die, von Theodor Hell I, 258. 296.
Gastrollen I, 186.
Gay, Delphine, I, 214. II, 132. 291.
Geburt, Geist, Schönheit II, 241.
Gedichte s. Motive, Titel.
Gegenstände für die bildende Kunst I, 55.
Gegenwärtiges als Stoff für die Dichtung I, 37. 38. 64.
Geheimnisse und Wunder III, 136. 143. 145.
Geist und Bücher II, 163.
Geist und esprit II, 218.
Geist und Körper II, 78. 107. 124. 137.
Gelegenheitsgedichte I, 38. II, 33.
„Gemma von Art" III, 221. 285.
Genast, Eduard, und Frau II, 41. 81. 251. 252.
Genf II, 147—160.
Genie II, 218. 237. III, 157. 158. 252. 253.
Genlis, Marquise von Sillery, Gräfin von, I, 156.
Geoffroy de St. Hilaire II, 239. 286. III, 234. 235. 243. 287. 289.
Geologie I, 232. II, 9. 69. 254. III, 6. 37. 127.
Geologisches Gedicht s. Scafe.
Geranien und Pelargonien II, 121. 268.
Gérard, François Pascal, Baron, I, 202. 289.
Gerhard, Wilh. Christoph Bernh., Uebersetzer serbischer Gedichte I, 221. 222. 291.
Geschichte als dichterischer Stoff I, 153. 154. 171. 259—261. II, 205.

Geschichtliche Treue in der Dichtung I, 226.
Geschichtschreiber II, 74. III, 113.
Geschmack I, 87. III, 14. 37.
Geselligkeit I, 104—106.
Gesetzgebung III, 237.
Gewerkschule II, 66.
Gewissen II, 234.
Ghaselen I, 66.
Gipfel der natürlichen Entwickelung III, 102. 103.
Gipsabgüsse von Porträts II, 132. III, 210.
Gipspasten nach dem Stosch'schen Cabinet I, 251. 295.
Glasbüste Napoleon's II, 160—163.
Glauben I, 234. 240. 241. II, 178. 180. 200. 210. 211. 235.
Gleiches nur vom Gleichen erkannt III, 160.
Glenck, Karl, II, 118. 267.
Globe, Le, I, 173. 194. 259. 286. II, 13. 128. 270. III, 109. 111. 176. 198. 203. 208. 209.
Globus (Weltkarte) III, 14. 261.
Glück des Einzelnen auch Glück des Ganzen III, 236—238.
Gnade und gute Werke I, 245.
Goldsmith, Oliver, I, 120. II, 29. 176. III, 158.
— Vicar of Wakefield II, 175.
Good man and good wife II, 40. 73. 251.
Gore, Elise, II, 123. 269.
Goethe's Vater, Joh. Kasp., II, 43. 47. 222. 282.
Goethe's Mutter, Kath. Elis., I, 103. II, 43. III, 200. 201.
Goethe's, Schwester, Cornelia II, 223. 224. 283. III, 196. 282.
Goethe's Sohn, Julius Aug. Walther von, I, 32. 42. 43. 69. 70. 77. 129. 202. 203. 237. 240. 244. 265. 273. 290. II, 3. 4. 110. 123. 133. 134. 136. 139. 147. 149—151. 165. 166. 272. 273. 276. III, 3. 5. 104. 200.
Goethe's Schwiegertochter, Ottilie, geb. von Pogwisch, I, 27. 43. 44. 63. 69—71. 103. 172. 202. 203. 240. 244. 265. II, 5. 11—13. 17. 20. 21. 92. 125. 160. 166. 167. III, 3—5. 9. 12. 18. 49. 65. 66. 123. 171. 200. 231. 233.
Goethe's Enkel Walther Wolfgang I, 27. 246. 260. 265. II, 5. 123. 125. 160. III, 228. 239.
Goethe's Enkel Wolfgang Maximilian I, 27. 44. 69. 246. 265. II, 5. 123. 125. 160. III, 239.
Goethe's Enkelin Alma II, 160. 273.
Goethe's Arbeitszimmer II, 60. 220.
Goethe's Briefe an Eckermann II, 161—164.
Goethe's Briefwechsel mit Schiller I, 101. 119. 135. 137. 279. II, 60. 61. 258. 279. 282. 284.
Goethe's Briefwechsel mit Zelter I, 246.
Goethe's productive Entwickelung III, 26. 253.
Goethe's Erwiderung auf Vorwürfe und Anschuldigungen I, 102. 103. II, 243. III, 15. 21. 22. 30—32. 60. 61. 174. 201. 216. 217.
Goethe's Federzeichnung III, 197.
Goethe's Fossilienssammlung III, 175.
Goethe's Garten I, 93—97. 275. 276. III, 59. 60. 74—76. 103. 119. 267.

Goethe's Handschrift II, 93. 228. III, 196. 197.
Goethe's Haus I, 27. 28. 125. 268. 289. 296. II, 60. 136. 220. 262. 272.
Goethe's Manuscripte III, 197. 211. 282.
Goethe's Persönlichkeit I, 28—30. 35. 42—44. 47. 49. 51. 57. 59. 61. 65. 76. 96. 100. 101. 125. 128. 136. 167. 202. 216. 235. II, 4—6. 22. 60. 220. 243. III, 3. 5. 9—12. 16. 17. 22. 160. 241.
Goethe's politische Ansichten I, 83. 84. III, 30—33. 61. 62. 200.
Goethe's Porträt von Meyer I, 96.
Goethe's Privatvermögen und literarisches Einkommen I, 284. II, 47. 255.
Goethe's Riß zum neuen Theater III, 50. 51. 56.
Goethe's Secretär s. John.
Goethe's Tendenz zur bildenden Kunst I, 146—150. II, 90. 95. 264. III, 197.
Goethe's Testament II, 175. 275.
Goethe's Tod II, 240. 244.
Goethe's Verhältniß zu Schiller I, 153. 236. II, 9. 60. 62. 133. 137. 272. III, 133. 134. 140. 210. 277. 284.
Goethe's declamatorischer Vortrag I, 100. 101. III, 5.
Goethe's Wohnung in Rom II, 83. 262. 263.
Goethe als Poet I, 38. 147. 211. III, 118. 119. 211. 218. 237.
Goethe als Theaterintendant I, 168. 175. 176. 186. 285. III, 45. 47—49. 52—58. 64. 65.
Goethe-Denkmal in Frankfurt I, 79. 274.
Goethe, Freund des Bestehenden III, 32. 33. 263.
Goethe, Fürstenknecht III, 61. 267.
Goethe bei Napoleon in Erfurt II, 79. 262. III, 28. 226. 227. 263. 286.
Goethe über seinen Adel III, 129. 276.
Goethe über die Popularität seiner Schriften II, 23. 24.
Goethe über seine amtliche Thätigkeit I, 76.
Goethe's Werke und Briefe:
— Achilleïs II, 133. 272.
— Annalen (Tag- und Jahres-Hefte) I, 75. 76. 134. II, 173.
— Aufenthalt in Karlsbad II, 184. 277.
— Aufgeregten, Die, III, 31. 263.
— Brief an Oberst von Beulwitz II, 206. 207. 280.
— Briefe, Plan zu ihrer Herausgabe II, 171—175. 275.
— Briefe, zwei, aus Straßburg II, 93. 264.
— Briefe des Pastors I, 92.
— Bürgergeneral, Der, II, 32. 33. 41. 250. 251.
— Carneval, der Römische, III, 196.
— Cellini, Benvenuto, I, 130. 134.
— Claudine von Villa Bella II, 69. 81. 82.
— Clavigo I, 176. II, 20. 88. III, 161. 278.
— Cyklus von zwölf biblischen Figuren II, 134. 135. 138. 272.
— Dilettantismus, Ueber den, I, 109. 278.

— Dramen, übersetzt von Stapfer III, 109. 272.
— Divan, Westöstlicher, I, 197. 288. 293. II, 279. III, 30. 162. 164. 278.
— Egmont I, 127. 128. 133. 137. 160. 225. 280. 282. II, 51. 52. 256. 257. III, 32.
— Eugenie (Dien attikische Tochter) I, 137. 282.
— Euripides, Phaethon (Uebersetzung) I, 226. 282. III, 5.
— Farbenlehre I, 45. 107. 108. 150. 183—189. 228—233. 263. 275. 287. 292. II, 29. 30. 48. 50. 53—59. 85. 157--163. 189. 190. 195. 196. 213. 214. 231. 237—239. 257. 286. III, 4. 15. 21. 22. 30. 31. 73. 84. 201. 262.
— Faust, erster Theil I, 45. 90. 127. 128. 133. 134. 171. 176. 178—180. 275. II, 20. 43. 45. 49. 61. 91. 115. 116. 139. 178. 186. 192. III, 13. 86. Auerbach's Keller II, 178. Gretchen III, 207. Hexenküche II, 91. 264. III, 86. 269. Mephistopheles I, 128. 134. 176. 178. 179. 281. II, 102—105. 109—112. 116. 138. 192. 193. 201. III, 132. 223. Wagner II, 102. 104. 105. 108. Walpurgisnacht II, 192. Walpurgisnachtstraum II, 49. 256. Musik zu Faust II, 45.
— Faust, zweiter Theil I, 112. 143. 144. 198. 200. 201. 218—220. 250. 251. 264. 296. II, 20. 102—106. 108—112. 116. 117. 121. 123. 125. 128—131. 133. 136. 137. 155. 156. 168. 176. 178. 185. 186. 192. 193. 229. 235—237. 266. 275. 285. III, 117. 131. 132. 162. 208. 274. 277. Classische Walpurgisnacht I, 200. 201. II, 121. 123. 125. 128. 130. 131. 137. 155. 178. 186. 192. 277. III, 208. 209. Euphorion I, 250. 251. II, 109. 110. Faust's Studirzimmer II, 102. 103. Helena I, 198. 201. 218—220. 250. 288. II, 105. 106. 136. 155. 178. 193. 271. III, 104. 116. Homunculus II, 102. 104. 105. 108. Kaiserliche Pfalz III, 131. 132. 277. Knabe Lenker II, 109. Laboratorium II, 102. 104—106. 178. Maskenspiel II, 108—110. 178. Mütter II, 116. 117. 267. Papiergeld II, 110. 178. Paris und Helena II, 111. 112. 129. Philemon und Baucis II, 235. 236. Thessalische Hexen II, 192.
— —, Uebersetzung von Gérard, II, 115., von Stapfer II, 267.
— Gedichte I, 82. 196—198. II, 275. III, 15. 174. 210. 211. 261. 284. Alexis und Dora I, 158. 159. An Schwager Kronos III, 128. 275. Auf Schiller's Schädel II, 232. 284. Ballade II, 31. 250. Charon III, 14. 260. Cupido, loser ꝛc. II, 69. 70. 73. 74. 82. 260. 261. Der Fischer I, 55. 271. Der Gott und die Bajadere I, 258. Der Junggesell und die Mülle-

rin III, 249. Die Braut von Korinth III, 210. Die glücklichen Gatten II, 31. 32. Distichen I, 278. II, 28. 29. 250. Eins und Alles II, 44. 254. Elegie von Marienbad I, 49—51. 61. 63. 64 270. 272. III, 249. Epigramme auf seine Gegner III, 174. 279. Erlkönig I, 197. Erwählter Fels I, 96. 276. Glücklich Land ꝛc. III, 188. 281. Höllenfahrt Christi I, 171. 285. III, 224. Ilmenau III, 182—184. Inschrift II, 228. 284. Jägers Abendlied II, 17. 249. Johannisfeuer I, 206. 290. Kriegsglück I, 70. Metamorphose der Pflanzen III, 119. Metamorphose der Thiere III, 119. Paria I, 57. 58. 61. 79. 271. III, 249. Römische Elegien I, 83. 274. II, 81. 135. Stirbt der Fuchs ꝛc. III, 172. 279. Tagebuch, I, 82. 274. Trilogie der Leidenschaft III, 249. Um Mitternacht I, 197. 198. Vermächtniß II, 44. 232. 253. 284. Was wär' ein Gott II, 235. 285. Xenien I, 134. 136. 281. Zahme Xenien I, 109.

— Geschwister, Die, III, 161. 278. Böhmische Uebersetzung von Fr. Celakowského III, 196. 282.

— Götter, Helden und Wieland I, 92.

— Götz von Berlichingen I, 76. 89. 115. 116. 140. 160. 171. 174. 279. II, 205. III, 38. 120. 188. 196. 197. 209. 264. 282.

— Groß-Kophta, Der, II, 49. 183. 184. 276. 277.

— Hanswursts Hochzeit II, 203. 210. 279.

— Hermann und Dorothea I, 62. 134. 135. 189. 199. 210. 223. 272. 281. II, 42. 61.

— Iphigenie I, 225. II, 41. 137. 272. III, 54. 55. 95—97. 266. 271.

— Italienische Reise I, 182. 287. II, 43. 60. 69. 89. III, 197. 273. 282. Zweiter Aufenthalt in Rom II, 89. 94. 128. 258. 260.

— Kunst und Alterthum I, 31. 33. 37. 57. 58. 66. 67. 79. 130. 221. 267. II, 128. III, 131.

— Maximen und Reflexionen II, 231—233. 285.

— Meister's Lehrjahre I, 45. 133. 134. 135. 146. 150. 159. 227. 281. 284. II, 23. 61.

— Meister's Wanderjahre I, 78. 146. 198. 200. 211. 244. II, 7. 41. 46. 48. 60. 231—233. 247. 284.

— Metamorphose der Pflanzen I, 150. 185. 232. 243. 282. II, 5. 46. 48. 94. 130. 163. 187. 196. 214. 223. 245. 274. 277. 283. III, 73. 176. 247.

— Naturwissenschaft, Zur, I, 189. 237. 276.

— Novelle I, 198—200. 205. 207. 210—212. 214. 217. 218. 220. 221. 227. 289. 290. 292. II, 207. 210—212.

— Pandora I, 45. 269. III, 265.

— Rameau's Neffe I, 138. III, 12. 13. 19. 262.

— Recensionen in den Frank-

furter gelehrten Anzeigen I, 30—32. 34. 266.
— Schauspieler, Regeln für, I, 108. 109. 278. III. 33—36.
— Schweizerreise im Jahre 1797 I, 48. 55. 271. III, 19.
— Tasso I, 127. 128. 280. II, 41. III, 12. 49. 54. 55. 110. 116—118. 266. 272.
— Tonlehre I, 232.
— Versuch, Ueber den, I, 243. 294.
— Wahlverwandtschaften I, 45. 99. 215. 216. 221. 258. 291. II, 42. 127. III, 119.
— Wahrheit und Dichtung I, 75. 110—113. 274. II, 60. 115. 119. 127. 168. 197. 198. 202. 204. 209. 210. 212. 223—226. 249. 268. 278. 280. 281. 283. III, 206. 207. 283.
— Werther's Leiden I, 45. 76. 152. 171. II, 43. 68. 78. 79. 93. 253. 260. III, 19. 28. 29. 110. 157. 197. 225—227. 249. 262. 263. 291.
— Werke, Ausgaben der, I, 30. 41. 92. 109. 157. 275. 278. II, 7. 123. 131. 132. 135. 269. 271. III, 31. 196.
— Werke, Nachgelassene, I, 109. 110. 279. II, 230—233. 260. 261. 284. 285.
— Zauberflöte, zweiter Theil, III, 13. 261.
— Zwischenknochen, Vom, III, 235. 287.
Gott, Göttliches I, 156. II, 47. 48. 100. 101. 190—192. 195. 199. 200. 205. 235. III, 22. 30. 33. 149. 150. 162. 180. 181. 235. 257. 258.
Göttling, Karl Wilh., II, 16. 18. 60. 135. 136. 249. 258. 272.
Gozzi, Carlo, II, 126. III, 203. 204. 283.
Graff, Joh. Jak., II, 82. 262. III, 47.
Grasmücke II, 234. 235.
Griechen als Muster I, 77. 225. 226. 234. III. 99. 100.
Griechische Dichtung und die griechische Nation III, 113.
Griechische Geschichte I, 116.
Griechische Heldensage III, 77.
Griechische Tragödie I, 185. 226. 241. III, 76. 77. 94.
Grimm, Friedr. Melch., Baron, II, 126. III, 205. 283.
Grüner, Karl Franz, I, 108. 278. III, 33.
Guido Reni's Schüler s. Cantarini.
Guizot, François Pierre Guillaume, II, 49. 63. 67. 74. 75. 93. 256. 258. 270. III, 198.

H.

Hackert, Phil., II, 90. 91. 174. 263.
Hafis I, 218.
Hagen, Aug., I, 37. 267.
Hagn, Charlotte von, III, 175. 279.
Hallische allgemeine Literatur-Zeitung II, 71. 261.
Hamann, Joh. Georg, I, 237. II, 50. 256. III, 151.
Händel, Georg Friedr., (Messias) I, 103. II, 45.
Handlanger in der Wissenschaft III, 38. 39.
Handschriftensammlung II, 65. III, 10.
Handzeichnungen I, 248. II, 84. III, 22.
Haß und Verachtung II, 184.

Häuptlinge, Helden eines Volks II, 46.
Hausgesinde, Das, Singspiel, III, 56. 267.
Hebungstheorie III, 37. 261.
Heeren, Arn. Herm. Ludw., I, 21. 79. 265.
Hegel, Georg Wilh. Friedr., II, 39. 50. 100. 256. III, 86. 150. 151.
Heidelberg III, 40. 265.
Heigendorf, Karoline von, geb. Jagemann, I, 108. 278. III, 12. 267.
Heilige Allianz, die, I, 193.
Heine, Heinr., III, 217.
Helgoland II, 188. 277.
Henckel von Donnersmark, Ottilie, Gräfin von, III, 262.
Henning ...(?) und dessen Mutter III, 233. 287.
Henning, Leopold von, II, 257.
Hercules III, 252.
Herder, Joh. Gottfr. von, I, 70. 114. 115. 135. 237. 279. 293. II, 98. 248. 265. III, 114. 273.
Herschel, Friedr. Wilh., I, 232. 292.
Hinrichs, Herm. Friedr. Wilh., Wesen der antiken Tragödie III, 84—88. 269.
Hiob I, 134. II, 139.
Hirt, Aloys, II, 98. 265.
Historische Charaktere und Stoffe I, 225—227.
Historische Kritik I, 155. 283.
Hoffmann, Ernst Theod. Amad., I, 119.
Hofleben III, 181.
Holbein, Hans, III, 157.
Holtei, Karl von, III, 119. 274.
Homer I, 133. 160. 234. 250. 280. II, 63. 84. 127. 129. 179. III, 76. 77.
Hönninghausen ...(?) II, 9.
Hope von Pinkie III, 120.
Horaz I, 218. II, 135.
Horn, Franz, I, 119.
Horn, Joh. Adam, II, 93. 264.
Hottelstedter Ecke III, 123. 275.
Houwald, Ernst von, I, 43. 139. 140. 269. III, 131.
Hugo, Victor, I, 193. 194. II, 132. 271. III, 210. 244. 248. 250. 290. 291.
Humboldt, Alex. von, I, 152. 180. III, 83. 111. 158. 177. 178. 268. Dessen Brief an Kanzler von Müller, III, 177—179.
Humboldt, Wilh. von, I, 59. 61. 62. 152. 210. 272. II, 61. 258. III, 17.
Hummel, Joh. Nep., I, 54. 271. II, 77. 183. III, 5.
Huschke, Wilh. Ernst, III, 10. 260.

J.

Idealität und Ideelles I, 210. 212. 249. 256. II, 40. 41. 61. 86. 87.
Idee in der poetischen Production III, 118. 119.
Iffland, Aug. Wilh., I, 98. 117. 168. 276. II, 257.
Ilias s. Homer.
Ilmenauer Bergwerk III, 241, 289.
Immermann, Karl Lebrecht, I. 68. 69. 273.
Impfung II, 188.
Improvisiren I, 91. 165. 166.
Indische Philosophie II, 49. 256.
Indische Poesie III, 109.
Intention und Ausführung I, 42.
Irren, Irrthum, Irrlehre I, 38. 155. 230. 231. II, 30. 159. 163. 181.

Jod.

Jacobi, Friedr. Heinr., I, 236. 293. II, 42. 253.
Jacobus, Apoſtel, II, 135.
Jahrbücher, Berliner, für wiſſenſchaftliche Kritik I, 256. II, 50. 256.
Jahrbücher, Wiener, II, 195. 278.
Jakob, Thereſe Albert. Luiſe von, (Talvj) I, 130. 280.
Jambus I, 46.
Janin, Jules, III, 210. 284.
Jarthauſen III, 22. 275.
Jean Paul (Joh. Paul Friedr. Richter) I, 32. II, 226. 283.
Jena I, 31. 33. II, 226. 284. III, 5. 36. 132. 133. 135. 140. 141. 150. 218. 260. 264.
Jenaiſche Bibliothek III, 218—221. 285.
Jeſaias II, 134.
Jeſuiten II, 67. III, 214.
Jod und Chlor III, 3. 4.
Johannes, Apoſtel, II, 134. 135. III, 255.
John, C. F., I, 288.
John, J., I, 288.
Johnſon, Samuel, I, 249.
Jonſon, Ben, III, 26.
Jordan, Joh. Ludw. von, II, 16. 248.
Juden II, 15. 16. III, 233.
Jugend, Geſchmack der, I, 206.
Jugend und Productivität II, 41. III, 157. 159. 160.
Jugendeindrücke II, 96.
Jugendſtreiche III, 19.
Julirevolution II, 282. III, 233. 287.
Julius Roman II, 97.
Jung-Stilling, Heinr., I, 112. II, 174. 209.
Junge deutſche Gelehrte III, 172.
Juno Ludoviſi I, 77. 274.

K.

Kant, Imm., I, 152. 242. 243. 294. II, 50. 101.
Kapodiſtrias, Joh. Ant., Graf von, I, 247. 295. II, 62. 258.
Karlsbad, Goethe's Herzensabenteuer in, III, 245—247.
Kaſtengeiſt der Gelehrten III, 15. 16.
Kategoriſcher Imperativ I, 214. II, 179. 180.
Katholiken, katholiſche Religion I, 259. II, 67. 68. 76. III, 256. 257.
Kauffmann, Angelika, III, 18.
Kegelſchieben III, 67.
Kenner und Unkundige II, 198. 199.
Keſtner, Charlotte, III, 40. 265.
Kind, Joh. Friedr., II, 18. 249.
Kinder II, 202. III, 38. 227.
Klettenberg, Suſanna Kath. von, I, 171. 285.
Klopſtock, Friedr. Gottl., I, 114. 115. 171. 279.
Knebel, Karl Ludw. von, I, 28. 33. 266. III. 132. 183. 280.
Kniep, Chriſtoph Heinr., II, 174.
Koenig, Heinr. Joſ., II, 259.
Kolbe, Heinr., III, 4. 260.
Körner, Theod., III, 216. 217.
Koethe, Friedr. Aug., III, 36. 264.
Kotyledonen II, 94. 130.
Kotzebue, Aug. von, I, 47. 98. 117. 168. 214. II, 184. III, 13. 134. 174. 237. 279.
Krauße, Gottl. Friedr, II, 82. 262.
Kräuter, Friedr. Theod., I, 29. 55. 69. 266.
Kreuzzüge II, 95.
Kriegslieder III, 217.

Kritik und Kritiker I, 119. 154. 155. 173. 234. 251. 255. 256. II, 13. 22—24. 28. 63. 71. 176. 182. 213. III, 27. 109. 110. 123. 203.
Kritik der Sinne II, 50.
Kritische Zeitschriften II, 71. III, 27.
Krüger, Wilh., III, 95—97. 271.
Kukuk, der, III, 142—148.
Kunst und Manier I, 91.
Künstler, ihr Verhältniß zur Natur II, 27. III, 106., zu den Meistern I, 181. II, 97. 227.
Künstler-Lexikon (von Füßli) II, 97. 239. 265.

L.

Lafontaine, Jean, I, 99.
Lago-Maggiore I, 78.
Lagrange, Jean Louis, II, 44. 254.
Lamartine, Alphonse de, I, 194.
Landkarten III, 14.
Landschaftsmalerei I, 78. 79. 106. 239. 240. 251. II, 85. 86. 96. 97. 127. 128. 182. 238. 239. III, 78—80. 104—106.
Landvolk und Städter III, 169. 170.
La Roche, Karl Aug., II, 41. 82. 252. III, 43.
Lassen, Christian, III, 108. 109. 271.
Lauchstädt I, 176. 286.
Lavater, Joh. Kaspar, II, 49. 174. 255. 256. III, 193. 281.
Lazarethpoesie I, 262.
Lebensstufen des Menschen und des Schriftstellers II, 185. 202. 203.
Leibniz, Gottfr. Wilh. von, II, 131.
Lenclos, Anne (Ninon) de, II, 126. III, 202. 283.
Leo, Heinr., I, 256. 296.
Leonardo da Vinci I, 181. 287. II, 29. 30.
Lerchen III, 123. 124.
Lerne gehorchen I, 246.
Lesage, Alain René, (Gil Blas) II, 179. 276.
Lesarten II, 135. 136.
Lesen, Kunst zu, II, 205. III, 194. 195.
Leser, eine Million, I, 153.
Lessing, Gotth. Ephraim, I, 135. 152. 156. 174. 234. 235. 237. 242. 243. 293. 294. II, 221. III, 77. 157. 278.
— Emilia Galotti I, 235.
— Laokoon I, 242.
— Minna von Barnhelm I, 174. 234. II, 221.
— Nathan I, 235.
Leuchtenberg, Eugen Napoleon, Herzog von, I, 93. 275.
Levetzow, Ulrike von, II, 50. 267. 270. III, 17.
Liberale, gemäßigte, III, 200. Liberale und Royalisten I, 84.
Licht, actives und passives, II, 56.
Liebe, geschlechtslose, III, 87.
Liebe, Subject, Object und Dämonisches III, 207. 208.
Liebe und Verstand III, 25.
Liegnitz, Heinrich, Herzog von, I, 155. 283.
Lili (Anna Elisabeth Schönemann) I, 111—113. II, 223. 224. III, 206—208. 283.
Lips, Joh. Heinr., II, 98. 265.
Literatur des In- und Auslandes II, 11.

Lithographien aus Stuttgart III, 3. 259.
Livius I, 231.
Lockhart, John Gipson, III, 120. 122. 123. 273. 275.
Longus (Daphnis und Chloe) II, 206. 211—217. 280. 281.
Lopez de Vega I, 148. 282.
Lorenzo von Medici I, 85.
Lory, Gabriel, III, 250. 291.
Lowe, Hudson, II, 124. 269.
Lucas, Evangelist, III, 255.
Lucretia I, 155. 283.
Luden, Heinr., Geschichte der Deutschen I, 203. 289.
Luftpflanze II, 128. 129. 270.
Luther, Martin, I, 108. III, 9. 33. 157. 256.
Lutherisches Gesangbuch I, 196.

M.

Magdalena II, 135.
Magnetische geheime Kräfte im Menschen III, 136—139. 169.
Mailand II, 142—146.
Maler, Malerei I, 55. 78. 79. 87—89. 145. 146. 148. 181. 182. 195. 196. 211. 239. 240. II, 40. 91. 96—100. 107. 127—130. 181. 182. 219. 220. 227. 228. 238. 239. III, 29. 78—80. 103—106. 131.
Malkolmi, Schauspieler, II, 32.
Männliche, das, in der Kunst II, 181.
Manzoni, Alessandro, I, 194. 225. 255. 257—261. 295. II, 107.
Marcus, Evangelist, III, 255.
Marienbad I, 50. Korb aus M. I, 262.
Marlow, Christopher, III, 26.
Marot, Clément, III, 13. 261.
Martius, Karl Friedr. Phil. von, II, 13—16. 233. 247. III, 175. 176. 195. 196.
Massinger, Phil., III, 26.
Massot, Maler, III, 18.
Materialien III, 243. 289.
Mathematik und Mathematiker I, 184. 185. III, 15. 21. 22.
Matthisson, Friedr. von, I, 224.
Medaillen III, 17.
Medaille und antike Gemme I, 81. 274.
Medem, Joh., Graf von, und dessen Gattin, II, 20. 249.
Medwin, Thomas, (Conversationen) I, 139. 172. 280.
Menander I, 150. III, 93. 95. 283.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, II, 219. 282.
Menschen, Mission und Lebensziel außerordentlicher, III, 165.
Menschen, Ursprung und Rassen der, II, 14—16. 248.
Menschheit, Dauer und Verjüngungsepoche der, III, 180.
Merck, Joh. Heinr., I, 116. 279. II, 42. 51. 65. 222. 224. 225. 282. 283.
Mérimée, Prosper, I, 215. 291. II, 93. 132. 184. III, 111. 112. 114. 212. 213. 273. 284.
Messina, Erdbeben zu, I, 60. 272. II, 67. 259.
Metastasio, Iffipile, III, 51.
Meteorologie I, 95. 237. 238. 276. 294. II, 48. III, 15.
Methode, faßliche, I, 230.
Meyer, Oberamtmann, I, 6.
Meyer, Joh. Heinr., I, 42. 44. 55. 81. 96. 148. 149. 235. 268. 276. 293. II, 75. 76. 84. 97—100. 155. 226. 227. 284. III, 3. 5. 9. 11. 14. 15.
— Kunstgeschichte I, 293. III, 17.

Meyer, Ernst Friedr. Heinr., I, 233. 293.
Meyer ... (?) aus Westfalen I, 77. 274.
Meyerbeer, Giacomo, I, 220. II, 45.
Michel Angelo II, 99. III, 233. 287.
Milton, John, II, 122. 268.
Mineralogie I, 232. II, 9. 46—48. 69. 156. 195. III, 18.
Mirabeau, Honoré Gabriel, Graf, III, 251—253. 291.
Misbrauch des göttlichen Namens III, 22.
Mohammedaner, Lehre der, I, 240—242. II, 180.
Molière, Jean Baptiste, I, 151. 167. 168. 174. III, 64. 92. 93. 99. 112. 217. 270.
Moltke, Jakob, III, 55. 267.
Montblanc, der, III, 27.
Montesquieu, Charles de Secondat, II, 159.
Monumente I, 247.
Moore, Thom., I, 120.
Morgenblatt I, 130. 291.
Moses II, 134. III, 150. 233.
Mosheim, Joh. Lor. von, III, 9.
Motive eines Gedichts, Wichtigkeit der, I, 130—132.
Motiviren im Drama I, 137.
Mozart, Wolfg. Amad., I, 181. 287. II, 24. 45. 104. 122. 145. 183. 269. III, 46. 157. 165. 244. 257.
— Don Juan II, 45. 141. 142. III, 56. 244.
— Zauberflöte I, 98. 104. 219. III, 13. 14. 56.
Mucius Scävola I, 155. 283.
Müller, Friedr. von, I, 42. 56. 61. 104. 120. 202. 203. 207. 246. 247. 252—254. 261. 268. II, 4. 83. 87. 107. 155. III, 4. 15. 131. 177. 280.
Müller, Johannes, Physiolog, II, 257.
Münster ... (?), Graf, II, 98.
Musik I, 55. 70. 103. 121. 145. 196. 197. 271. II, 13. 14. 17. 18. 143—145. 183. 202. 204. 212. III, 38.
Musikalisches Talent II, 183.
Myron's Kuh II, 235. 285.

N.

Naivetät in der Kunst I, 80. 81. 182.
Naive und sentimentale Poesie I. 62. 272. II, 137.
Name, großer, I, 76. II, 71. 153.
Narren, Narrenhaus III. 224.
Nationalhaß III, 218.
Natur, eine, I, 120. 121.
Naturbeobachtung und Poesie I, 211. N. und Gelehrsamkeit III, 37—39. 264.
Naturforscher-Versammlungen II, 6. 26. 44. 246. III, 195. 282.
Naturwahrheit III, 79.
Naturwissenschaft I, 95. 121. 189. 233. 234. 237—239. II, 9. 46—48. 69. 185. 190. 191. 195—197. 239. III, 19—22. 151. 179. 196. 234. 235. 242. 243. 245. 247. 262. 287.
Nees von Esenbeck, Christian Gottfr., I, 121. 279.
Negative Richtung, der Poesie schädlich I. 141.
Neureuther, Eugen, II, 136. 138. 229. 272. 284.
Newton, Isaak, I, 108. 149. 184. 230. II, 30. 157. 231. III, 21. 22. 30.
Nibelungenlied I, 70. 225. II, 63.

Niebuhr, Barthold Georg, I, 231. 283. 292. II, 219. 282.
Ninon s. Lenclos.
Noah II, 134. 138.
Noeggerath, Joh. Jak., II, 26. 250.
Nordheim II. 164. 273.
Novelle, Begriff der, I, 220. 221.
Nützlichkeitslehrer II, 190. 191.

O.

Odyssee s. Homer.
Odysseus I, 250. III, 76.
Oken, Lor., III, 158. 235.
Oldenburg, Prinzen von, II, 17. 249.
Oels, Karl Ludw., II, 82. 262. III, 47.
Opernorchester II, 143—145.
Operntexte I, 121. 148. II, 13. 14. 17. 18. 249.
Opposition, Froudation I, 193.
Originalität und Influenz I, 133. 134. 151. 152. 181. 280. 281. II, 29. 63. 64. 75. 115. 227. 250. III, 172. 252. 253.
Ornithologisches II, 234. 235. III, 123—127. 142—150.
Ostade, Adrian van, II, 40. 73. 251.
Oesterreich, Marie Luise Beatrix, Kaiserin von, II, 33. 123. 251.
„Otto von Wittelsbach" von Jos. Maria von Babo II, 205. 279.

P.

Paganini, Nicolo, II, 202.
Panama, Durchstich der Landenge von, III, 83. 84.
Panckoucke, Madame, I, 204. 289.
Papiergeld II, 110. 126. III, 204. 205. 283.
Paris als geistiger Centralpunkt III, 111. 112.
Pariser Theater III, 54.
Parry, Major, I, 153. 283.
Parteiwesen, politisches und literarisches, I, 84. 253. 254. II, 230.
Passow, Franz, II, 280.
Pathologisches I, 214. II, 70.
Patriotismus des Dichters II, 242.
Paul Veronese II, 181.
Paulus II, 135. III, 256.
Pausanias III, 131.
Pedanten, Pedanterie III, 198.
Peel, Rob., II, 75. 76. 98.
Petersburg I, 121. 122. 237. 293. II, 95. 96.
Petrus II, 135. 178. 276. III, 256.
Peucer, Heinr. Karl Friedr., III, 4. 259.
Pfeil und Bogen III, 68—75.
Pfister's Geschichte der Deutschen II, 205. 279.
Phantasie I, 158. 251.
Phidias I, 182. 287. III, 76. 157.
Philister II, 28. III, 172.
Philoktete I, 226. 291. 292.
Philologen II, 176. 177. III, 94.
Philosophie, Philosophen I, 241—243. II, 39. 40. 49. 50. 101. 164. III, 39. 109. 110. 113. 150. 174. 198. 199.
Pietisten I, 244. 245.
Platen, Aug., Graf von, I, 66. 96. 99. 161. 272. 276. 284. II, 177. 275. III, 217.
Plato II, 29. 211.
Plutarch I, 116. 153. II, 116. 267.

Poeſie und bildende Kunſt I, 248.
Poeſie und Naturwiſſenſchaft II, 197.
Poeſie und Politik II, 241. 242. III, 214—216.
Poeſie und Proſa I, 251.
Poet, Definition deſſelben I, 154. 167.
Poetiſch und unpoetiſch I, 249. II, 88.
Poetiſche Formen I, 83.
Poetiſche Production III, 28. 119.
Pogwiſch, Henriette von, I, 103. 277. III, 19.
Pogwiſch, Ulrike von, I, 44. 69. 70. 244. 269. II, 3. 4. 92. 160. III, 49. 65.
Polariſation des Lichts III, 3. 259.
Polemiſche Richtung, Nachtheil derſelben beim Dichter I, 141. II, 177.
Politik I, 83. 84. 92. 145. 193. 223. 247. 253. 254. II, 45. 62. 63. 67. 68. 74—76. 122. 187. 188. 217. 241. 242. III, 31. 68. 199. 209. 211. 234.
Politik und Poeſie II, 242. Politiſche Gedichte III, 214—217.
Polizei III, 238.
Polygnot's Gemälde III, 131. 276.
Pope, Alexander, I, 142.
Popularität II, 23. 24. 45. 67. 68. III, 67. 185.
Poſitives I, 233. II, 156.
Pouſſin, Nicolas, I, 78. 79. II, 206. 238. III, 78. 106.
Preller, Friedr., III, 78—80. 268.
Preßfreiheit I, 253. 254. 295. II, 222. 283.
Preußen, Friedrich II., König von, I, 83. 108. 127. II, 204. III, 158.
— Friedrich Wilhelm, Kronprinz von, I, 228. 292. III, 160.
— Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von, I, 228. III, 288.
— Karl, Prinz von, I, 228.
— Luiſe, Königin von, II, 23.
— Luiſe Ulrike, Prinzeß von, II, 33. 251.
Probleme, unerforſchliche, I, 156. 157. 239. II, 101. 164. 179. 198—200.
Produciren ohne Talent I, 145. II, 100.
Productivität III, 157—165.
Productivmachende Kräfte III, 162—164.
Properz II, 135. 272.
Proſa und Verſe I, 222.
Proſerpina I, 201.
Proteſtanten II, 76. III, 256. 257.
Provinzialismen in der Ausſprache III, 34—36.
Pubertät, wiederholte, III, 161.
Publikum I, 58. 82. 98. 139. 166. 168. 186. II, 71. 109. 183. 184. III, 227.
Pulcinell-Theater in Neapel III, 204.
Putiattin, Fürſt von, I, 205. 289.

R.

Rabelais, François, III, 238.
Racine, Jean, I, 99.
Radicalismus III, 222.
Rafael Santi I, 146. 195. II, 24. 84. 97. 99. 104. 219. III, 29. 157. 165. 257. 263.
Ramberg, Joh. Heinr., I, 9—11. 91. 275.
Randzeichnungen II, 229.

Rapp, Graf Jean, (Memoiren) II, 182. 276.
Rathgeben II, 179.
Rauch, Chriſtian, I, 79. 274.
Raumer, Friedr. von, (Geſchichte der Hohenſtaufen) I, 283.
Raupach, Ernſt, I, 47. 270. III, 131.
Reales, Realität I, 210. 230. 249. II, 86—88. 127.
Recenſent, Recenſion I, 67. 118. 119. II, 71. III, 27.
Recke, Eliſe von der, I, 275. III, 246. 247. 290.
Reformation II, 75. III, 33. 256.
Regenbogen I, 232. 292. II, 239. 286. III, 84.
Regenten II, 67. 68.
Regieren I, 84. II, 187. 188. III, 160. 181. 182.
Rehbein, Wilh., I, 61. 104. 129. 130. 132. 272. III, 3. 10.
Rehberg, Aug. Wilh., III, 39.
Reichardt, Joh. Friedr., II, 82.
Reim II, 176.
Reinhard, Friedrich, Graf von, I, 41. 225. 268. III, 40. 265.
Reinhard, Graf von, deſſen Sohn, II, 92. 93. 264.
Reinhard, Franz Volkmar, I, 99. 277.
Religion I, 106. 107. 234. 240. 241. 245. II, 39. 40. 58. 67. 68. 74. 76. 79. 179. 180. 190—192. 199. 200. III, 22. 30. 253—258.
Rembrandt van Ryn III, 248.
Reſidenzen, Nutzen der, III, 186. 187.
Reſtauration von Gemälden II, 83. 84. 263.
Reutern, Gerhard, Baron von, II, 44. 227. 228. 253. 284.
Revolutionen III, 32. 33. 61. 211.
Rhetoren III, 113.
Rhône II, 157. 158.
Rhythmus II, 74.
Richardſon, Samuel, I, 223.
Riemer, Friedr. Wilh., I, 42. 44. 104. 109. 122. 132. 134. 136. 138. 246. 268. 279. II, 123. 155. III, 5. 12. 15. 36. 39. 222. 224. 286.
Riepenhauſen, Gebrüder, III, 131. 276.
Rire, le, de Mirabeau II, 138. 273.
Robinſon, Henry Crabb, II, 268.
Rochusfeſt zu Bingen I, 70. 274.
Roheit I, 252. 253.
Röhr, Joh. Friedr., I, 104. 196. 288. II, 180. 276.
Rom II, 16. 18. 80—83. 91. 93. 98—100. 219.
Romantiſch II, 63. 70. 106. 137. III, 210—212.
Römiſche Geſchichte I, 116. 155. 231. 283. 292.
Römiſches Recht II, 75.
Roos, Joh. Heinr, I, 88. 91.
Roſſini, Gioachimo, II, 13. 14. 17. 143. 145. 193.
Rothſchild, das Haus, II, 27. 92.
Rouſſeau, Jean Jacques, I, 121. II, 159. III, 217.
Rubens, Peter Paul, I, 239. 240. 251. 294. II, 182. III, 104—106.
Rückert, Friedr., I, 58. 271. III, 216.
Ruhm, der, III, 9. 184. 185.
Rührung I, 257. 258.
Ruſſen und Türken II, 76. 104. 262. 266.
Ruſſen, Beſuch zweier, III, 232.
Rußland, Alexandra Feodorowna, Großfürſtin von, III, 12. 261.

Rußland, Peter der Große, Czar von, II, 95. 96. 204. 265.
Ruysdael, Jak. van, I, 106. II, 128. 270.

S.

Sachſen-Gotha, Friedrich IV., Herzog von, III, 129. 276.
Sachſen-Meiningen, Marie Charlotte Amalie, Herzogin von, III, 129. 276.
Sachſen-Weimar, Anna Amalie, Herzogin von, II, 43. 98. 265.
— Karl Alexander, Erbprinz von, II, 154. 165. 166. 175. 207. 210. 221. 226. III, 185. 196. 236. 239. 241. 245. 281.
— Karl Auguſt, Großherzog von, I, 61. 63. 104. 202. 213. II, 3—7. 43. 83. 120. 124. 180. 201. 204. 206. 222. 224. 245. 253. 263. 269. 279. 280. 283. III, 10—12. 44. 47. 50. 56. 61—65. 177—185. 220. 221. 224. 265. 280.
— Karl Friedrich, Großherzog von, III, 185.
— Luiſe, Großherzogin von, I, 201. II, 5. 6. 91. 124—126. 246. 269. III, 201. 202. 205. 231.
— Maria Paulowna, Großherzogin von, I, 69. II, 6. 43. 126. 154. 164—167. 194. 221. 246. 269. III, 10—12. 17. 185. 188. 201. 205. 221. 236. 240. 241. 281.
— Marie Luiſe Alexandrine, Prinzeſſin von, I, 246. 295.
— Marie Luiſe Auguſte, Prinzeſſin von, III, 288.
Saint-Aignan I, 202. 289.
Sainte-Beuve, Charles Auguſtin, III, 210. 284.
Saint-Simon, Louis de Rouvroy, Herzog von, III, 208. 284.
Saint-Simoniſten III, 236.
Salvandy, Narciſſe Achill, Graf von, II, 93. 264. 284.
Salzbergwerk II, 118. 267. III, 6.
Salzbohrer, ſ. Glenck.
Sängerſtimme I, 166. 167. 255. II, 12.
San Quirico II, 143.
Savigny, Friedr. Karl von, II, 75. Deſſen Frau I, 269.
Scafe, John, III, 36. 37. 264.
Schachmaſchine, Die, von Heinrich Beck I, 48. 49. 51. 270.
Schauſpieler I, 108. 114. II, 107. 108. III, 47. 48. 53. 56—58. 65. 96. 97. 240. 266.
Schellhorn, Franz Wilh., I, 121. 279.
Schelling, Friedr. Wilh. Joſ. von, I, 96. 276. II, 186. 192. 277. 278.
Schiller, Friedr. von, I, 61—63. 70. 98. 101. 103. 119. 134—138. 151—153. 176. 205. 206. 210—214. 236. 243. 257. 261. 272. 281. 291. II, 8. 28. 29. 41. 51. 52. 60—6... 81. 88. 107. 126. 132. 133. 137. 184. 212. 213. 226. 232—234. 247. 252. 266. 272. 281. 284. III, 32. 45—48. 77. 96. 112. 117. 130. 133—135. 140. 141. 210. 221. 222. 232. 266. 276. 277. 278.
— Cabale und Liebe, I, 205. III, 112.
— Diſtichen II, 28. 29. 250.

— Don Carlos I, 289. III, 226. 284.
— Erſtlingsdramen I, 205. 289. III, 112.
— Fiesco I, 205. 206. III, 112.
— Horen I, 119. 134. III, 210.
— Muſenalmanach I, 119. 135. III, 232.
— Nadoweſſiſche Todtenklage II, 61. 258.
— Räuber, Die, I, 137. 205. 206. III, 112.
— Tell I, 137. 211. 282. 290. II, 88. 212. 213. III, 117. 274.
— Wallenſtein I, 61—63. 174. 210. 261. II, 233. 234. 285.
— Xenien I, 134. 136. 281.
Schiller's Einkommen I, 213. 290. 291.
Schinkel, Karl Friedr., II, 66. 259.
Schlegel, Aug. Wilh. von, III, 93—95. 108. 109. 270. 271. 272.
Schlegel, Friedr. von, II, 276.
Schlegel, Gebrüder, I, 32. 100. 119. 152. 267. 291. II, 137. 226.
Schloſſer, Joh. Friedr. Heinr., III, 40. 265.
Schmidt, Chriſtian Friedr., I, 44. 269. III, 4.
Schmidt, Maria, II, 82. 262.
Schöne, Karl, II, 176. 275.
Schöne, das, III, 100—104.
Schopenhauer, Arthur, II, 257. III, 262.
Schopenhauer, Johanna, II, 92. 264.
Schöpfungsgeſchichte, bibliſche, II, 15. 248.
Schriftſteller, der, auf verſchiedenen Lebensſtufen II, 185. 186.
Schrön, Ludw., II, 219. 282. III, 140. 141.
Schubarth, Karl Ernſt, I, 45. 68. 269. 273. II, 39. 251.
Schuchardt, Chriſtian, I, 294.
Schulenburg, Friedr. Albr., Graf von, III, 119. 274.
Schultz, Chriſtoph Ludw. Friedr., I, 41. 42. 266. 278.
Schütze, Steph., I, 173. 264. 286. III, 4.
Schwabe, Joh. Friedr., II, 194. 278.
Schwanefeld, Hermann von, II, 239. 286.
Schweiz, die, I, 78.
Schweitzer, Chriſtian Wilh., III, 56. 267.
Schweſtern von Prag, Die, I, 59. 272.
Scott, Sir Walter, I, 120. 133. 227. 257. 281. II, 11. 12. 16. 18. 19. 21. 204. 205. 208. 279. III, 119—123. 193. 275. 281.
Seckendorf, Karl Sigmund, Freiherr von, III, 183. 280.
Seele und Leib II, 101.
Ségur, Paul Phil., Graf von, II, 95. 265.
Seidel, Dorothea, II, 41. 252.
Seidel, Max Joh., II, 3. 245. III, 43.
Seidel, Phil., I, 285.
Selbſtbeherrſchung II, 136.
Selbſterkenntniß II, 89. 90.
Sentiment und Sentimentalität I, 257. 258.
Serbiſche Gedichte I, 130—132. 221. 222. 225. 280. II, 10.
Seſenheim II, 93. 127. III, 172. 279.
Shakſpeare, William, I, 79. 82. 100. 120. 133. 134. 139. 142. 159. 160. 175—177. 226. 229. 257. 280. II, 29. 55. 88. 104.

133. III, 25—27. 46. 64. 94. 99. 107. 108. 163. 257.
— Hamlet I, 98. III, 163.
— Macbeth I, 160. 177. III, 107. 108. 271.
Shakspeare in Bildern I, 159.
Shakspeare's Zeitgenossen III, 25.
Sichtbaren, Die, Zeitschrift, I, 170. 285.
Sieben Mädchen in Uniform, Die, I, 258. 296.
Siebenjährige Krieg, der, I, 83.
Simplon, der, II, 147.
Sinnlichkeit und Ideelles in der Kunst II, 40. 41.
Sittliche Tendenz III, 90.
Sittlich-Schöne, das, III, 98. 271.
Sixtinische Kapelle II, 99.
Sklavenhandel II, 101. 102. 266.
Smollett, Tobias, (Roderik Random) I, 248.
Sodom und Gomorrha, I, 80.
Sokrates III, 95.
Solger, Karl Wilh. Ferd., I, 215—217. 256. 291.
Sömmerring, Sam. Thom. von, III, 222. 235. 285. 288.
Sonntagskind, Das neue, I, 98.
Sophokles I, 150. 185. 215. 226. 256. 295. III, 76. 77. 84—86. 88—92. 94. 95. 98. 99.
— Antigone III, 84. 88. 89. 90. 97—99. 270. 271.
Soret, Friedr. Jakob, I, 63. 218. 272. II, 44. 46. 126. 149. 150. 163. 165. 167. 187. 195. 210. 214. 226. 245. 278. III, 248. 249. 259. 288.
Spiegel, Emilie von, I, 85. 275.
Spiegel, Karl von, II, 241. 286.
Spinoza, Baruch, II, 200.
Spiraltendenz der Pflanze III, 176. 195. 245.
Sprache, ihre Unzulänglichkeit für die Naturwissenschaft III, 242—244. 289.
Staatsdiener III, 160. 173.
Staatstugend, Staatsverbrechen III, 88. 89. 270.
„Staberle" I, 98.
Stadelmann I, 81. 265. III, 265.
Staël-Holstein, Anne Louise Germaine, Baronin von, III, 5.
Stammbuch I, 85. 246. 262. II, 139. 243.
Stapfer, Uebersetzer von Goethe's dramatischen Werken, III, 109. 114. 272.
Stendhal, de, (Marie Henri Beyle) Rouge et Noir III, 239. 289.
Sterling, Charles, II, 151. 157. 160. 273.
„Stern von Sevilla" von Joh. Christian von Zedlitz II, 125. 269.
Sternberg, Jaroslaw von, I, 155. 283. 284.
Sternberg, Kaspar, Graf von, I, 244. 246. 260. 294. III, 84.
Sterne, Lorenz, II, 29. 119. III, 170. 279.
Stickel, Joh. Gust., II, 281.
Stieler, Jos. Karl, III, 175. 279. 280.
Stil I, 101. 136. II, 214.
Stoffe, dichterische, I, 36—40. 171. 226. 227. 249.
Stomann'sches Schlößchen II, 206. 245. 280.
Streckfuß, Ad. Friedr. Karl, I, 296. III, 130. 131.
Streichen in Manuscripten III, 231. 232.

Strixner, Joh. Nepomuk, III, 259.
Studententumult in München II, 192. 278.
Studien nach der Natur III, 79. 80.
Studium der Natur III, 151.
Studium der Schriften des Alterthums III, 99. 100.
„Stumme von Portici", von Auber II, 208. 280.
Sturm- und Drangperiode II, 43.
Subject, Object I, 243. 263.
Subjectiv und objectiv I, 102. 103. 117. 165—167. II, 31.
Suchen, irren und finden III, 73.
Suezkanal III, 84.
Sündflut I, 95. II, 14.
Sussex, Augustus Frederic, Herzog von, II, 98.
Sutor, Christoph, I, 272.
Sylvestre, Demoiselle, II, 150. 157. 273.
Syntheſe II, 48.
Szymanowska, Maria, I, 48. 51. 54. 61. 271. III, 16. 249. 261. 291.

T.

Talent I, 48. 88. 91. 92. 120. 142—144. 181. 182. 194. II, 44. 77. 87. 90. 100. 181. 183. 229. 230. III, 27. 57. 78. 111. 113. 160. 186. 211. 212. 217. 221. 235. 236. 250. 251.
Talente, forcirte, I, 48.
Talleyrand, Charles Maurice, Fürſt von, III, 226. 286.
Taſchenſpielerkunſtſtückchen III, 239.
Taſſo, Antonio, II, 96. 265.
Taſſo, Torquato, III, 39. 114. 273.
Taſtu, Amable, II, 132. 271. III, 104.
Teatro dell' Arte in Venedig III, 204. 283.
Teleologiſche Naturbetrachtung I, 243. 294. II, 190—192.
Tell, Wilhem, dichteriſcher Sagenſtoff III, 116. 117. 274.
Temps, Le, II, 128. 270. III, 198. 203. 208. 209.
Tendenz, wahre und falſche, I, 146. II, 94. 95.
Teniers, David, II, 11.
Teſtament, das Neue, II, 178—180. 276.
Theater I, 43. 98. 137. 167. 168. 175. 176. 185. 186. 285. III, 6. 13. 45—58. 63—65. 96. 97. 203. 204. 266.
Theaterbeleuchtung II, 145. 146.
Theaterdecorationen und Anzüge II, 126. 127. 143. III, 50. 51. 55.
Theatergeſetze III, 65.
Theaterleitung I, 108. 168. 175. 176. 186. 285. III, 52—54. 56—58. 64. 55.
Theaterrepertoire I, 98. 175. 185. III, 33—55.
Theaterſtücke I, 138—140. 148. 174—176. II, 41. 42. III, 87—94. Ihre Beſetzung III, 58.
Thiere, Darſtellung derſelben bei den Griechen II, 26. 27.
Thiermalerei I, 88. 91.
Thomſon, James, II, 241.
Tieck, Agnes und Dorothea, II, 17. 21. 248.
Tieck, Ludwig, I, 32. 100. 215. 291. II, 16. 17. 20. 21.
Tiedge, Chriſtoph Aug., (Urania) I, 85. 86. 275.
Tiefurt I, 52. 56. 271.
Tiroler Sänger II, 3. 245.
Titel der Gedichte I, 220. 221.

Tizian Vecelli II, 181. 219. III, 4.
Tod, der, III, 205. 206.
Tonndorf I, 264. 296.
Töpfer, Karl, II, 42. 252.
Töpffer, Rudolf, III, 238. 250. 289. 291.
Tragiſche Situationen II, 126. III, 203.
Tragiſcher Conflict III, 87. 269.
Tragödie, Trauerſpiel I, 46. 229—231. 241. 258. II, 70. 177. III, 76. 77. 84—91. 98. 113.
Transſcendiren I, 234.
Treuttel und Würtz III, 121. 275.
Trilogien III, 248. 249. 290.
Türkheim, Fräulein von, III, 206. 207. 283.
Turnanſtalten, Turnen III, 67. 68. 268.

U.

Ueberſetzungen, deutſche, I, 126. II, 84. III, 19.
Uhland, Ludw., I, 45. 46. 270. II, 243.
Umgang mit Menſchen I, 105. 106.
Umgebung, ihr Einfluß auf den Geiſt des Menſchen II, 9. 60. 220.
Unbeſtändigkeit des Irdiſchen I, 247.
Unerreichbare Meiſter II, 104.
Unſterblichkeit I, 85. 86. 107. II, 39. 40. 101.
Unzelmann, Karl, II, 107. 267.
Urphänomen II, 31. 47. 50. 163. 190. 195. 237. 250.
Urwelt I, 232.

V.

Vaucher, Jean Pierre, II, 190. 277.
Verkehr mit hohen Perſonen II, 93.
Verkehr mit der Welt I. 104—106.
Vernet, Horace, II, 219.
Vernichtende Kritik I, 234.
Vernunft nur bei Einzelnen II, 45. V. und Verſtand II, 48.
Versmaße I, 46. 82. 83. II, 176.
Verſtand I, 251. II, 48. III, 25.
Verſteinerungen III, 127.
Vierwaldſtätterſee III, 116. 117. 273.
Vigny, Alfred de, II, 132. 271. III, 114. 210.
Villa di Malta II, 80—83. 98. 265.
Villemain, Abel François, II, 49. 50. 63. 67. 256. 258. III, 198.
Virgil II, 206.
Virtuoſen I, 145.
Vogel, Karl, I, 196. 288. II, 92. 121. 125. 167. 188. 222. 283.
Voigt, Friedr. Sigism., II, 130. 271.
Volkscharakter II, 64. 259.
Volksgunſt III, 185.
Volkstheater III, 60.
Volksthümliche Lieder III, 113. 273.
Voltaire, François Marie Arouet de, I, 156. II, 10. 33. 34. 46. 50. 67. 107. 115. 131. 133. 218. 251. 267. III, 112. 217.
Vorſehung und Beſtimmung I, 240. 241.
Voß, Joh. Heinr., II, 84. 175. 176. 275. III, 114. 133. 277. Deſſen Frau Erneſtine III, 133.

W.

Wahres, Wahrheit I, 82. 231. 242. 294. II, 29. 30. 70. 71. 86. 159. 163. III, 21. 38. 151. 164.
Waldner, Luise Adelaide von, III, 201. 282.
Walhalla I, 234.
Wasserbejahung und Wasserverneinung I, 95. 238.
Wasserträger, Der, Oper von Cherubini, II, 17. 249.
Weber, Karl Maria von, I, 148. II, 3. 18.
— Euryanthe I, 148.
— Freischütz I, 258. II, 18. 249.
— Oberon II, 3.
Webicht III, 108. 271.
Wechsel, geforderter, I, 229. 230. 292.
Weimar I, 35. 36. II, 48. 152. III, 60. 127.
Weimarischer Hof III, 53.
Weimarischer Schloßbau II, 45. 254. 263.
Weimarisches Theater I, 63. 86. 87. 108. 168. 204. 272. 275. 285. II, 25. 26. 32. 33. 183. 184. 276. III, 13. 43—56. 59. 60. 62—65. 240. 261. 265. 266. 267.
Wein, seine productivmachende Kraft III, 164. 278. 279.
Weißenthurn, Johanna Franul von, I, 53.
Weller, Ernst Friedr., I, 266.
Wellington, Arthur Wellesley, Herzog von, I, 116. 169. 170. 247. III, 170.
Weltliteratur I, 224. 257.
Wertherzeit III, 29. 263.
Whist II, 190. 277.
Widerspruch und Zweifel I, 242. III, 85. 98.
Wieland, Christoph Martin, I, 70. 135. 136. 237. 247. 263, 293. II, 42. 141. III, 209.
— Oberon II, 131. 271.
Wieland's Grab zu Osmannstedt I, 247. 295.
Willemer, Joh. Jak. von, II. 161. III, 40.
Willemer, Marianne von, III, 273. 274.
Winckelmann, Joh. Joachim, I, 152. 235. 252. 293.
Winterberger II, 41. 252.
Witz I, 156.
Wolf, Friedr. Aug., I, 70. 103. 104. 234. 277.
Wolff, Amalie, II, 108.
Wolff, Osk. Ludw. Bernh., I, 165. 166. 285.
Wolff, Pius Alexander, I, 108. 278. II, 25. 26. 249. III, 33. 44. 47.
Wonne der Thränen III, 13. 261.
Wurmb, Christiane von, II, 247.
Würtemberg, Wilhelm, König von, III, 245.

Z.

Zahlen (statistische) II, 122.
Zahn, Wilh., II, 195. 278.
Zauper, Jos. Stanislaus, I, 51. 66. 271. II, 71. III, 84. 268.
Zeitschriften und Taschenbücher I, 130.
Zelter, Karl Friedr., I, 68—71. 160. 197. 246. 273. 274. II, 45. 65. 69. 72. 73. 143. 260. 261. III, 59. 60. 97. 151. 229. 278.
Zimmereinrichtung, altdeutsche, I, 203. 204; Z., prächtige und einfache, II, 60. 220.
Zumsteeg, Joh. Rudolf, I, 271.
Zugängliches und Unzugängliches in der Natur I, 239.
Zurechnungsfähigkeit II, 189. 277.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.